

DER BODELSCHWINGH CLAN UND SEINE UNRÜHMLICHE GESCHICHTE (1831-2019)

Editorische Vorbemerkung, Dierk Schäfer

Martin Mitchell¹ stellte die Studie von Johannes Lübeck ins Netz. Ursprünglicher Titel: „Das Schweigen der Hirten - Die Geschichte der Heimstätte Dünne in Fragmenten“.

Doch wer kennt schon das seit langem nicht mehr selbständige Dorf Dünne in Ostwestfalen?² Darum gab Mitchell der Studie den Titel „DER BODELSCHWINGH CLAN UND SEINE UNRÜHMLICHE GESCHICHTE (1831-2019)“³.

Beide Titel sind zutreffend, der von Mitchell lenkt das Augenmerk auf das Spektakuläre der Studie, wie auch Herr Lübeck einräumt. Ich könne mit dem Text so verfahren, wie ich es für richtig halte, mailte er mir, denn ihm komme es darauf an, dass seine Studie wahr- und ernstgenommen werde.

Ich halte diese Studie trotz ihrer nicht unkritischen Quellenlage⁴ für bahnbrechend in der wissenschaftlichen Wahrnehmung der Kirchen- und Sozialgeschichte im aufgezeigten Zeitraum – nicht zuletzt, weil ich vergleichbare Erfahrungen mit Veröffentlichungen über weitere Institutionen gemacht habe, die sich der „christlichen Liebenstätigkeit“ gewidmet haben.

Aus dem Text in der Version von Mitchell habe ich für mich dieses „Leseexemplar“ erstellt, also die von ihm vorgenommene Einteilung entfernt, offensichtliche Schreibfehler kommentarlos verbessert, die alte Rechtschreibung beibehalten und Fußnoten hinzugefügt, die es den jüngeren Lesern erlauben, einen schnellen Überblick über die genannten Personen und die damaligen Bedingungen zu erhalten. Es handelt sich überwiegend um Wikipedia-Hinweise.

Die alte Seitenzählung und der Seitenumbruch (vom wem?) wurden nicht übernommen. Offenbar hat es zuvor schon mit * bezeichnete Ergänzungen im Sinne einer Fußnote gegeben. Wegen des neuen Seitenumbruchs habe ich sie, mit * versehen direkt in den Text übernommen.

Im Text tauchen an wenigen Stellen rot-markierte Buchstaben auf, die aus einer mir nicht bekannten Bearbeitung stammen, aber auch nur die Korrektur von offensichtlichen Schreibfehlern sind.

Einige Anmerkungen verweisen mit „Abb“ auf die Abbildungen im Anhang.

Inhaltliche Veränderungen am Text habe ich nicht vorgenommen.

Zu meinem Interesse und zu meiner Person.

Ich, Dierk Schäfer, beschäftige mich seit ca. 20 Jahren mit der Thematik der (ehemaligen) Heimkinder bis hin zum derzeitigen Missbrauchsskandal und der Reaktion der Einrichtungsträger; das sind meist die Kirchen bzw. deren Sozialeinrichtungen, fallweise aber auch die anderer Wohlfahrteinrichtungen und auch die des Staates. Aus meinen Arbeiten ist mir der sozialpolitisch-kirchliche Hintergrund der Heimeinrichtungen vertraut.

¹ Martin Mitchell ist ehemaliges Heimkind mit leidvollen Erfahrungen aus Bethel/Freistatt. Er lebt in Australien und verfolgt die einschlägigen Diskussionen intensiv und bereichert sie.

² <https://de.wikipedia.org/wiki/D%C3%BCnne>

³ <http://www.ehemalige-heimkinder-tatsachen.com/phpBB3/viewtopic.php?f=22&t=221>

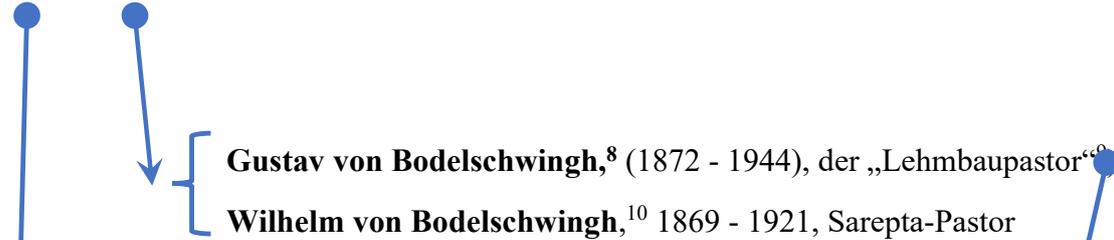
⁴ Dazu ganz hinten: Zur Quellenlage

Ausschnitt aus der Genealogie derer von Bodelschwing⁵ im Überblick,
soweit die Personen in diesem Text von Belang sind.⁶



I

Friedrich von Bodelschwing der Ältere,⁷ („Vater B.“), 1831 - 1910



II

Friedrich (Fritz) von Bodelschwing der Jüngere,¹¹ („Pastor Fritz“), 1877 - 1946,
der 2. Betheler Bodelschwing, designierter Reichsbischof

Bernhild von Bodelschwing

III

Friedrich von Bodelschwing¹², (1902 – 1977), dritter Bethel-Leiter aus der
Bodelschwing-Dynastie)

Detailangaben, vom Autor Johannes Lübeck nachträglich erfragt

„Von den vier Kindern (vier weitere im Kindesalter gestorben) des Friedrich v. B. I („Vater B.“) blieben Friedrich II („Pastor Fritz“, Reibi, 2. Betheler B.) und dessen unverheiratete

⁵Stammwappen derer von Bodelschwing

[https://de.wikipedia.org/wiki/Bodelschwing_\(Adelsgeschlecht\)#Bekannte_Familienmitglieder](https://de.wikipedia.org/wiki/Bodelschwing_(Adelsgeschlecht)#Bekannte_Familienmitglieder)

⁶ Einen kompletten Überblick bietet [https://de.wikipedia.org/wiki/Bodelschwing_\(Adelsgeschlecht\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Bodelschwing_(Adelsgeschlecht))

⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_von_Bodelschwing_der_%C3%84ltere

⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_von_Bodelschwing

⁹ So auch seine Grabkapelle, Abb. 25 und 26

¹⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_von_Bodelschwing

¹¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_von_Bodelschwing_der_J%C3%BCngere

¹² <https://www.bethel.de/ueber-uns/geschichte-bethels/anstaltsleiter.html>

Schwester Frieda kinderlos. Sein Sohn Wilhelm (Sarepta-Pastor) hatte die Kinder Margarete (später verheiratete Stoevesandt), Elisabeth (als Kind gestorben), Friedrich III (dritter Bethel-Leiter) und Ernst (CDU-MdB und Herr auf dem Familiengut Velmede). Dietrich, ein Sohn von Ernst, hat nach einer Leitungstätigkeit in Freistatt bis in jüngster Zeit als Mitgesellschafter die Heimstätte Dünne und die von ihm gegründete Hilfsaktion Heimstatt Tschernobyl geleitet. Auch dessen Sohn Arnt ist Gesellschafter und inzwischen Geschäftsführer.¹³

„Vater B.s“ vierter Sohn ist Gustav, der Dünner Bodelschwingh, der zwei Söhne und zwei Töchter in die Welt setzt, die allesamt kinderlos bleiben: Friedrich-Wilhelm (Jurist und später Leiter der Heimstätte), Gustav jr. (Bauingenieur und Randfigur in der Familie), Adelheid jr. (heiratet im fortgeschrittenen Alter den Witwer Dr. Emil Weerts, der eine Tochter mit in die Ehe bringt) und Bernhild (ledig).“

Friedrich-Wilhelm heiratet seine ihm von Bethel zur persönlichen Pflege überlassene Hilfschwester Johanne Menke, die ohne weitere Ausbildung weitestgehend die Leitung des Kinderheimes in der Heimstätte besorgt und nach dem Tod ihres Mannes ohne weitere Qualifikation Äbtissin im Damenstift Börstel bei Osnabrück wird.“

Eine kurze Darstellung der Persönlichkeiten, die Bethel geführt haben, findet sich auf der Homepage der „v. Bodelschwinghsche[n] Stiftungen Bethel“¹⁴

Zur Einstimmung des Lesers mag ein Zitat von Johannes Lübeck dienen, das als Motto für nicht nur dieses „christliche Liebeswerk“ taugt.

*Die "Parallele" aus C&W ist wirklich verblüffend:
Man wird schon zum Säulenheiligen, wenn man ein
erfolgreicher Spendeneintreiber ist, der wenigstens
einen großen Teil des gesammelten Geldes einem guten
Zweck zuführt und den Rest für ein angenehmes Leben
und die Mehrung des eigenen Ruhmes verwendet.
Bei den Katholiken kann man damit gar zur Reinkar-
nation des Erlösers werden.
Bei den Protestanten hat der von Gott persönlich
auserwählte Wohltäter eine Standleitung nach oben.
Und das spendable Volk soll das glauben!
Man mutet der Gemeinde schon Einiges zu!¹⁵*

Nun zum Text von Johannes Lübeck:

¹³ Abb. 6

¹⁴ <https://www.bethel.de/ueber-uns/geschichte-bethels/anstaltsleiter.html>

¹⁵ Mail von Lübeck an mich, Sonntag, 14. Februar 2021.

Es ging um eine Veröffentlichung über Pater Werenfried van Straaten, bekannt als „Speckpater“ vom 10. Februar 2021, [Erschienen in Christ & Welt: Raoul Löbber](#) und [Georg Löwisch](#), Gut und Böse, <https://www.zeit.de/2021/07/pater-werenfried-von-straaten-held-vergewaltigung-vatikan>

Zu dieser Arbeit:

Es ist ein außerordentlich schwieriges Unterfangen, im Alleingang ein historisches Thema zu bearbeiten, zu dem kaum noch belastbare schriftliche Quellen existieren bzw. zugänglich sind. Erschwerend kommt hinzu, dass beim hier gewählten Gegenstand im Hintergrund mit den Von Bodelschwingschen Stiftungen eine Einrichtung steht, die sich seit jeher auch augenscheinlich fundierter Vorwürfe vehement und erfolgreich zu erwehren weiß, obwohl in ihrer Verantwortung in großem Ausmaße Akten ausgedünnt bzw. vernichtet wurden, was insbesondere auch für die Heimstätte Dünne¹⁶ gilt.

Wer versucht, allein mit Hilfe der noch erreichbaren Archivalien ein Ergebnis zu erzielen, das einer Überprüfung mit den Methoden und Ansprüchen der Geschichtswissenschaften standzuhalten vermag, muss zwangsläufig scheitern – zumal, wenn vom betrauten Begutachter ein besonders kritisches Ergebnis erwartet wird.

Jüngstes Beispiel dafür ist das mit über 600 Quellennachweisen reichlich versehene Buch von Barbara Degen „Bethel in der NS-Zeit – Die verschwiegene Geschichte“ (Bad Homburg 2014)¹⁷, zu dem Uwe Kaminsky ein vernichtendes Urteil lieferte, das in dem Vorwurf gipfelt: „Sie schreibt wirklich eine ‚verschwiegene‘ Geschichte, quellen- und literaturverschwiegen und wenig wissenschaftlich.“¹⁸

Dazu nun sollte man wissen, dass Kaminsky Mitarbeiter am Lehrstuhl für Christliche Gesellschaftslehre an der Ruhr-Universität ist, den Traugott Jähnichen verwaltet, der wiederum zu den drei Herausgebern des „Bochumer Forum zur Geschichte des sozialen Protestantismus“ gehört. In diesem „Forum“ durfte Wolfgang Belitz seine durchaus angreifbare „biographisch-sozialethische Skizze“ über Gustav von Bodelschwingh veröffentlichen. Und damit nicht genug: 2017 kann Bethel vermelden: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, finanziert von Bund und Ländern, stellt Mittel im Umfang von 330.000 € (!) zur Verfügung zur „Erforschung der Geschichte der Von Bodelschwingschen Anstalten Bethel zwischen 1924 und 1949“ mit dem Anspruch, anhand der verfügbaren Patientenakten „aussagekräftige Einzelschicksale von Menschen vor dem Hintergrund der statistischen Befunde“ liefern zu können¹⁹. Das Projekt trägt den vielsagenden und bezüglich des zu erwartenden Ergebnisses vielversprechenden Titel „Patienten im Großbetrieb der Barmherzigkeit“.²⁰ Vergeben wurde das Projekt an Jähnichen und Kaminsky!

In diesem Klima betritt jeder ein Minenfeld, der es wagt, sich den Vertretern der vermeintlich reinen Lehre der Geschichtswissenschaften zu stellen, die ihrerseits sich anmaßen, sozusagen nach Aktenlage gar menschliche Schicksale rekonstruieren zu können.

In der hier vorliegenden Arbeit, die nur ein Zwischenergebnis darstellt, wird aus den vorge-

¹⁶ <https://heimstaette-duenne.de/> https://www.nw.de/lokal/kreis_herford/buende/20716778_Heimstaette-Die-etwas-andere-Geschichte.html

¹⁷ <https://gedenkkreis.de/08.07.2015.nach-dem-vortrag-bethel-in-der-ns-zeit.html>

¹⁸ <https://www.bethel.de/aktionen-projekte/vermeintlich-wissenschaftliches-buch-zur-ns-zeit.html> und https://www.bethel.de/fileadmin/Bethel/aktionen_und_projekte/Stellungnahme_Buch/Buch_Degen_Kaminsky-Stellungn_17_9_14.pdf

¹⁹ <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/325055324?context=projekt&task=showDetail&id=325055324&>

²⁰ <https://idw-online.de/en/news676301>

nannten Gründen absichtlich auf detaillierte Quellenangaben verzichtet. Dabei ist der Autor mit der wissenschaftlichen Arbeitsweise durch seine Tätigkeit als Hilfskraft und Tutor bei Lothar Albertin²¹ ausreichend vertraut und sieht sich nicht zuletzt durch einen Crashkurs bei Fritz Tobias²² dahingehend bestätigt, dass gerade da Zeitzeugen als Quellen unentbehrlich sind, wo die akademischen Historiker aus geschriebenen Quellen schöpfen, die bei ihrer Abfassung schon dazu dienen sollten, ein vorgegebenes Resultat zu untermauern.

Im Spannungsfeld der Erkenntnisse, dass man einen Schwarz-auf-weiß-Besitz getrost nach Hause tragen kann, und dass Papier geduldig ist, soll hier der Versuch gemacht werden, der Wahrheit – so weit wie unter den Umständen möglich – nahe zu kommen. *jl*

Johannes Lübeck

²¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Lothar_Albertin

²² https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Tobias

Das Schweigen der Hirten

Die Geschichte der Heimstätte Dünne in Fragmenten

Statt eines Vorwortes

Am 23. März 1963 stirbt einsam und unverstanden Bernhild von Bodelschwingh²³ im Alter von 54 Jahren in ihrem Elternhaus in Dünnerholz, heute eine Ortschaft der Stadt Bünde, einen qualvollen Tod. Sie hat ihre Krebserkrankung nicht behandeln lassen²⁴ und auch jegliche Schmerztherapie abgelehnt in der unerschütterlichen Überzeugung, dieses Leiden als Sühne für schwere Verfehlungen ihres Großvaters Friedrich von Bodelschwingh²⁵, ihres Vaters Gustav, ihres Bruders Friedrich Wilhelm, ihres Onkels Friedrich („Pastor Fritz“) und ihres Veters Friedrich III auf sich nehmen zu müssen. Über dem Leben dieser ganz und gar außergewöhnlichen Frau, das im Pfarrhaus der Kirchengemeinde Dünne begann, hätte wohl das Wort der Droste-Hülshoff stehen sollen: „Du Glücklicher, geboren und gehegt, im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt.“ Doch vor ihrem Ende verfügt sie in tiefer Verzweiflung und Zerrissenheit, dass auf ihrem Totenbrief kein Bibelvers, kein Hinweis auf eine christliche Bindung oder gar eine Auferstehungshoffnung stehen soll. So lautet dann die Abschiedsnachricht entsprechend ihrer Vorgabe: „Heute wurde unsere Schwester Bernhild v. Bodelschwingh von allem Leid erlöst.“²⁶

Worin dieses Leid, das mit ihren ganz frühen Kindheitseindrücken in der berüchtigten Betheler Zweiganstalt Freistatt beginnen sollte, nun bestand, wird von ihren drei Geschwistern und den übrigen Familienmitgliedern in der Folgezeit konsequent totgeschwiegen. Ihre umfangreiche Korrespondenz geht bald nach ihrem Tod auf Geheiß ihres Bruders Friedrich Wilhelm in Flammen auf, von ihren wenigen treuen Weggefährten ist keiner mehr am Leben, und die Mühseligen und Beladenen, denen sie in ihrer eigenen Hilflosigkeit beigestanden hat, sind stumm geblieben, doch noch verloren gegangen oder ihr längst gefolgt.

Zerbrochen ist dieser bis zur Selbstverleugnung bescheidene Mensch an der aus seiner Sicht unüberbrückbaren und unentschuldbaren Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit ihrer Familie, deren Oberhaupt und Sinnggeber samt Sohn den Weg ins ökumenische Heiligenlexikon²⁷ gefunden, einem gigantischen diakonischen Mischkonzern seinen Namen gegeben und seine Nachkommen mehrheitlich in seinem Bann und in der von ihm vorgegeben Spur gehalten hat. Deren Selbstverständnis hat Friedrich von Bodelschwingh III nach dem Untergang des von ihm so enthusiastisch begrüßten und mitgetragenen Dritten Reiches in Worte gefasst und damit seine eigene vermeintliche Unentbehrlichkeit und die seiner Mit-Namens-träger auf dem Feld der Mildtätigkeit begründet: „...und solche gottbegnadeten Sendboten der Barmherzigkeit sendet der Herr seiner Gemeinde nicht in Massen.“

Seine Dünner Kusine Bernhild, die tatsächlich mit aller ihr zur Verfügung stehenden Kraft versucht hat, Nächstenliebe ohne jeden Anspruch auf Anerkennung oder Dank zu leben, hat

²³ Abb. 15 und 16

²⁴ Abb. 18 und 19

²⁵Eine Google-Suche macht den Personalumfang des Familienclans derer von Bodelschwingh deutlich:

<https://www.google.com/search?client=firefox-b-d&q=von+Bodelschwingh>

²⁶ Abb. 17

²⁷ https://www.heiligenlexikon.de/BiographienF/Friedrich_von_Bodelschwingh_sen.htm

diese Erwählung und Begnadung nicht erfahren und auch nicht für sich reklamiert. Vielmehr fühlte sie sich zu Recht von fast allen missverstanden, isoliert, im Stich gelassen, behindert, verleumdet oder ganz einfach ignoriert. Die folgende Abhandlung kann aufgrund der schlechten Quellenlage nur ein bescheidener und unzulänglicher Versuch sein, aufzuzeigen, woran sie so maßlos leiden und schließlich zugrunde gehen musste.

Das unbekannte Wesen

Die Heimstätte Dünne gGmbH, deren 100-jähriges Bestehen es 2007 zu feiern galt, ist in dem Dorf, dessen Namen sie trägt, so unbekannt, so fremd, so undurchschaubar geblieben, dass kaum ein Bewohner dieses inzwischen nach Bünde eingemeindeten Ortes etwas Verbindliches, etwas Gesichertes über das wechselhafte Wesen der Einrichtung oder gar über ihre in allen Regenbogenfarben schillernde Geschichte zu sagen wüsste, obwohl das Dorf ansonsten nichts von überregionaler Bedeutung aufzuweisen hat. Während in die Chronik zur 800-Jahrfeier der Kommune immerhin noch viereinhalb Seiten lückenhafter Selbstdarstellung aufgenommen wurden, erschienen 50 Jahre später gerade einmal noch 15 Druckzeilen, verfasst von einem aus Dünne stammenden und hier aufgewachsenen Lehrer, der die Geschichte 1937 sozusagen enden lässt und dabei fälschlicherweise auch noch vom „v. Bodelschwingschen Heimathaus“ spricht. Zehn Zeilen liefert dann noch ein kurzer Abriß der Dünnerholzer Schulgeschichte über das Kinderheim in der Einrichtung. Bei der ausführlichen Vorstellung der Dünner Vereine fehlt die Heimstätte gänzlich – wie auch im Beitrag der Kirchengemeinde Dünne, die während des Kirchenkampfes in hartem Widerspruch zu den Aktivitäten Bodelschwings und seiner theologischen Mitstreiter gestanden hatte. Die Minden-Ravensberger Quietas, von der noch zu reden sein wird, hat inzwischen fast ein Jahrhundert lang die Heimstätte nahezu unbehelligt gelassen, obwohl es immer wieder Anlässe zu öffentlicher Kritik und auch zum Einschreiten gegeben hätte.

Nur der Name hat Bestand

Die erste Periode des Vereins Heimstätte als Baugemeinschaft ohne jeden religiösen Bezug reicht bis zum Wiedereinstieg des Mitbegründers Gustav v. B. im Jahre 1920, die zweite, nun erst von den Bodelschwings geführt und bestimmt, bis in die Gegenwart. In dieser Zeit nimmt das „System Bodelschwing“ die Einrichtung sukzessive in Besitz und bis tief in den privaten Bereich auch in Anspruch. Um diese Verfahrensweise zu verstehen, bedarf es einer etwas ausführlicheren Darstellung der Vereinnahmung und des Machtausbaues in der Anstalt Bethel durch die Familie B., die sozusagen zur Vorlage und Handlungsanweisung für Dünne werden.

Friedrich v. B. I (1831-1910)²⁸, Namensgeber der von Bodelschwingschen Anstalten (heute Stiftungen) hat Bethel nicht ins Leben gerufen, sondern erst Jahre nach der Errichtung durch Bielefelder Pfarrer und wohlhabende Bürger 1872 die Leitung übernommen. Die Darstellung, FvB1 sei einem Ruf nach Bielefeld gefolgt, bedarf einer Ergänzung, die aus der eigenen Familie kommt. 1861 hatte der junge Theologe seine Kusine Ida v. B. geheiratet, die Tochter seines Onkels Carl, mit vierjähriger Unterbrechung von 1851 bis 1866 preußischer Finanzminister und damit Nachfolger seines Bruders Ernst, des Vaters von FvB1. Carl v. B. hatte zwar der Überlieferung nach keinerlei Bedenken, seine Tochter mit einem „Armenpfarrer“ zu vermählen, konnte dann aber doch dank guter Vernetzung in Berlin und im Ravensberger

²⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_von_Bodelschwingh_der_%C3%84ltere

Land²⁹, das er seit 1867 als konservativer Abgeordneter im Preußischen Landtag und später im Reichstag vertrat, seinen Schwiegersohn erfolgreich in die ausbaufähige Stellung nach Bielefeld empfehlen.

Die Bethel-Gründer und -Geldgeber aus der Leinenstadt, die verständlicherweise größtes Interesse an einem Fortbestehen der Monarchie und damit der patriarchalischen Verhältnisse in der preußischen Provinz Westfalen hatten, waren durchaus angetan von dem Angebot aus dem angesehenen Hause und machten sich – um der Form zu genügen – mit einer Delegation auf den Weg nach Dellwig, um dem adligen Pfarrer, Patrioten, Monarchisten und ausgewiesenen Antidemokraten das Amt anzutragen – und das mit der berechtigten Erwartung, dass dieser auch in Berlin Gelder würde locker machen können, die man sich für den weiteren Auf- und Ausbau der Anstalt erhoffte.

Als Finanzminister hatte Carl v. B. die Innere Mission als ein Institut, das mit seinem Kampf gegen die Verelendung der Massen nicht zuletzt die revolutionären Kräfte im Reich schwächen sollte, besonders am Herzen gelegen. So pflegte er nicht nur enge Kontakte zu Theodor Fliedner von der Kaiserswerther Diakonissenanstalt und zu Johann Hinrich Wichern vom Rauhen Haus in Hamburg, sondern ließ deren Einrichtungen auch ganz erhebliche staatliche Fördermittel zufließen. Diese Männer hatten richtungweisende diakonische Unternehmungen auf den Weg gebracht und sich dabei auch eine beachtliche Reputation sowie einen akzeptablen sozialen und wirtschaftlichen Status erworben, der weit über dem eines Pfarrers im Gemeindedienst lag. Dieser Karriereweg öffnete sich nun auch für seinen Schwiegersohn in Bethel, das dann auch noch zu so etwas wie einem Erbhof für Sohn und Enkel werden und vielen weiteren Familienangehörigen eine auskömmliche Existenz geben sollte.

Die Sippe aus altem westfälischem Adel war zu dieser Zeit schon eine unübersehbare Größe in der Region durch die Tätigkeit des Ludwig von Bodelschwingh³⁰ als Regierungspräsident in Minden von 1867 bis 1871 und durch das fest Eingebundensein in das preußische Verwaltungssystem überhaupt, in dem auch nach den Ereignissen von 1848 bei der Zuweisung von Schlüsselfunktionen vorrangig der Adel zum Zuge kam. Daran sollte sich selbst nach der Machtübernahme durch die Nazis nicht sofort etwas ändern.

So konnte später Gustav v. B.³¹ davon profitieren, dass mit Adolf von Oeynhausen³² in Minden wieder ein Verwandter das Präsidium führte. Der Edelmann, inzwischen als frühes SS-Mitglied zum SS-Brigadeführer aufgestiegen, hatte Hitler während des für die NSDAP so bedeutsamen „Durchbruchwahlkampfes“ in Lippe zu Beginn des Jahres 1933 auf seinem Gut Grevenburg bei Nieheim (Kreis Höxter) beherbergt und seither im Führer einen beständigen Gönner. Dieser betraute ihn nach der Machtergreifung nicht nur mit dem Mindener Präsidentenamt, sondern stellte sich auch als Patenonkel für eine Tochter zur Verfügung.

Für das königliche Preußen hatte sich nach der Berliner Märzrevolution im südlichen Teil des Kreises Herford geradezu eine Bastion gebildet, die ihresgleichen im ganzen Reich suchte, während sich nördlich des Else-Flüsschens der rebellische Geist trotz der auch hier eingedrungenen Erweckungsbewegung nicht wirklich ersticken lassen wollte. Sogar in den ausgesprochen ländlichen Dörfern Muckum und Dünne war es 1848 zu einem Aufbegehren der Tagelöhner gekommen, die als Kötter³³ der größeren Bauern ein besonders kärgliches und zudem

²⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Ravensberger_Land

³⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_von_Bodelschwingh

³¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_von_Bodelschwingh

³² https://de.wikipedia.org/wiki/Adolf_von_Oeynhausen

³³ <https://de.wikipedia.org/wiki/K%C3%B6tter>

auch noch weitgehend fremdbestimmtes Leben fristeten. Die mit den Unruhen verbundenen Gewalttätigkeiten hatten bei den Betroffenen – das waren vor allem die größeren Bauern – einigen Eindruck und nachhaltige Besorgnis hinterlassen.

Zur Verfolgung des gemeinsamen Zieles, nämlich dem jungen preußischen Parlamentarismus den Garaus zu machen und damit die alte Ordnung wiederherzustellen, mussten im Ravensberger Land Thron und Altar nicht eigens ein Bündnis eingehen; das war schon fester Bestandteil der Erweckungsbewegung. Dabei marschierten politisierende Theologen und fromme weltliche Persönlichkeiten wie der Herforder Bürgermeister Karl Strosser (1819-1898) und der Laarer Lehrer Heinrich Budde* (*Schule Laar Gründungsort der Konservativen Partei Minden-Ravensbergs) im gleichen Schritt und Tritt bei der Bekämpfung „demokratischer Wähler und Hetzer“.

Strosser hatte mit Gleichgesinnten 1861 in Berlin den „Preußischen Volksverein“ gegründet. Dessen wichtigste Anliegen:

Keine Beseitigung der christlichen Grundlage unseres Staates! Keine Verleugnung unseres preußischen Vaterlandes und seiner ruhmreichen Geschichte. Kein Untergehen in dem Schmutze einer deutschen Republik! Kein Kronenraub! Persönliches Königtum von Gottes- und nicht Verfassungsgnaden. Kirchliche Ehe, christliche Schule, christliche Obrigkeit.

Von Schildesche über das von Volkening geprägte Jöllenberg bis in die Herforder Gemeinden Diebrock, Eickum, Elverdissen, Herringhausen, Lenzinghausen und Sundern bildeten sich starke konservative Kreise, die 1862 sogar mit einer großen Abordnung zum preußischen König reisten, um diesen ihrer unverbrüchlichen Treue zu versichern und sich für die am Parlament vorbei durchgedrückte Heeresreform ausdrücklich zu bedanken.

Auf den zahllosen Kundgebungen in den konservativen Kernlanden Minden-Ravensbergs³⁴ trat wiederholt Ludwig von Bodelschwingh als gefeierter Redner auf, in der Gunst des Publikums nur noch übertroffen von Kriegsminister Roon, dem man 1863 auf Sewings Hof in Laar einen prunkvollen Empfang bereitete, der alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellte und erst durch die Belle-Alliance-Gedächtnisfeier im Juni 1865 in Enger auf dem Hof Sielmann mit wohl 10.000 Besuchern übertroffen werden sollte. Zwei weitere Jahre später traten Staatsminister a. D. Carl v. B. und Regierungspräsident Ludwig v. B als gefeierte Ehrengäste zum Jahresfest des Preußischen Volksvereins auf dem Hofe Meyer zu Siederdissen in Eickum auf. Die Bodelschwinghs galten in ihren gehobenen Positionen also als Garanten eines preußischen Ständestaates und damit ein weiterer Vertreter dieser Familie als die erste Wahl für die Besetzung der Leiterstelle in Bethel. Dieser sollte seine Bielefelder Bestaller nicht enttäuschen.

Obwohl Carl v. B.³⁵ selbst bis zu seinem Tode 1873 nur noch wenig Zeit blieb, um finanzielle Unterstützung für die ehrgeizigen Bethel-Projekte einzuwerben, gelang es FvB1 ohne große Mühe, für einen nachhaltigen Geldfluß aus Berlin zu sorgen. Zuzuschreiben ist ihm aber auch davon unabhängig ganz zweifellos der schnelle Aufschwung und eine beeindruckende Eigen- dynamik der Anstalt, was zusammen mit der später erreichten Namensgebung und intensiven Imagepflege allgemein den Eindruck hinterließ, er sei auch der Gründer gewesen.

Eine Parallele für diesen Weg, mit viel fremder Fürsprache, mit guten Verbindungen zur wei-

³⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Ravensberger_Land

³⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_von_Bodelschwingh

testgehend noch vom Adel bestimmten staatlichen Verwaltung bis hinunter zum Landrat, mit materieller Unterstützung von ganz kleinen bis hin zu sehr potenten Spendern und nicht zuletzt dank freiwilliger Arbeitsleistungen eine Einrichtung rasant wachsen zu lassen, zu gestalten und zu führen, ist auch im Aufbau und Betrieb der Heimstätte Dünne zu erkennen, wo es zudem gelingt, über inzwischen nun vier Generationen die Führung und sogar die Verfügungsgewalt in der Familie zu halten, während in Bethel die Bodelschwingsche Strahlkraft mit der Amtszeit von Friedrich 3 ein wenig rühmliches Ende nehmen sollte.

FvB 1, auf eigenes Betreiben hin Vater Bodelschwingh genannt, war von Beginn an erfolgreich bemüht, Bethel nach dem Führerprinzip ganz auf sich zu zentrieren, wozu er u. a. in die treu ergebene Hausmacht auch seine Familie einbaute. Zunächst brachte er seine Schwester Frieda in einflussreicher Funktion unter und später alle seine Kinder: Wilhelm (geb. 1869)³⁶, Gustav (1872), Frieda (1874)³⁷ und Friedrich 2 gen. Pastor Fritz (1877)³⁸, ab 1910 sein Nachfolger und für kurze Zeit auch Reichsbischof der Bekennenden Kirche während der Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen während des Dritten Reiches.

In Bielefeld, vor allem aber im von der Erweckungsbewegung tief geprägten Umland, fand Vater B. ein Biotop vor, in dem er seine Vorstellungen von Diakonie entfalten konnte, wie es ihm wohl in keiner anderen Region des neuen Deutschen Reiches möglich gewesen wäre. Die religiöse Erneuerung, formuliert und vorangetrieben vor allem von Johann Heinrich Volkening (1796-1869)³⁹, war hier nicht zuletzt dank des Niederganges der Leinenindustrie und der damit einhergehenden Verelendung der Bevölkerung auf besonders fruchtbaren Boden gefallen. Das irdische Jammertal stellte nur eine zu erdulden Durchgangsstation dar mit der von Gott gewährten Chance, sich darin zu bewähren, um dann erst im himmlischen Jerusalem die Seele zur Entfaltung und zur Glückseligkeit gelangen zu lassen. Die Verarmung, der zermürbende Lebenskampf und selbst körperliche und seelische Leiden galten ausdrücklich als vom Schöpfer gewollt, als eine dankbar hinzunehmende Prüfung; schon der Wunsch, hienieden zumindest ein wenig das Dasein genießen zu können, dagegen als schwere Sünde. Der armselige Sonntag wurde entsprechend „zur stillen Vorhalle des Himmels“, wobei dem Menschen selbst am Feiertag keine irdischen Freuden zustanden, wozu Volkening sogar das Speisen zählte: „... du solltest am Sonntage nicht mal essen und trinken, um alles Alltägliche, Leibliche möglichst untergehen ...zu lassen...“.

Die Erweckungsbewegung, entstanden zunächst aus dem Bedürfnis, den rationalistischen Geistlichen und überhaupt der allgemeinen Verweltlichung etwas entgegenzusetzen, wurde sehr schnell in weiten Kreisen des Minden-Ravensberger Landes angenommen und auch in ihre Rigorosität und Unabdingbarkeit als alternativlos akzeptiert, was allerdings eine Spaltung quer durch die Bevölkerung zur Folge hatte. Das gilt uneingeschränkt auch für das Dorf Dünne, das GvB später beackern sollte. In der Dünner Chronik von 1951 wird zwar berichtet, dem Bündler Erweckungspfarver Hilmar Rauschenbusch (1745-1815)⁴⁰ sei schon Ende des 18. Jahrhunderts ausgerechnet aus Dünne, „woher zuerst der hartnäckigste Widerstand gekommen“, berichtet worden, das ganze Dorf brenne und „Wirklich: das ganze Dorf war erweckt!“ Daraufhin seien die übrigen Bündler Kirchdörfer ebenfalls umgeschwenkt.

³⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_von_Bodelschwingh

³⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Frieda_von_Bodelschwingh

³⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_von_Bodelschwingh_der_J%C3%BCngere
https://www.heiligenlexikon.de/BiographienF/Fritz_Friedrich_von_Bodelschwingh_jun.htm
<https://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=kurzbiografie&id=4>

³⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Heinrich_Volkening <http://www.posaunenfest-joellenbeck.de/pdf/volkening1.pdf>

⁴⁰ <https://www.kreisheimatverein.de/online-bibliothek/biografien-2/rauschenbusch/>

In Wahrheit gab es auch und gerade in Dünne gegen die neue Lehre, die so einschneidend die Lebensweise und damit das Lebensgefühl zu regulieren beanspruchte, erhebliche Einwände. Das führte so weit, dass um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine Frau des Dorfes namens Antje auf der Basis der Bibel und in Anlehnung an die Lehre der Swedenborgianer einen Anspruch auf ein Höchstmaß an Lebensfreude predigte und auch die freie Liebe in jedweder Form aus der frohen Botschaft meinte rechtfertigen zu können. Die nach ihr benannten „Antje-Christen“ hatten großen Zulauf, bis schließlich die Staatsgewalt dem Treiben ein Ende bereitete.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert unterschied man dann im Dorf zwischen den Erweckten mit Bekehrungserlebnis, den „gewöhnlichen“ kirchentreuen Gemeindegliedern und denen, die nur die unumgänglichen Leistungen wie Taufe, Konfirmation, Trauung und kirchliches Begräbnis in Anspruch nahmen, ansonsten mit „de upp 'n Brinke“, also denen auf dem Kirchhügel, nicht unbedingt etwas tun haben wollten. Diese Kirchenfernen sammelten sich in betont weltlichen Vereinigungen wie Feuerwehr, Männergesangverein, Turnverein, Geflügelverein, Kriegerverein und nicht zuletzt bei den Sozialdemokraten. Und sie feierten sinnesfrohe Feste und sprachen dabei auch in erheblichem Ausmaße dem Alkohol zu, der wiederum von den „Frommen“ als ein Medium des Teufels angesehen und entsprechend gemieden und verdammt wurde.

Die „Fundamentalisten“ unter denen, die sich unter die harsche Lehre Weihes, Volkenings, Schmalenbachs, Seippels und Kuhlos gebeugt hatten, entsagten sogar so weit wie nur irgend möglich der Äußerung von Gefühlsregungen. E. Schoneweg* (*E. Schoneweg, Kustos des Städt. Museums Bielefeld) berichtet, noch bis Ende des 19. Jahrhunderts sei unter den streng pietistischen Ravensbergern sogar das Lachen verpönt gewesen und andererseits selbst bei schweren Schicksalsschlägen auch der Schmerz nicht nach draußen getragen worden. Wo immer die, die in dieser harten Verfolgung der vorgegebenen Glaubensziele lebten, den Eindruck hatten, ihre Kirchengemeinde und ihr Seelsorger entsagten der Welt nicht konsequent genug, bildeten sie die so genannten Konventikel, also Hauskreise, in denen auch unter der Woche und an Sonntagnachmittagen verkündigt, gebetet und gesungen wurde.

In Dünne kam es unter den evangelischen Gemeindegliedern bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zu teils heftigen Konflikten, die bis zu Abspaltungen von der ev.-luth. Kirchengemeinde führten, nachdem schon früher die Zeugen Jehovas vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen einen so starken Zulauf gefunden hatten, dass sie schließlich vor Ort ein Versammlungshaus, einen „Königsreichssaal“, von stattlicher Größe errichten konnten, der bis heute Bestand und starken Zuspruch hat.

Wer sich in dieser Welt der verordneten Entbehrungen und geistig-geistlichen Enge nicht einrichten mochte, das waren vor allem die jungen Burschen. Manchen zog es ins aufstrebende Ruhrgebiet, einen größeren Teil aber nach Amerika, wobei es sich nur wenige leisten konnten, nach dort eine Braut mitzunehmen. Nachdem schon die drei Einigungskriege den Bestand an heiratsfähigen Männern erheblich dezimiert hatten, gab es dadurch nun für noch weniger Frauen eine Perspektive auf Partnerschaft und Familie. Was Gustav Frenssen⁴¹ als Jungfrauennot beschrieb, fand im frommen Minden Ravensberg eine besondere Ausprägung

⁴¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Gustav_Frenssen

darin, dass Bethel mit dem Diakonissenmutterhaus Sarepta⁴² eine vermeintlich akzeptable Alternative zum Ehestand oder auch zum trostlosen Dasein als ledige Magd auf einem Bauernhof oder in einem wohlhabenden Haushalt bot. Viele Töchter ohne Aussicht auf ein anderweitiges Aus- und Unterkommen wurde von ihren Familien - meist ungefragt - für Bethel bestimmt. Zwar bestand für sie grundsätzlich die Möglichkeit, sich aus den mit der Einsegnung eingegangenen Pflichten wieder zu lösen, aber eine Rückkehrmöglichkeit in den früheren Lebenskreis gab es nur in ganz wenigen Fällen. Es galt als ausgemachte Schande, den Dienst zu quittieren oder gar in Unehren ausgestoßen zu werden.

Vater B., der später seine drei Söhne mit drei Schwestern aus gutem Hause verbandeln sollte, hatte ohnehin kein Verständnis für das aus seiner Sicht allzu irdische Begehren, eine Liebesheirat einzugehen. Und eine Diakonisse hatte sich für ihr ganzes Leben ausschließlich diesem einen Beruf verschrieben und damit für die völlige Selbstlosigkeit entschieden und durfte somit an eine Ehe nicht einmal mehr denken, ohne sich zu versündigen. Gustav v. B. berichtet dazu, sein Vater habe darin keine Knechtschaft gesehen, „sondern eine große Freiheit und Sicherheit angesichts der mancherlei schwierigen Lagen, in die eine Diakonisse bei Ausübung ihres Berufes kommt“.

Wurde dennoch mal eine Diakonisse mit dem Wunsch, sich zu verheiraten und dafür in Ehren von ihrem Gelübde entbunden zu werden, bei Vater B. vorstellig, so nahm dieser für sich in Anspruch, bei seiner Entscheidung von Gott geführt zu werden:

Der Regel nach riet er aufs ernstlichste ab. Er hatte zu oft erfahren, dass es doch bloß Menschenwege waren, die man für göttliche ansah, hatte auch zu oft festgestellt, dass Diakonissen, die schon länger in einer selbständigen Stellung sich befunden hatten, sich selten ganz in die Beschränktheit des Lebens an der Seite des Mannes fanden. Er konnte auch dem um eine Diakonisse anhaltenden Mann es ernst ins Gewissen schieben, ob es wirklich recht sei, bei der großen Fülle lediger Mädchen den Blick auf eine Kraft zu lenken, die im Dienst der Kranken und Elenden bereits erfahren sei und deren Lücke nicht so leicht wieder ausgefüllt werden könnte.

Reformation: Nur ein Lippenbekenntnis

Luthers viel gepriesene Erlösung der Frau aus klösterlicher Bindung und Fremdbestimmtheit konnte mit solcher Argumentation unter den Gegebenheiten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im evangelischen Teil Ostwestfalens folglich mühelos unterlaufen werden. Überhaupt tat sich Vater B. mit den Errungenschaften der Reformation außerordentlich schwer, behinderten sie ihn doch bei all seinen Aktivitäten. Doch dank der Vorarbeiten so charismatischer Seelsorger wie Hilmar Ernst Rauschenbusch (Bünde), Heinrich Volkening (Jöllenberg), August Weihe (Gohfeld) und Theodor Schmalenbach⁴³ (Mennighüffen) im Einzugsbereich von Bethel wagte kaum ein Gemeindeglied, die Freiheit eines Christenmenschen für sich einzufordern, was immer es als Laie auch darunter verstehen mochte.

Vater B. gelang es mit seiner väterlichen Ausstrahlung einerseits und seinem ausgeprägten Macht- und Sendungsbewusstsein andererseits nahezu mühelos, Verehrung, Gehorsam und Spendenbereitschaft auf breitester Ebene zu bewirken und an seine Person zu binden. Dass das mit einem teilweise dramatischen Rückfall in katholisches Denken und vor allem Handeln verbunden war, wurde nur von wenigen kritischen Geistern wahrgenommen. Bescheidenen

⁴² <https://www.sarepta.de/>

⁴³ https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Schmalenbach

Widerstand leisteten lediglich die aufstrebenden Sozialdemokraten, ohne sich allerdings dabei auf reformatorische Errungenschaften zu berufen.

Schon der Anspruch, jeden Menschen duzen zu dürfen und als Vater der Anstalt, der Pfinglinge und der Mitarbeiter wahrgenommen und vor allem angesprochen zu werden, stellte zweifelsohne eine Anlehnung an das Papsttum dar, zumal damit auch so etwa wie die Anerkennung einer Unfehlbarkeit auf allen dienstlichen wie privaten Ebenen verbunden war. Selbst den eigenen Kindern war nicht mehr als der Status von Untertanen zugestanden, die ihre gehobenen Stellungen im System ausschließlich dem weisen Ratschluss des vermeintlich vom Himmel gesandten und soufflierten Vaters zu verdanken hatten. Hinzu kam der Segen des Herrscherhauses, dessen amtierender Monarch als summus episcopus in doppelter Funktion seinen getreuen Gefolgsmann bevollmächtigen konnte. Die Verleihung des Wilhelmsordens an Bodelschwingh für herausragendes soziales Engagement durch Kaiser Wilhelm II. wurde u. a. damit begründet, der so hoch Geehrte sei „ein gottbegnadeter, von Gott uns gesandter Mann“. So war es naheliegend, dass der Erwählte für sich allein das Recht in Anspruch nahm, seinerseits zu berufen, zu versetzen, zu entlassen und nicht zuletzt zu loben, zu tadeln und zu maßregeln. Darin mussten sich z. B. sogar die tüchtigste Diakonisse fügen, wenn Vater B. auch nur den leisesten Verdacht hegte, eine ausgesandte Gemeindeschwester könnte menschliche Kontakte zu Gemeindegliedern über ihre eigentliche Aufgabe hinaus in ihrem Tätigkeitsfeld knüpfen und pflegen.

Der Schein von Gottesgnadentum und der Schein von Heiligkeit sollte sich mit der Übernahme des Leitungsamtes in Bethel auf FvB2 übertragen, während dessen beide Brüder und auch Schwester Frieda⁴⁴ diesbezüglich sich mit deutlich weniger überirdischem Glanz abfinden mussten. Hildegard Kähler, Ehefrau eines theologischen Mitarbeiters, erlebt „Pastor Fritz in seiner geheiligten und von allen anerkannten Autorität“, der „jede Aufgabe und jeden Auftrag als eine unmittelbar aus Gottes Hand kommende Gabe empfing“ und der „in ständiger Verbindung mit dem Herrn Christus“ steht. Die bedingungslose Verehrung bekommt nach seinem frühen Tod neue Nahrung ausgerechnet durch die Legende, er habe geradezu todesmutig dem Anspruch des NS-Regimes, das „lebensunwerte“ Leben auch in Bethel auszulöschen, widerstanden. In Wahrheit wurden zunächst jüdische Insassen ausgeliefert, andere bedrohte Behinderte in andere Anstalten verlegt oder an die Angehörigen zurückgegeben, um in Bethel im großen Stil Lazarettplätze für die Wehrmacht freizumachen. Die Schicksale dieser ehemaligen Schützlinge ließ sich die Anstalt dann ganz einfach in keiner Weise zurechnen.

Bethel konnte sich bei seinem Bemühen vor allem auf die diskrete Fürsprache des Mindener Regierungspräsidenten von Oeynhausen verlassen, dem sich der Führer in besonderer Weise verpflichtet fühlte. Unerforscht geblieben ist bis heute auch die Rolle von Hitlers Euthanasie-Beauftragten Prof. Carl Brandt⁴⁵ im Falle Bethels. Immerhin kursierten in und um Bielefeld nicht zu entkräftende Gerüchte, dass für Zugeständnisse auf dem Felde der Krankentötung Zusagen für Gegenleistungen an NS-Prominenz für die Zeit nach einem Zusammenbruch des Dritten Reiches durch FvB2 abgegeben wurden.

Ausgerechnet in seiner Nichte Margarete v. B., Tochter des Sarepta-Leiters Wilhelm v. B, fand der so Hochgelobte eine unerbittliche Kritikerin, die ihr Urteil allerdings nur wenigen Menschen mitzuteilen wagte. Sie war in die Familie eines Bremer Arztes eingehiratet, der im Kirchenkampf mit hohem persönlichen Risiko allen Anfeindungen von Seiten der DC und

⁴⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Frieda_von_Bodelschwingh

⁴⁵ [https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Brandt_\(Mediziner\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Brandt_(Mediziner))

auch der Partei widerstanden hatte. Unter dem Eindruck dieser hier erlebten Bedingungslosigkeit bewertete Margarete v. B. die schnelle Aufgabe des Reichsbischofsamtes durch ihren Onkel als feige Flucht aus der Verantwortung, für den es keine Entschuldigung gebe und die erst den Weg frei gemacht habe für die Verfolgung von standfesten BK-Vertretern.⁴⁶

Das fromme Betteln

Ausgehebelt von Vater B. wurde auch Luthers Rechtfertigungslehre, indem er ein gottgefälliges Leben nur im Dienst am Nächsten oder aber ersatzweise in großzügigster Spendenbereitschaft zu erkennen vermochte. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ galt zweifelsfrei nicht nur für schlichte Gemüter als so etwas wie ein Heilsversprechen aus gesegnetem Munde. Schon das frühe Betheler Fundraising war damit gar nicht weit entfernt vom Ablasshandel. Verschämte Kritik gab es bestenfalls von Wettbewerbern auf dem Spendenmarkt, die unter der Bethel-Dominanz nicht unerheblich zu leiden hatten und nicht zuletzt auch von Menschen, die der Kirche nicht sonderlich nahestanden oder selber kaum ihr Existenzminimum erwirtschaften konnten, aber doch mit nicht geringem Nachdruck materiell in Anspruch genommen wurden. Das traf vor allem auf die Naturalspenden zu, zu denen sich auch Kleinbauern regelrecht herangezogen sahen, indem man ihnen über die Kirchengemeinden nach der Ernte Säcke zustellte, deren Befüllung mit Kartoffeln wie ein Tribut eingefordert wurde. Das Aufkommen war so hoch, dass Bethel nur einen Teil für den Eigenbedarf verwenden und den nicht unerheblichen Überhang somit verkaufen konnte.

Als besonders ergiebig erwies sich das Werben um Vermächtnisse, wobei sich nicht zuletzt die in den anstaltseigenen Krankenanstalten behandelten Menschen oft noch kurz vor dem Ableben zu großzügigen Verfügungen entschlossen, und auch Angehörige von dauerhaft Betreuungsbedürftigen, die in Bethel Aufnahme gefunden hatten, erwiesen sich häufig als spendabel. Gebefreudigkeit vermeintlich zu Dank Verpflichteter machte und macht bis heute einen großen Posten im Gesamtaufkommen aus. Auch dazu wird eigens ein einprägsamer Merk-Reim unters Volk gebracht:

⁴⁶ Diese Kritik, feige Flucht aus der Verantwortung, lässt sich aus den Quellen von Klaus Scholder nicht erhärten. (Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. 1, Frankfurt-Berlin-Wien, 1977, 6. Kapitel: Der Sturz Bodelschwings (Juni), S. 422-452.

Bodelschwingh war als Kandidat der Jungreformatoren Bewegung

https://de.wikipedia.org/wiki/Jungreformatoren_Bewegung gegen Ludwig Müller von den „Deutschen Christen“ https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsche_Christen erfolgreich aufgestellt worden. Daraufhin entbrannte ein regelrechter Kirchenkampf. Die NSDAP hatte ihren gesamten Propagandaapparat zur Durchsetzung ihres Kandidaten Ludwig Müller aufgeboten. Danach wäre ein weiterer Kampf Bodelschwings sinnlos gewesen, er trat nach nur 26 Tagen im Amt zurück. Nachfolger wurde der im Volksmund spöttisch „Reibi“ genannte Müller <https://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=dokument&id=56>. Bodelschwingh wird man keinen Vorwurf machen können. Bei ihm in Bethel wurde das kaum bekannte – und dann verwässerte – „Betheler Bekenntnis“ formuliert. Noch lange galt er als „persönlicher und geistlicher Mittelpunkt der kirchlichen Opposition“, doch dann war er zögerlich und Bonhoeffer gewann an Bedeutung. Scholder, S. 581ff und 612.

Auf Nachfrage schreibt der Autor:

„Der massive Vorwurf, Müller das Amt kampfflos überlassen zu haben, wurde ihm vor allem von seiner Nichte Margarete gemacht, deren Schwiegervater in Bremen konsequent weiter die Sache des kämpferischen Teils der BK unter Hinnahme von Verfolgung vertreten hatte. - Vor allem die Dahlemer BK-Vertreter waren entsetzt über den Rücktritt, da unter den gegebenen Umständen kein neuer Mann von öffentlichem Gewicht mehr aufgebaut werden konnte. So hat es u. a. auch der Magdeburger Präses Lothar Kreyssig dargestellt, der in der sächsischen BK aktiv war und sich als Amtsrichter konsequent geweigert hatte, der Euthanasie zuzuarbeiten. Kreyssig war wiederholt für längere Zeit Gast meiner Eltern und hat aus dieser Zeit ausführlich berichtet.- Zu der Reibi-Geschichte kann ich also keine schriftlichen Quellen liefern, zu den Vorwürfen bezüglich Heimstätte kann ich fast nur auf mein eigenes Archiv verweisen, das ich immer wieder zur Einsicht anbiete.“

*Wer Bethel gibt zu seinem End,
der macht ein selig Testament.*

Diesen Teil des Geschäftsmodells werden schließlich mit sehr einträglichen Resultaten auch die Aktivisten der evangelischen Rattenlinie⁴⁷ Nord übernehmen, die bevorzugt NS-Belasteten aus gutem und vor allem begütertem Hause beispringen und dann einen stattlichen materiellen Rückfluß erwarten dürfen.

Der bekannte, in Dünne geborene und aufgewachsene Erweckungstheologe Heinrich Kemner⁴⁸ (1903-1993)*, (*H. Kemner sucht, obwohl er GvB schon als Kind kennengelernt hat, nicht die Nähe zur Heimstätte und strebt auch keine Mitarbeit im Sammelvikariat⁴⁹ an, da es in der Gründungsphase der Kirchengemeinde Dünne Spannungen unter den alteingesessenen Landwirten gegeben hat, die sich als eine Art Bauernadel verstehen. Insbesondere unter den neun ältesten Höfen, die an ihren einstelligen Hausnummern leicht auszumachen sind, bestehen über Generationen traditionell Rivalitäten, auf die der junge Gemeindepfarrer GvB nicht ausreichend Rücksicht nimmt. Da er sich aus pragmatischen Gründen neben Wilmsmeier Nr. 3 vor allem Grundmann Nr. 9 und mit Meier-Horst Nr. 15, dem es das Grundstück für die Kirche abzuringen gilt, gar einem „Zweistelligen“ zuwendet, fühlt sich die Familie Kemner Nr. 5 zurückgesetzt und entsprechend nachhaltig gekränkt, was Sohn Heinrich aber nicht davon abhält, bei Aufbau und Betrieb des von ihm bei Walsrode gegründeten „Geistlichen Rüstzentrums Krelingen“⁵⁰ auf Bodelschwingsche Methoden zurückzugreifen. Auch Kemner schafft es, geradezu Spendenströme in seine Einrichtung zu lenken, und weil er sich bei der Verwendung nicht verzettelt wie sein großes Vorbild GvB, gelingt ihm ein beispielloser schneller Aufbau, der das Wachstumstempo der Heimstätte bei Weitem in den Schatten stellt. Dabei verbindet auch er Erdverbundenheit, Diakonie und eine extrem pietistische, ja fundamentalistische Theologie mit einer auf grenzenloses Wachstum setzenden Ökonomie. Und auch er versichert sich gern über das Gebet der direkten und ihm unmittelbar richtungweisenden Verbindung zu Gott und zugleich der Anerkennung und Unterstützung einflussreicher und angesehener Zeitgenossen wie Marianne von Weizäckers, Ernst Albrechts, Peter Hahnes, Horst Waffenschmidts und selbst Martin Niemöllers. Auch bei der Verwendung der ihm anvertrauten Gelder orientiert er sich an GvBs Verfahrensweise. Nach seinem Tod ermittelt die Finanzbehörde in der Einrichtung. Sein Nachfolger in der Leitung sieht sich dabei zum Eingeständnis genötigt, Kemner habe sein Rüstzentrum „über die Brieftasche regiert“. Bescheinigen lassen muss sich der geniale Fundraiser posthum u. a. eine geradezu „archaische Buchführung“.) selbst später Träger des fragwürdigen Titels „ungekrönter König der Klingelbeutel“, zitiert Vater B. mit folgender Verheißung: „Ihr werdet mir im Himmelreich noch danken, dass ich euch das Geld überhaupt abgenommen habe.“

Selbst die Jüngsten werden von Vater B.s Spendeneintreibern ins Visier genommen, und da es u. a. immer wieder gelingt, reichsweit die Kindergottesdienstkollekten einzusammeln, was z. B. bei der Bestimmung für die Bethel-Mission immer wieder der Fall ist, kommen selbst auf diesem Feld stattliche Beträge zusammen. Dazu stellt man am Kirchengang bunte Sammelbüchsen aus Blech auf, auf denen ein Mohrenkind mit Spendenteller hockt⁵¹. Wird darauf eine Münze gelegt, lässt ein Mechanismus den Kopf dankbar nicken und das Geld scheppernd im Behältnis verschwinden – oder mit anderen Worten: Es klingt im Kasten.

⁴⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Rattenlinie_Nord Bekanntster dürfte die Rattenlinie Süd sein. Über den Vatikan wurden Nazi-Täter nach Südamerika geschleust. Sie war in jeder Hinsicht „hochrangiger“: hohe Würdenträger der katholischen Kirche als Helfer der Top-Täter: Adolf Eichmann, Josef Mengele und Klaus Barbie. Erst kürzlich erschien dazu: Philippe Sands: „Die Rattenlinie“. – „Ein Nazi auf der Flucht“. Rezension von RENE SCHLOTT, FAZ, Dienstag, 12. Januar 2021, S. 10

⁴⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Kemner

⁴⁹ Sammelvikariate 1937–1940 - Illegale Theologenausbildung, z.B.

<https://www.logos.com/product/175457/illegale-theologenausbildung-sammelvikariate-1937-1940> im Unterschied zum später beschriebenen Sammelvikariat in Dünne

⁵⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/GRZ_Krelingen

⁵¹ „Nickneger“, Gabriele Wiesemann, Gefallene Engel oder Ekelplastik?- Taugt der „Nickneger“ als historischer Indikator für deutschen Rassismus? FAZ, Mittwoch, 12. August 2020, S. 11

Auch werden die Kleinen angehalten, gebetsähnliche Verse zu erlernen und im Gottesdienst und daheim vor dem Einschlafen aufzusagen, wobei man selbst da vor einer maßlosen Überhöhung des Empfängers nicht zurückschreckt. Seine Heiligenverehrung beginnt unübersehbar schon zu Lebzeiten:

*Du lieber Vater Bodelschwingh,
ist unser Taler auch gering,
o, wirf nur aus die Netze dein,
der Herr lässt sie gesegnet sein.*

Gustav zitiert seinen Vater, den Theodor Heuss später als „den genialsten Bettler, den Deutschland je gesehen hat“, betiteln wird: „Ein Tröpflein Liebe ist mehr wert als ein ganzer Sack voll Golde.“ Er habe demgemäß um Liebe geworben und dann als Folge dessen „Geld und Gut und jede Art irdischer Hilfe auch gewonnen“:

„Ich suche nicht das Eure, sondern euch“, das drang durch alle seine Bitten hindurch. Und wie taten sie unbeschreiblich wohl! Hier wurde das Herz in seiner Tiefe bewegt. Hier wurde der Mensch nicht immer wieder erinnert an sein armes, totes Geld, sondern befreit von seinem Geld, emporgehoben über sein Geld und zu lebendiger Mitarbeit berufen, mit allem, was er war und hatte. Dieser persönliche Klang zog sich durch alle seine Berichte. Man fühlte ihnen ab: sie sind nicht mit der Absicht geschrieben, Geld herauszuschlagen. Sie gingen tiefer als ins Portemonnaie, sie drangen ins Gemüt, ins Gewissen, in die Welt der Gedanken und des Willens, in das Innerste der Person. Und immer wieder waren sie so *geschrieben, dass auch der Geringste sie verstehen konnte.*

Wie diese Art der Vereinnahmung in der Praxis sich auswirken sollte, beschreibt Heinrich Kemner in seinen Erinnerungen an Dünne recht anschaulich, um dann später mit den gleichen Methoden seinen pietistischen Wallfahrtsort in Krelingen aufzubauen und nach Gutsherrenart zu führen:

Vater war mit dem alten Bodelschwingh gut bekannt und setzte sich für Bethel ein, wo er nur konnte. Mit eindrücklichen Worten mahnte dieser die Leute, für Bethel zu geben... Vater meinte deshalb, auch weil bei Bodelschwingh Wort und Tat übereinstimmten, müsse man vor einer Begegnung mit ihm immer genau überlegen, wie viel Geld man mitnehme. Bodelschwingh überzeuge einen zu schnell von der Tatsache, dass das Unnützeste, was es gebe, jenes Geld sei, das man für sich behalte. Eines Tages machte sich Vater wieder einmal zum Besuch des Betheler Missionsfestes fertig. Ich stand als Junge gerade hinter ihm, als er den Geldschrank öffnete und ihm einen Hundertmarkschein entnahm. In diesem Augenblick durchzuckte mich der Gedanke: Für die Handwerksburschen in Bethel hat er Geld, und seine eigenen Kinder sollen immer sparen... „Vater, soviel?“ platzte ich heraus. Er sah mich kurz an, sprach kein Wort, drehe sich um und nahm noch einen Schein. Ich fürchtete, er hätte bei weiteren Fragen den ganzen Geldschrank ausgeräumt. Aber diese väterliche Predigt hat mein Leben lang nachgewirkt.

Dieser Anspruch der Bodelschwinghs, den Menschen bis in den letzten Winkel seiner Existenz, ja bis zur Selbstaufgabe für ihre Sache zu vereinnahmen und dienstbar zu machen, wurde biblisch untermauert mit Verweisen auf die Abraham-Geschichte, in der dem Stammvater geheißen wird, Haus und Freundschaften zu verlassen, und auf die Jünger-Berufung durch Jesus. In letzter Konsequenz konnte das zur Folge haben, dass sich Männer wie Frauen fanden, die ihre irdische Existenzgrundlage und selbst die der Familie komplett zugunsten Bethels aufgaben, um sich ganz der vermeintlich zur himmlischen Seligkeit führenden Dienst-

und Opferbereitschaft zu verschreiben.

Friedrich Engel, sein erster Biograf, hält dazu fest: „Schalt man ihn einmal wegen seines unermüdlichen Bittens, so konnte er wohl sagen: ‚Die Bitten, die ich ausgehen lasse, sind ja nur ein ganz leiser Ton gegenüber dem unermesslich lautem Schrei, der täglich an mein Ohr dringt.‘“ Bodelschwingh habe sich nur als das Mittel angesehen, „durch das das Elend der Welt denen mitgeteilt wurde, die sonst nichts davon zu hören bekamen. Nicht die war ihm die höchste Gabe, die die meisten Nullen hinter der Eins aufwies, sondern die, welche die meiste Liebe verriet... Berichtete er einmal über die eingelaufenen Gaben, z. B. ab Weihnachtstagen, so nannte er keine von den eingegangenen großen Summen, wohl aber führte er an, dass z. B. ...ein Dienstmädchen, die von ihrer Tante dreihundert Mark geerbt hatte, die ganze Summe der Anstalt schenkte...“

Geld an sich galt in Bodelschwinghs Botschaften als ein teuflisches Übel, das allein in seiner Hand einen Exorzismus erfahren und dann gesegnet werden konnte, um so aus seiner neuen Bestimmung heraus den Geber vor Gott in ein selig machendes Licht zu rücken. Damit ließ sich denn auch begründen, warum selbst die fallsüchtigen Menschen in Bethel, die eine vollwertige Arbeitsleistung in den Wirtschaftsbetrieben der Anstalt erbringen konnten, auf jeden Lohn, ja selbst auf ein bescheidenes Taschengeld verzichten mussten:

Er bekam, was er an Nahrung, Kleidung und allem übrigen nötig hatte, aber das Geld spielte für ihn keine Rolle mehr. Dass es in Bethel so viele glückliche Menschen gab und gibt, hat mit darin seinen Grund, dass der auri sacra fames, d. h. dem höllischen Hunger nach Geld, und zugleich dem „lockenden Silberton des reizvollen Ruhmes“ so viel wie möglich der Boden entzogen wurde.

Unbestreitbar haben insbesondere viele tüchtige Epileptiker als Handwerker, Bürokräfte und auch lernwillige Hilfsarbeiter in großem Umfange zum raschen Auf- und Ausbau der Anstalt beigetragen, und es hätte ihnen demgemäß nicht nur unter moralischen Gesichtspunkten ein bescheidener Lohn zugestanden für ein wenig individuelle Lebensgestaltung außerhalb der mehr als dürftigen Rundumversorgung in Bethel. Immerhin hatten diese außerhalb des Anfallsgeschehens ganz normale Bedürfnisse und dank ihrer ebenfalls normalen Wahrnehmung einen Begriff davon, dass vor allem die Führungsschicht der Anstalt in keiner Weise nach einem Armut- oder auch nur Bescheidenheitsgebot lebte.

Verschwiegen wird von GvB an dieser Stelle und über sein ganzes Leben hinweg, dass diese verordnete Anspruchslosigkeit auch für Zöglinge galt, die nicht wegen körperlicher Gebrechen und nur vorübergehend der Anstalt oder ihren Tochterbetrieben anvertraut waren. Das gilt in besonderem Maße für die Fürsorgezöglinge in der Moorkolonie Freistatt, die bei spärlichster Kost und dürftigstem Logis für Bethel einträgliche Schwerstarbeit zu verrichten hatten, ohne dass für sie auch nur in die Rentenkasse eingezahlt wurde.

Schmerzlich zu spüren bekamen das später auch die Heimkinder in Dünne unter Friedrich Wilhelm v. B., denen über viele Jahre hinweg jegliches Taschengeld vorenthalten wurde. Lediglich zum allsonntäglichen Kirchgang bekamen sie je einen Pfennig für den Klingelbeutel ausgehändigt, was die meisten als ganz besonders erniedrigend wahrnahmen. Gleiches empfanden sie auch im Zusammenleben mit den gleichaltrigen Dorfkindern in der Volksschule, die zwar auch in der Mehrzahl nicht über regelmäßiges Taschengeld verfügen konnten, sehr wohl aber zumindest gelegentlich Belohnungen von den Eltern und auch Zuwendungen von Großeltern und Paten erhielten und sich in der Kartoffelernte auch schon mal etwas größere Beträge erarbeiten konnten. Mitfühlende Lehrer wie Ludwig

Schmalgemeier und Johannes Eusten spendierten dann nicht selten auf Wandertagen für die Heimkinder Getränke, um sie wenigstens an dieser Stelle einmal aus ihrer verordneten Außenseiterrolle zu holen.

Die Generalvollmacht

Die Spender läßt man über die Verwendungszwecke des Geldes weitestgehend im Unklaren, vielmehr haben sie bedingungslos darauf zu vertrauen, dass letztendlich alles den Ärmsten unter den Brüdern und Schwestern zugute kommen wird. Dabei beackert Vater B. durchaus auch Felder, die nur bedingt oder ganz und gar nichts mit Diakonie zu tun hatten. Augenfällig wird das besonders bei seinen Aktivitäten auf der Nordseeinsel Amrum und in Bad Gastein, wo die dort von Bethel geschaffenen Erholungseinrichtungen vor allem ihm, seiner Familie, seinem ihm treu ergebenen Führungsstab und auch guten Freunden, Förderern und sonstigen Gönnern zur Verfügung stehen und wo nach dort entsandte Diakonissen als dienstbare Geister sich um die wahrlich nicht bedürftigen Gäste verdient machen dürfen.

Auch die aufwändige und architektonisch anspruchsvolle Gestaltung der Anstaltsbauten nützt kaum den darin Betreuten und ihren Helfern, sondern in erster Linie der Selbstdarstellung der Einrichtung und ihrer Leitung. Dementsprechend wird nicht nur die Planung des Dünner Kirchenbaues vom Bauamt Bethels übernommen, sondern auch noch ein hoher Geldbetrag für das ehrgeizige Vorhaben beigesteuert. Damit kann Vater Bodelschwingh seinem Sohn - nach allgemeiner Lesart der Erbauer des Dünner Gotteshauses - zu einer besonders prachtvollen Wirkungsstätte und folglich auch zu beträchtlichem Nachruhm verhelfen. Aber auch die junge Gemeinde wird bis an die Grenze ihrer Leistungsbereitschaft und -fähigkeit in Anspruch genommen. So erwartet GvB von den einfachen Zigarrenarbeitern des Dorfes, deren prekäre Lebenssituation er immer wieder mit großer Leidenschaft zu beklagen und anzuprangern weiß, dass sie sich mit einem großen Opfer einbringen, indem sie allein die Kronleuchter der neuen Kirche finanzieren.

Selbstredend dient auch die Gründung einer eigenen theologischen Hochschule keineswegs der Wohlfahrtspflege. Vielmehr ist damit die Erwartung verbunden, eine möglichst große Zahl wohlgesonnener bis willfähriger Geistlicher zu gewinnen, die sich von Anfang an mit dem Betheler Geist identifizieren und die Arbeit in der Anstalt niemals kritisch hinterfragen sollen. Einen Mangel an Ausbildungsplätzen für theologischen Nachwuchs gibt es jedenfalls zu dieser Zeit in Deutschland nicht. Die Liste der Theologen, die sich hier im Laufe der Jahrzehnte ausbilden und prägen lassen, ist lang und enthält die Namen vieler Männer und später auch Frauen, die sich in der Diakonie und in leitenden Funktionen der Amtskirche Macht und Einfluss sichern können – und auch bereit sind, in so erbarmungslosen Einrichtungen wie Freistatt Verantwortung nach Bodelschwingscher Vorgaben zu übernehmen.

Nicht wenige Pfarrer und mit ihnen ihre Gemeinden stehen geradezu in einem Wettstreit beim Einwerben von Spenden für Bethel, und auf den vielen Missionsfesten im Minden-Ravensberger Land wird eifrig auch für die Ostafrika-Mission gesammelt, über deren Fragwürdigkeit die Geber naturgemäß auf diesen Großveranstaltungen nichts erfahren. Nicht zuletzt soll es sich hier auch auszahlen, dass Bethel mit seiner Hochschule Geistliche heranbilden kann, die in hohem Maße im Einklang stehen mit dem, was man ihnen ans Herz legt und mit auf den Weg in ihr seelsorgerliches Amt gibt.

Der Spender zahlt also in der Regel in der Annahme, dass seine Gabe unmittelbar und zumindest einigermaßen vollständig bei denen ankommt, die mühselig und beladen sind. In Wahrheit behalten es sich die Bodelschwinghs vor, welchem Verwendungszweck das Geld zuflie-

ßen wird. Bei den angegebenen Spendenkonten für Bethel steht vorn ein personenbezogenes Postscheckkonto, welches ohne jeden weiteren Zusatz auf „Pastor F. v. Bodelschwingh, Bethel bei Bielefeld“ lautet, danach wird als Alternative als Empfänger der Betheler „Pfennigverein“ angeboten, der aber von den großen Gönnern nicht unbedingt dafür bestimmt zu sein scheint, bedeutende Zuwendungen entgegenzunehmen.

GvB handhabt das in Dünne nicht anders. Auch er erbittet finanzielle Unterstützung auf ein PSK, das allein auf seinen Namen lautet. Dieses Verfahren hat für ihn u. a. den großen Vorteil, dass er seinen Gesellschaftern nachweisen kann, dass die Leute das Geld ihm persönlich anvertrauen, woraus er denn auch folgerichtig den Anspruch ableitet, dass damit auch die Verfügungsgewalt zunächst einmal ihm zusteht. Gleiches gilt auch für Gaben, die auf Veranstaltungen in seinen umlaufenden Hut gesammelt werden. Diese werden selbstredend nicht vor Ort gezählt und verbucht. Und der Verwendungszweck „da wo am nötigsten“ greift immer. Dabei verfügt der Verein Heimstätte durchaus über ein eigenes Postscheckkonto für die Geschäftstätigkeit der Gesellschaft, das aber nicht für den Empfang von Spenden angeführt wird.

Wachstum der eigenen Liebeswerke und damit des eigenen Ansehens und des eigenen Einflusses sind unübersehbar Hauptziel des Vater B., und dieses Begehren bestimmt die Arbeit Bethels bis in die Jetztzeit. Und dafür bedurfte es von Anbeginn eben einer Generalvollmacht über die eingeworbenen Spenden. Dank ständiger Diversifizierung des Unternehmens zeitigt dieses Streben nach Prosperität schon früh durchaus fragwürdige Erfolge, weil dafür nicht selten andere, kleinere, ortsnähere Einrichtungen weichen oder sich von den Bielefeldern vereinnahmen lassen müssen. Das wurde und wird den Bodelschwings und ihren Nachfolgern in den Leitungsgremien aber nie zum Problem. Die rechte Argumentation, ja geradezu einen Freibrief dazu hat ihnen Vater B. durch seinen Sohn an die Hand gegeben:

Wenn solche Bitten in die Welt hinausgingen, gab es Anstalten, deren Leitungen erschranken: „Gräbt Bodelschwingh uns nicht das Wasser ab?“ Nicht immer blieb es nur bei solchen Schrecken und Befürchtungen stehen; es kam auch zu Verwahrungen, zu Protesten. Vater hatte dafür keine Empfindung. Er sah in solchen Befürchtungen einen verkehrten Sorgengeist, eine geheime Fesselung durch den Mammon. Ihm lag ja gar nicht am Gelde, ihm lag immer an der Liebe. Und die Liebe zu entfachen, war nicht nur erlaubt, das war Pflicht, das kam ja aller Welt zugut, nicht nur ihm und seiner besonderen Aufgabe... Nur ja der Liebe keine Schranken setzen.

Eine anrühige Quelle

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sorgte ein spektakulärer Betheler „Betreuungsfall“ für Schlagzeilen: Eine preußisch-vaterländisch geprägte Familie in Greifswald hatte ihren unbotmäßigen Sohn, der sich zur Sozialdemokratie hingezogen fühlte, kurzerhand entführen und in Bethel als vermeintlich Geisteskranken gegen Geldleistung unter Verschluss nehmen lassen. Mitstreitern gelang es, die Spur bis nach Bielefeld zu verfolgen und in der Leipziger Volkszeitung diese Art der Entsorgung eines unbequemen Familienangehörigen anzuprangern. Der junge Mann, der nun unter dem öffentlichen Druck in Freiheit gesetzt werden musste, war Konrad Haenisch⁵² und sollte nach dem Ersten Weltkrieg zum SPD-Kultusminister aufsteigen und später vom aus dem Ravensberger Land stammenden SPD-Innenminister Carl Severing mit dem verantwortungsvollen Posten eines Regierungspräsidenten betraut werden. Diese Karriere erst machte die Praxis, auch gegen Geld von den betroffenen Familien Menschen in dauerhafte Verwahrung zu nehmen und dabei von der Außenwelt abzuschotten, nachhaltig publik. Damals entstand der bekannte Spottreim:

Bethel bei Bielefeld bietet Bekloppten bei barer Bezahlung billige Behausung.

Schon früher kursierte eine ähnlich einprägsame Kritik an der Art und Weise Bethels, sich

⁵² https://de.wikipedia.org/wiki/Konrad_Haenisch

Wohltätigkeit entgelten zu lassen:

Pastor von Beutelschwing bietet in Bettel bei Bielefeld Barmherzigkeit bei Barzahlung.

Obwohl Carl Severing die politische Stoßrichtung Bethels nicht verborgen geblieben sein konnte, ging er – wie auch die ansonsten ausgesprochen klassenkämpferisch gestimmte regionale Parteizeitung „Volkswacht“ – vergleichsweise pfleglich mit der für die SPD so unbequemen Anstalt um. So schreibt er über die Affäre Haenisch in seinen Lebenserinnerungen lediglich:

Schon als Gymnasiast bekannte sich Konrad Haenisch zu sozialistischen Ideen. Als er darum um die Mitte der 90-er Jahre nach Bethel bei Bielefeld „verbannt“ wurde, wo Vater Bodelschwing ihm den Teufel des Marxismus austreiben sollte, setzte er sich mit meinem späteren Redaktionskollegen Karl Hoffmann in Verbindung, der ihm nach anfänglichen Mahnungen, noch auszuhalten, einige Fingerzeige für die beabsichtigte Flucht nach Leipzig gab.

In der Zweiganstalt Freistatt bei Diepholz schuf Bethel eigens zwei Häuser (Deckertau und Moorpension) für so genannte Pensionäre. Darunter verstand man „leitungsbedürftige Männer aus bemitteltem Stande“, deren Angehörige für die „Verwahrung“ in der Mooreinsamkeit gut und damit für Bethel rentierlich zahlten. Die Schützlinge waren nicht zur Mitarbeit im Torf verpflichtet und erfreuten sich insgesamt besserer Verpflegungs- und sonstiger Lebensbedingungen. So konnte sich in der Moorkolonie eine Zwei-Klassen-Gesellschaft bilden, deren beide Teile für Bethel gute Erträge erwirtschafteten und so zum rasanten Wachstum der Gesamtanstalt wesentlich beitrugen.

An diesem Geschäftsbereich, der trotz der Haenisch-Affäre also weiter betrieben und sogar noch erheblich ausgebaut wurde, sollte Bernhild von Bodelschwing⁵³ später leidenschaftlich Anstoß nehmen und mit Gerhard Daimler, Enkel des Gottlieb Daimler, einen weiteren in Bethel internierten Sproß aus zahlungskräftiger Familie aus seiner misslichen Situation entführen und in ihrem Haus in Dünne bis zu ihrem Tode ein Leben in Freiheit ermöglichen. Danach wurde er, obwohl in seinem Exil völlig unauffällig geblieben, wieder von Bethel vereinnahmt, von wo er über Pflegekräfte immer wieder vergeblich versuchte, die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen. Dabei klagte er vor allem über eine nach seiner Einschätzung extrem hoch dosierte Zwangsmedikation, die seine ohnehin schwere Lebenssituation zusätzlich stark beeinträchtigte.

Eine zweifache Mission

Der Betheler Einstieg in die Missionsarbeit in Ostafrika 1906 hat ebenso mit der ursprünglichen Aufgabenstellung einer diakonischen Einrichtung nichts zu tun und zudem auch nicht allein die Verkündigung der frohen Botschaft zum Ziel. Vielmehr dient Bodelschwing sich mit der Übernahme der Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berliner Mission) nicht zuletzt den von ihm so heiß verehrten Hohenzollern und dem preußisch ausgerichteten jungen Kaiserreich an in der allseitigen Erwartung, mit einer Bescheidenheit, Duldsamkeit und Gehorsam einfordernden Religion die deutschen Auslandsbesitzungen zu stabilisieren und wirtschaftlich profitabel zu machen. Die Berliner Mission ist zuvor in den Geruch gera-

⁵³ Sie wurde nachhaltig totgeschwiegen: „Bernhild von Bodelschwing (1908 - 1963)
Born 1908 [location unknown], Ancestors: Daughter of [Gustav von Bodelschwing](#) and [Adelheid Freiin von Ledebur](#) , Sister of [Adelheid von Bodelschwing](#), [Friedrich-Wilhelm von Bodelschwing](#) and [Gustav von Bodelschwing](#) , [spouse(s) unknown] [children unknown], Died 1963 [location unknown]”
https://www.wikitree.com/wiki/Von_Bodelschwingh-43

ten, nur ein Disziplinierungsvehikel der Kolonialherren zu sein. Der Einstieg Bethels änderte nur den Anstrich, an der Gangart aber wenig bis nichts. So erklären denn die beiden Missionarstöchter Irene und Agnes Rösler⁵⁴ dazu rückblickend in großer Bitterkeit, ihr Vater und seine Amtsbrüder hätten den christlichen Glauben in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg im Auftrage Bethels mit der Nilpferdpeitsche verbreitet.

Als in diesen Jahren in einem Gottesdienst in Oberbauerschaft⁵⁵ wieder einmal mit großem moralischem Druck zu einem Opfer für die Bethel-Mission aufgerufen wird, nimmt die resolute Hebamme des Dorfes das Wort und erklärt, sie erlebe tagtäglich in den Häusern blanke Not und eine daraus resultierende himmelschreiende Säuglings- und Müttersterblichkeit. Da sei es eine Sünde, der Gemeinde auf diese Weise unentbehrliche Geldmittel zu entziehen. Die Kollekte bleibt daraufhin weit hinter den Erwartungen zurück und das Verhältnis der Oberbauerschafter zu Bethel nachhaltig getrübt. Daran vermag auch GvB mit seiner Übersiedlung in den Ortsteil Beendorf nichts zu ändern, zumal man weiterhin auf die Gebefreudigkeit der Leute setzt. So erwartet er beim Bau seines Hauses und des benachbarten Domizils für Pastor Heinrich Grothaus selbstverständlich unentgeltliche Hand- und Spanndienste und sogar von den ortsansässigen Handwerkern kostenlose Leistungen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg halten Mutter und Tochter Adelheid die Oberbauerschafter Schulkinder dazu an, für sie Pferdeäpfel von den Straßen und Wegen aufzulesen, mit denen sie ihren Garten zu düngen beabsichtigen. Pro Eimer sollen sie mit einem Pfennig und einem Sammelbildchen mit biblischem Motiv entlohnt werden. Eltern und Kinder erkennen aber das für sie ungünstige Tauschverhältnis, so dass dieser Naturaliensammlung nur ein sehr geringer Erfolg beschieden ist. Die Beendorfer sollen denn auch, nachdem sie das Treiben der Bodelschwinghs am Südhang des Wiehengebirges über Jahrzehnte beobachtet haben, die Benennung einer Straße nach der Familie in ihrem nun nach Hüllhorst eingemeindeten Ortsteil entschieden und erfolgreich ablehnen.

Gustav von Bodelschwingh, der zwischen seinen beiden Tätigkeitsperioden in Dünne selber als Missionar in Ostafrika im Einsatz gewesen ist, weiß allerdings nur von einem großartigen Liebeswerk an den Heiden zu berichten. Seine ganze Hochachtung gilt schließlich dem Kolonialoffizier Paul von Lettow-Vorbeck⁵⁶, der in Afrika mit vor Ort rekrutierten Askari den englischen Truppen bis zum Ende des Weltkriegs zu widerstehen vermag. GvB spricht dem General das Verdienst zu, mit dem Einsatz der Eingeborenen als Hilfstruppe unter dem Befehl der zahlenmäßig hoffnungslos unterlegenen Deutschen die Afrikaner zu vollwertigen Mitmenschen emanzipiert zu haben. Mit dieser Begründung regt er denn auch in Bünde erfolgreich die Benennung einer Straße nach seinem Idol an, die bis heute trotz der Lettow-Vorbeck angelasteten Kriegsverbrechen nicht aufgehoben worden ist.

Sein Missionarskollege Karl Roehl⁵⁷ hatte schon gegen Ende des Krieges festgestellt, dass man bis dahin die Eingeborenen fälschlicherweise für Halbaffen beziehungsweise für Halbmenschen gehalten und entsprechend behandelt habe. Die Rassenfanatiker seien durch die Opferbereitschaft, die Treue und die militärischen Leistungen der Askari überzeugend wider-

⁵⁴ „Im alten Pfarrhaus treffen wir auf Frieda Wohlrab und Agnes Rösler, die uns schon erwarten. Frieda ist 80, Agnes 72. Frieda eine fromme Christin, Agnes bezeichnet sich als Kommunistin. ... Im Frühjahr 1891 machten sich die beiden Missionare Pastor Ernst Johansen und Pastor Paul Wohlrab im Auftrag von Friedrich Bodelschwingh und der Bethel-Mission auf den beschwerlichen Weg in die Usambara Berge.

<https://nichtallzufromm.de/in-mlalo-missionsstation/>

⁵⁵ <https://de.wikipedia.org/wiki/Oberbauerschaft>

⁵⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Paul_von_Lettow-Vorbeck

⁵⁷ <https://archivfuehrer-kolonialzeit.de/index.php/dr-karl-roehl-1870-1951-missionar-u-bibelubersetzer>

legt. Diese Erkenntnis führte allerdings in dem weitgehend von der Bethel-Mission bestrittenen Sanitätswesen der Schutztruppe während des Krieges nicht dazu, bei der Behandlung von Europäern und Schwarzen auch nur annähernd gleiche Standards anzuwenden.

Die Bethel-Mission ist während der militärischen Auseinandersetzungen voll auf deutscher Seite eingebunden. GvB fungiert als Krankenpfleger der Schutztruppe in einem Militärlazarett und erwirbt sich auch da angeblich hohe Meriten. Roehl versteigt sich gar zu der Aussage: „Er diene, wie eben nur ein Bodelschwingh dienen kann.“ Während in Europa der Krieg zu Ende geht und die Hungersnöte im Reich schon zahllose Opfer gefordert haben, träumt Roehl noch vom einem um viele zusätzliche Gebiete erweiterten deutschen Kolonialreich mit dem Namen Deutsch-Mittelafrika. Für den Wiederaufbau der zu diesem Zeitpunkt schon fast vollständig verlorenen Territorien erbittet er unter dem Stichwort „Baustein für Rulengera“ Spenden auf das Postscheckkonto 1115 der „Ostafrikamission Bethel“.

Das Diakonissenwesen

Beim Aufbau und Einsatz des Diakonissenwesens kann sich Vater B. auf Vorbilder in Kaiserswerth und Neudettelsau berufen, deren Begründer Theodor Fliedner und Wilhelm Löhe als evangelische Geistliche schon vor ihm klosterähnliche Bedingungen geschaffen, zugleich aber den Frauen einen weitaus schwereren und vielseitigeren Dienst auferlegt haben, als man es allgemein von Nonnen kannte. Dabei meint man sich bei dieser Inanspruchnahme von jungen Menschen, die in der Regel die Entscheidung für diese Aufgabe nicht unabhängig getroffen haben, auf Luther berufen zu dürfen, der den bedrängten Herforder Klosterbrüdern und -frauen in Briefen ausdrücklich zugestanden hatte, weiter in ihren Einrichtungen nach überkommener Art zu leben und auch die „geistlichen Kleider“ zu tragen. Dem Rat der Stadt hatte der Reformator dazu geschrieben: „Weil nun die Brüder und Schwestern (die bei euch das Evangelium ernstlich anfangen) ein ehrbarlich Leben führen und eine ehrliche züchtige Gemeinde bilden, daneben auch das reine Wort treulich lehren und halten, so ist meine freundliche Bitte, Ihr wollet nicht gestatten, dass ihnen Unruhe und Erbitterung ... widerfahre...“

Mit diesem Zugeständnis Luthers rechtfertigt man dann vor allem die strikte Kleiderordnung der Diakonissen, die sich auch in ihrer spärlichen Freizeit nur in ihrer Tracht zeigen dürfen. Damit unterliegen sie einer ununterbrochenen öffentlichen Kontrolle. Vor allem in Bielefeld, wo die Sozialdemokraten sich eine vergleichsweise starke Stellung erarbeitet und gleichzeitig viel Diffamierung durch die erweckungsbewegte Kirche erfahren haben, müssen die Diakonissen damit leben, dass es ihnen gegenüber immer wieder zu mehr oder weniger offenen Anfeindungen kommt, weil man in ihnen Vertreterinnen der Sache Bodelschwinghs zu erkennen glaubt, der von der SPD nur von der „Umsturzpartei“ zu sprechen pflegt.

Während der Weimarer Republik und dem mit der Niederlage verbundenen Verlust staatskirchlicher Autorität verringert sich zwar die Opferbereitschaft der jungen Frauen erheblich, andererseits lassen das durch den Ersten Weltkrieg dramatisch dezimierte Angebot an männlichen Altersgenossen und die hohe Arbeitslosigkeit für viele keine andere Wahl, als den Eintritt ins Mutterhaus und damit die bedingungslose Unterwerfung unter den absoluten Gehorsamsanspruch. Der schöne Schein von der aus der Seele entsprungene Berufung zur selbstverzehrenden Nächstenliebe wird weiterhin gepflegt:

Der Beruf des Diakons und der Diakonisse entspringt der freien Wahl der betreffenden Persönlichkeiten. Die Motive sind meist nur innerlichster Art. Das christliche Erfahrungsleben steht dahinter. Man möchte die erfahrene Gottesliebe umsetzen in den Dienst der Liebe an

den Mitmenschen. Dadurch sind Kräfte entbunden, die durch diese religiöse Grundverankerung dargereicht sind, die den Beruf zu einem außerordentlich befriedigenden und den Berufsträger zu einem gewissenhaften, auf die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer eingestellten Arbeiter werden lassen. Es ist ein Geheimnis und doch ein auf dieser Grundlage erklärliches Geheimnis, dass die I. M. und die evangelische Liebestätigkeit über Persönlichkeiten in der Arbeit verfügt, die ihr Leben im Dienste ihrer Brüder und Schwestern ganz einsetzen, deren segensbringendes Wirken uns zu der größten Ehrerbietung und Achtung ihnen gegenüber nötigt und in anderen die Freudigkeit zu erwecken imstande ist, dass auch sie in den Dienst der Liebe gern eintreten. (Friedrich Mahling⁵⁸)

Bei vielen Diakonissen, die, gut aus- und fortgebildet, in leitenden Funktionen hoher Verantwortung tragen, steht die absolute Unterordnung in krasssem Gegensatz zu ihrer Kompetenz und Einsatzbereitschaft. Aus Kaiserswerth hat dazu Bethel den Anspruch auf eine allumfassende Unterordnung unter die vermeintlich von Gott eingesetzte und bevollmächtigte Obrigkeit übernommen und so lange durchgehalten, bis sich nicht mehr genug Frauen fanden, die bereit waren, sich in diesem Ausmaße entmündigen zu lassen:

Ihren Vorgesetzten haben sie um Gottes und des Gewissens willen mit Ehrerbietung und Verleugnung des eigenen Willens zu gehorchen und gegen alle anderen sich eines ernsten und würdevollen Betragens zu befleißigen.

In der Krankenpflege, wo die Weisungsbefugnis in erster Linie bei den Ärzten lag, kam der Anspruch des Mutterhauses im Alltagsgeschäft kaum zum Tragen, auf den meisten anderen Aufgabenfeldern aber waren die Diakonissen häufig und in hohem Maße Gewissenskonflikten ausgesetzt, weil die starren Vorgaben aus Bethel nicht selten den Erfordernissen vor Ort nicht Rechnung trugen oder gar dem angestrebten Ziel kontraproduktiv entgegenwirkten. Nicht zuletzt deshalb gerieten die Diakonissen und auch viele Diakone wegen ihrer vermeintlichen Hartherzigkeit und Empathielosigkeit in Verruf. Der breiten Öffentlichkeit und vor allen den allermeisten Opfern war dabei gar nicht bewusst und bekannt, dass hier Menschen mit minimalem Entscheidungsspielraum tätig waren, die sich selbst allzu oft als hilflose Vollstrecker verstanden, ohne das zum Ausdruck bringen zu dürfen. Das galt vor allem auf den Feldern der Heimerziehung und der Betreuung von Fürsorgezöglingen in Mädchenheimen.

Wie weit die vorausgesetzte und mit aller Unerbittlichkeit eingeforderte Selbstverleugung und Opferbereitschaft gehen sollte, macht dieses erwartete Quasi-Gelöbnis deutlich:

Mein Leben ist, dass ich dienen darf! Und wenn ich dabei umkomme? Komme ich um, so komme ich um.

Vater Bodelschwingh scheute sich dabei nicht, den frühen Tod der ihm auf Gedeih und Verderb ausgelieferten jungen Frauen auch noch zu verklären mit einer Geschichte, „die er gern erzählte und später auch veröffentlicht hat“:

Es sind etwa acht Jahre her, da stand eine Mutter, eine Witwe, an einem offenen Grabe: es war das Grab ihrer Tochter. Sie hatte wohl eine Träne im Auge, aber auf ihrem Antlitz lag zugleich eine stille, selige Freude, welche offenbar viel größer war als der Schmerz. Als der Schlußvers gesungen war und der Segen über die Trauergemeinde gesprochen, wandte sich die Mutter zu dem Geistlichen, reichte ihm die Hand, indem sie sich vom Grab wegwandte

⁵⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Mahling

und sagte: „Wenn ich noch zehn Töchter hätte, ich gäbe sie Ihnen alle – mein Kind ist so glücklich gewesen.“ Ich will hier den Namen der Tochter nicht nennen, ... weil wir nicht gern öffentlich Menschenruhm treiben, auch mit denen nicht, die schon jenseits dieses Tales voll Sünde und Hochmut sind und nicht mehr berührt werden von der Hoffart und Eitelkeit dieser Welt... Sie hat ja früh sterben dürfen. In dem großen Krankenhaus zu Bremen hatte sie sich beim Verbinden einer Wunde eine Blutvergiftung zugezogen, welche sehr schnell einen tödlichen Ausgang nahm... Die Mutter wollte gern, dass ihr Kind auf unserem schönen Friedhof ruhen möchte, darum hat sie auf ihre eigene Kosten die Leiche zu uns gebracht und noch dazu unserm Hause ein schönes Geschenk gemacht für die Freude, dass ihr Kind in diesem seligen Beruf so überaus glücklich gewesen und demselben so selig hat sterben dürfen.

In diesen Zeilen macht Bodelschwingh unausgesprochen, aber umso eindrucksvoller deutlich, was aus seiner Sicht den Unterschied zwischen ihm nebst der Betheler Führungsschicht und den an den Brennpunkten sich Aufopfernden ausmacht: Erstere dürfen sich ihrer Taten unter voller Namensnennung rühmen und rühmen lassen und in Einrichtungen der Anstalt Erholung und jede denkbare ärztliche Zuwendung suchen, die Dienerinnen und Diener am Ende der Befehlskette dagegen namenlos und möglichst noch auf Kosten ihrer Familie ins Grab sinken. So wird auch der in Bethel gestorbene Gustav mit einem Fahrzeug der Anstalt zu seiner letzten Ruhestätte nach Oberbauerschaft gebracht.

Gustav und seine Erben werden in Dünne ebenfalls fast alle ihre Mitstreiter, Helfer und Geber bestenfalls am Rande ihre Schilderungen erwähnen und nur einige wenige mit der Nennung ihres Namens würdigen, womit die meisten der Vergessenheit anheimfallen und der Ruhm allein an den Bodelschwinghs und weniger leitender Mitarbeiter festgemacht wird.

Erst nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten tut man sich in Bethel zunehmend schwer, ausreichenden Nachwuchs für das Mutterhaus Sarepta zu gewinnen, da die neuen Herren ihrerseits in die Wohlfahrtspflege einsteigen und damit jungen Frauen, zu denen man über den Bund deutscher Mädchen schon Zugang gefunden hat, Alternativen zur Tätigkeit in der kirchlich ausgerichteten Diakonie bieten können. Da insbesondere das Minden-Ravensberger Land andererseits dem Werben der Deutschen Christen weitgehend widersteht, bleibt Bethel auf diesem Feld jedoch bis zum Ende des NS-Regimes insgesamt tonangebend.

Kurz vor Kriegsausbruch wirken in immerhin 215 Orten alles in allem 285 Diakonissen als Gemeindegewestern. Ferner versorgt Sarepta zu diesem Zeitpunkt u. a. 33 Krankenhäuser, 24 Alters- und Pflegeheime, mehrere Einrichtungen für Epileptiker und Geisteskranke sowie ein Garnisonslazarett der Wehrmacht mit ihrem anerkanntermaßen hervorragend ausgebildeten Pflegepersonal. Zwischenzeitlich hat man der Not gehorchend alternativ eine Mitarbeit in der einige persönliche Freiheiten gewährenden Ravensberger Schwesternschaft ins Angebot genommen, aber nach dem Zweiten Weltkrieg, als der anhaltende wirtschaftliche Aufschwung auch ledigen jungen Frauen eine erstrebenswerte Lebensweise in Unabhängigkeit eröffnet, läßt der Zustrom so stark nach, dass man sich genötigt sieht, immer mehr auf freie Schwestern zu setzen.

Unterordnung des Personals wird aber weiterhin so weit wie nur irgend möglich eingefordert. Der durch Bethel mit der Einrichtung der Pflegevorschulen betraute frühere Dünner Pfarrer Wolf-Walter Krause Isermann nimmt 14-jährige Volksschulabgängerinnen in strenge Zucht und Ordnung, um sie für die Zeit bis zur eigentlichen Schwesternausbildung nicht auf berufliche und sonstige Abwege geraten zu lassen.

Das meist hingebungsvolle, immer aber gehorsame und zugleich gänzlich bedürfnislose Mit-

arbeiterreservoir steht Bethel also über viele Jahrzehnte im engsten Umland in so großem Ausmaße zur Verfügung, dass es schließlich seine gut ausgebildeten jungen Leute an Krankenanstalten, in Kirchengemeinden und in karitative Einrichtungen im gesamten Reich und sogar ins Ausland schicken und damit für die Anstalt und für Bodelschwings hochfliegenden Pläne stattliche und kontinuierlich fließende Erträge erwirtschaften kann, da man den Nutzern weitaus höhere „Leasingraten“ in Rechnung stellt, als man selbst die entsandten Diakone einschließlich Ausbildung und Altersversorgung kosten läßt. Die Diakone, im Gegensatz zu den Diakonissen grundsätzlich keinem Eheverbot unterworfen, sind dabei finanziell meist so schlecht gestellt, dass auch sie nur an Heirat denken dürfen, wenn sie sich neben ihrem eigentlichen Beruf noch ein Zubrot verdienen können – und immer unter der Voraussetzung, dass das Bruderhaus Nazareth nach Prüfung der Braut seine Zustimmung gibt. Andere Diakonenhäuser sehen sich angesichts der wohlfeilen Angebote aus Bethel gezwungen, ihre Leute ebenfalls weit unter Preis zu entsenden, um überhaupt noch ausgeschriebene Stellen besetzen zu können.

In lebenslanger Abhängigkeit

Gustav v. B. ist von seinem Vater nicht nur über lange Zeitabschnitte in diese Art von Bethel-Arbeit eingebunden worden, er hat sich auch so weit das Vertrauen des Patriarchen erworben, dass dieser ihn mit der Abfassung seiner Biografie betraut. Was der gehorsame Sohn schließlich wenige Jahre nach dem Tode des unumschränkten Herrschers über das Bethel-Imperium und seine Familie zu Papier bringt, ist eine einzige Huldigung, mit der er sich denn auch dem Übervater lebenslang willfährig und eigentlich ohne Not unterwirft, denn für ein Leben in Unabhängigkeit von Bethel hätten ihm nicht nur dank seines Berufes ausreichende Mittel zur Verfügung gestanden.

Das Denken und das bedingungsloses Wollen des Vaters übernimmt er als bindende Blaupause für sein eigenes Handeln und vor allem sein eigenes Fordern, aber auch zur Rechtfertigung jeglichen problematischen Verhaltens, selbst wenn dieses in krassem Gegensatz zur christlichen Botschaft steht. So hat er auch keinerlei Probleme damit, dass sein Vater alles andere als ein Pazifist war und Kriege nicht nur für unvermeidbar, sondern auch für unentbehrlich hielt. Gleichermäßen weiß auch er mit einer demokratisch legitimierten staatlichen Macht nichts anzufangen, mag sich wiederum aber einer vermeintlich von Gott eingesetzten Obrigkeit unter Berufung auf Römer 13 bedingungslos andienen und unterordnen. So ist denn seine Begeisterung für Adolf Hitler keineswegs geringer als die für das preußische Bruderhaus, und den Zweiten Weltkrieg begrüßt er folglich mit einem Enthusiasmus, wie man ihn selbst von einem Pfarrer der Deutschen Christen nicht erwartet hätte.

Mit einem irdischen Pazifismus weiß GvB dank der Indoktrination durch den Vater schlichtweg rein gar nichts anzufangen. Gebete um den Frieden und auch die Friedensbotschaft der Weihnacht kann er nur als ein Verlangen danach verstehen, mit Gott in einem Frieden zu leben, „der höher ist als alle Vernunft“. Vater B.: „...daß unser Kämpfen immer im Frieden Gottes bleibt.“ Die Welt dagegen muß sich in einem nie endenden Prozeß wieder und wieder durch Kriege erneuern und reinigen, um Gottes Herrschaft über seine Erde zu bestätigen und zu festigen. Bei einem Großteil der jungen Menschen, die GvB in Dünne um sich versammelt und die ob der unerfüllbaren Bedingungen des Versailler Friedensvertrages in eine düstere Zukunft zu blicken glauben, fällt diese Botschaft auf fruchtbaren Boden. Sein intensives Werben für eine Beteiligung am Aufbau einer schlagkräftigen Wehrmacht und der von ihm noch wohlwollender betrachteten Waffen-SS ergibt sich geradezu zwangsläufig aus der Erkenntnis des über seinen Tod hinaus allgegenwärtigen Vaters, dass der Krieg ein unerlässliches Lebenselixier für ein Volk darstellt. Gerade an dieser Stelle zeigt sich, wes Geistes Kinder

insbesondere GvB und sein Sohn Friedrich Wilhelm waren.

Schon als Sprößlinge haben GvB und seine Geschwister denn auch einen Erzeuger erlebt, der sich für alles, was Preußens Gloria sichtbar macht, über alle Maßen begeistern konnte. Nicht zuletzt deshalb bat der Patriarch ganz gezielt für die Brockensammlung⁵⁹ der Anstalt um ausgemusterte Militäruniformen, mit denen er dann farbenfrohe Kostümfeste zu inszenieren pflegte, während seine Zöglinge sich das ganze Jahr über mit schäbiger Kleidung aus zweiter und dritter Hand begnügen mußten, was dann in Dünne nach dem Zweiten Weltkrieg eine unrühmliche Neuauflage erfahren sollte:

Die Brockensammlung⁶⁰ wurde auch insofern eine Wohltäterin für die ganze Gemeinde, als sie für all die kleinen Feste, Vorstellungen und Aufführungen eine unerschöpfliche Fundgrube wurde, aus der sich alles zu Tage fördern ließ, was irgend an Verkleidungen und dergleichen gebraucht wurde. An den vaterländischen Gedenktagen, namentlich an Kaisers Geburtstag, rückte sie jedes Mal die alten Uniformen heraus, die sich eingefunden hatten. Man kann sich die Freude der Epileptischen denken, die niemals in einem bunten Rock gesteckt hatten, wenn sie bei dieser Gelegenheit endlich einmal im schönsten Soldatenkleide prangen konnten. Alle Waffengattungen waren vertreten, von der schmucken Kavallerieuniform bis zum einfachen Rock des Infanteristen, und im bunten Zuge ging es durch die Anstalt.

Vater musste dann jedes Mal vor unserm Hause oder abends in der Festversammlung die Ansprache halten. Er hatte ja die Feldzüge 1866 und 1870 als Feldprediger mitgemacht ... Darum brauchte er bei solcher Gelegenheit nur in die Fülle hineinzugreifen, um alle Herzen zu entflammen und für Vaterland und König auflodern zu lassen. In solchen Stunden spürten wir, dass die Welt, die weite große Völkerwelt, nur der lieben kann, der seinem eigenen Volk und Land bis in den Tod in treuester Liebe ergeben ist, und dass Krieg und Kampf dem großen Ratschluß Gottes, den er zum Heil der Völker gefasst hat, nicht widersprechen, sondern als unentbehrliche Glieder sich einfügen. Wie oft hat Vater uns bei solcher Gelegenheit zugerufen: „Nie haben Frankreich und Deutschland sich in den letzten sieben Jahren so viel Gutes getan wie im Krieg von 1870 und 71... Ihm galt ein braver Soldatentod doch ganz etwas anderes vor Menschen und auch vor Gott. Und eine lange träge Friedenszeit hielt er für weitaus verderbenbringender als einen blutigen Krieg.

Das Thema Krieg treibt GvB sein Leben lang um und er hält es auch für unerlässlich, die Sicht seines Vaters jungen Menschen als verbindlich und zutiefst christlich zu vermitteln – selbst dann, wenn die Kriegsverherrlichung an Maßlosigkeit kaum noch zu überbieten ist. So habe der Alte einem dänischen Pazifisten gegenüber geäußert, „dass in einer sündigen Welt der Krieg eine nicht zu entbehrende Zuchtrute in der Hand Gottes sei und dass der sogenannte ewige Friede zu einem fauligen Morast werden würde, worin die ganz Völkerwelt untergehen müsse“.

Der Däne war aufs bitterste enttäuscht. Er hatte etwas anderes bei Vater vermutet. Seine Einwendungen wurden immer erregter und kräftiger, und auch Vater hatte mit Ingrim zu kämpfen...Schließlich sprang der Däne auf, stellte sich vor Vater hin und rief erregt: „Herr Pastor, jetzt denken Sie sich einmal, wir hätten im Kriege 1864 gegeneinander gefochten, Sie auf preußischer, ich auf dänischer Seite, und ich hätte Ihnen die Kugel durchs Herz gejagt und jetzt begegneten wir einander am jüngsten Tage vor Gottes Angesicht! Was würden Sie mir dann sagen?“ Da streckte Vater dem Dänen die Hand hin und sagte: „Hab’ Dank, lieber

⁵⁹ Abb. 10

⁶⁰ <https://www.brockensammlung-bethel.de/>

Bruder, für die gute Kugel.“

GvB sieht sich also immer auf gesicherter Bahn, wenn er sich in der getreuen Nachfolge seines Vaters wähnt, und wann immer sein Handeln einmal kritisch hinterfragt wird, argumentiert er mit dem, was ihm und seiner ganzen Sippe vom Alten mit auf den Weg gegeben worden ist. Er selber hat mit seinem Buch über den Vater letztendlich die ererbten Handlungs- und Verhaltensvorgaben des unfehlbaren Auserwählten als unumstößlich festgeschrieben und der Verlag des Pfennigvereins der Anstalt Bethel sie in vielen Auflagen preiswert unter das fromme Volk gebracht. Diese anerzogene Unmündigkeit empfindet GvB aber selbst nach dem Heimgang seines Erzeugers keinesfalls als Einengung oder gar Zwangsjacke, vermag er doch mit dieser Rückendeckung auch Ziele und die Art und Weise von deren Verfolgung zu rechtfertigen, die er in den Evangelien und auch bei Luther so nicht gefunden hätte. Sein ganzes Wirken in Dünne und von Dünne aus ist nur so zu verstehen und zu bewerten.

Wider die gottlosen Umstürzler

Vater B. hat in der in Bethel praktizierten und von hier ins Kaiserreich getragenen Diakonie zweifelsfrei und vielfach belegbar nicht nur tätige Nächstenliebe, sondern stets auch und vor allem eine wirksame Maßnahme gegen das Erstarken der Sozialdemokratie gesehen. Von der landesherrlich bestimmten Kirche und ihren Einrichtungen sollen möglichst alle karitativen Aufgaben übernommen werden, um das System in seiner monarchischen und ständischen Verfasstheit zu stärken und zu erhalten. Mitte der 80-er Jahre des 19. Jahrhunderts begehrt aber selbst die bis dahin gemäßigte Bielefelder Arbeiterschaft mit Streiks und auch gewalttätigen Aktionen gegen ihre prekären Verhältnisse auf. Das irdische Jammertal, das es laut Erweckungstheologie mit Aussicht himmlische Belohnung entsagungsvoll zu durchschreiten gilt, wird immer weniger duldsam hingenommen. Die Unruhen erreichen in bedrohlichem Ausmaße auch Bethel. Es ist nun angesichts der sich zuspitzenden Lage zumindest eine bescheidene Korrektur der bisherigen Gangart unumgänglich. Gustav zitiert dazu seinen Vater: „Es ist ein schweres Unrecht, wenn man den kleinen Mann, der doch wie wir mit beiden Beinen auf der Erde steht und stehen muss, nur immer auf das Jenseits vertröstet.“ Im Zweifelsfalle also rangiert selbst bei dem Alten von Bethel Pragmatismus über Prinzipientreue.

Den Umsturz im kaum geeinten und gerade zu nationaler Größe herangereiften deutschen Kaiserreich fürchtet Vater B. , so lässt er es die Welt wissen, mehr als die äußeren Feinde in Ost und West. Ob ihn das letztendlich zu seinem späten politischen Engagement veranlasst oder aber sein übersteigertes Sendungsbewusstsein, sein Geltungsdrang, seine durch nichts zu stillende Umtriebigkeit oder ein merkwürdiges Gemenge aus all diesen Beweggründen, das ist wohl kaum zu entschlüsseln. Jedenfalls zieht er für die erzkonservativen, sich stark an Adolf Stoackers Vorstellungen von einem sozialen Obrigkeitsstaat orientierten Christlich-Sozialen und zumindest wohlwollend mitgetragen von deren Konkurrenz, den Deutsch-Konservativen, als Parteiloser 1903 und damit im vorgerückten Alter für fünf Jahre ins preußische Abgeordnetenhaus ein. Derartige Engagements aus einer Unverbindlichkeit und damit auch im Konfliktfalle gewissen Unangreifbarkeit heraus soll Sohn Gustav zeitlebens und damit auch in Dünne suchen, wo er seine vermeintliche und gern betonte Neutralität zunächst gut mit seinem Pfarramt zu begründen weiß. Deshalb kann er auch vom bedingungslos Kaisertreuen zu einem leidenschaftlichen Hitler-Anhänger mutieren, ohne sich mit einer Mitgliedschaft in die Niederungen der Partei zu begeben.

Dabei hat Vater B. zu Stoackers Glanzzeiten als Hofprediger des preußischen Herrscherhau-

ses dessen Nähe intensiv gesucht und sich erst dann, als sein Stern zu sinken beginnt, ganz vorsichtig und sehr partiell ein wenig von ihm abgesetzt. Letztendlich ist es nichts anderes als ein Lavieren zwischen seinem einstigen Freund und Idol und den aktuellen Hohenzollern. Obwohl Bodelschwingh selbstverständlich von Stoeckers hartem Antisemitismus weiß und ihn über lange Strecken auch offen mitgetragen hat, der vor allem dem Einfluß der Juden auf die Wirtschaft die Verelendung der Massen und damit das Erstarken der Sozialdemokratie anlastet, findet er einen Weg, sich aus dieser zweifelsfreien Nähe herauszuwinden, indem er Stoecker vom Antisemitismus kurzerhand freispricht, obwohl oder weil der spätere Kaiser Friedrich III., einst Vater B.s Spielkamerad, die antijüdischen Aktivitäten im Reich als „Schmach des Jahrhunderts“ gegeißelt haben soll. In einem öffentlichen Brief erklärt Bodelschwingh:

Als die Hetze gegen Stoecker begann, hatte ich dem Kronprinzen in einem sehr ausführlichen Schreiben dargelegt, dass, wenn die Fahne sinkt, die Stoecker erhoben hat zum Heile unseres deutschen Volkes gegen seine allergefährlichsten Feinde, auch die Stunde gekommen sei, wo der Hohenzollernthron falle. Der Kronprinz hat nachträglich mit mir über diesen Brief gesprochen und mit keinem einzigen leisen Wort zu erkennen gegeben, dass er diese meine Einsicht für unrichtig halte. Ich weiß gewiß, dass dieses edle Herz voll und ganz die tiefste Gemeinheit verabscheut hat, welche unter dem Namen Semitismus zusammengefasst ist.

Und an anderer Stelle wird Bodelschwingh mit einer rechtfertigenden Huldigung für Stoecker zitiert:

Es ist gewiß auch diesem schneidigen Kämpfer dieser oder jener Taktfehler nachzuweisen, aber der Ruhm muß ihm doch bleiben, dass er zu den allerbesten gehörte, die jemals für unser Hohenzollernhaus und für unser christliches Volk mit unentwegtem Mute und mit großer Lauterkeit das Schwert des Geistes geschwungen haben.

Den Antijudaismus der Bodelschwinghs stößt im erweckten Minden-Ravensberg auf keine wahrnehmbare Kritik, sind die Menschen doch von der geistlichen Obrigkeit längst entsprechend eingestimmt. Die Juden büßen für ihren Ungehorsam und für den Messiasmord bis in die Jetztzeit, und die Völker, unter die sie zerstreut sind, vollstrecken an ihnen das Gottesurteil. Dass man diesem Komplex eine hohe Bedeutung beimißt, wird nicht zuletzt durch die Aufnahme der „Beschreibung, wie das der Stadt Jerusalem angedrohte Gericht Gottes vollzogen, und die Stadt zerstört wurde“ in den Anhang des Gesangbuches für die evangelischen Gemeinden des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg belegt. Man übernimmt hier weitgehend die Darstellung von Flavius Josephus mit allen grauenhaften Einzelheiten, um dann festzustellen: „Das Blut des auf Golgatha von ihnen Gekreuzigten kam über sie und ihre Kinder.“

So wurde es den Konfirmanden vermittelt und überhaupt im Gemeindeleben gern zur wiederholten Lektüre empfohlen. Das Fazit für die Gläubigen, untermauert mit alt- und neutestamentlichen Prophezeiungen:

Von der Zeit an ist Israel ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Priester und ohne Heiligtum geblieben (Hosea 3, 4). Und der Herr hat das Volk zerstreut unter alle Reiche auf Erden. (5 Mos. 28, 25). Und hat sie unter allen Heiden sichten lassen, gleichwie man mit einem Siebe sichtet. (Amos 9, 9). Und hat sie zu einem Sprichwort und Spott gemacht unter allen Völkern. (5 Mos. 28, 37) Und hat ihnen ein bebendes Herz gegeben und verschmachtetete Augen und eine verdorrete Seele, dass sie unter den Völkern kein bleibendes Wesen haben und ihre Fußsohlen keine Ruhe finden. (5 Mos. 28, 65) Ihre Plagen sind

wunderlich, groß und langwierig gewesen. (5 Mos. 28, 59) Ihr Haus ist ihnen wüst geworden. Und das alles ist über sie gekommen darum, daß sie den Ratschluß Gottes von ihrer Seligkeit verachtet und, statt sich vor den dem verheißenen Heiland Jesu Christo sammeln zu lassen unter seine Flügel, ihn, den Sohn Gottes verworfen und gekreuzigt haben. Und ihr Haus wird ihnen wüste gelassen werden, bis sie sprechen: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! (Matth. 23, 39)

Der du dies liest, siehe dich wohl vor, daß du nicht auch den Sohn Gottes verachtest und mit Sünden kreuzigst. Schau die Güte und den Ernst Gottes! Den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, soferne du an der Güte bleibst; sonst wirst du auch abgehauen werden. (Röm. 11, 22)

Obwohl Bodelschwingh samt Gesinnungsfreunden, Gefolgschaft und Claqueuren so massiv gegen die Sozialdemokratie zu Felde zieht, nimmt diese den Fehdehandschuh nicht auf. Im Gegenteil: Selbst der Volkswacht-Schriftleiter Karl Hoffmann und zeitweilige Bielefelder Stadtvertreter, der bei der „Inobhutnahme“ seines jungen Freundes Haenisch die dunklen Seiten des Systems Bodelschwingh hautnah und drastisch erlebt hatte, entwickelte eine erstaunliche Beißhemmung, die GvB später im Rückblick auf seine frühe Dünner Zeit genüsslich zu würdigen weiß.

Auch Hoffmanns Mitstreiter im Bielefelder Rat, Carl Severing, geht - wie er es nennt – konzilient mit der unduldsamen konservativen Konkurrenz um, was im Falle des Vater B. bis zu einem gewissen Maße auch dem großen Altersunterschied geschuldet sein mag. Dass der junge Bielefelder Reichstagsabgeordnete aber in einem so hohen Maße seinem erreaktionären Nachbarn aus Gadderbaum deutlich mehr als nur Schonung angedeihen lässt, kann wohl in erster Linie nur durch den Nimbus erklärt werden, den sich der Alte von Bethel daheim und im ganzen Reich erworben hat. Eine Begegnung der beiden Männer aus Ravensberg in Berlin schildert der Jüngere wie folgt:

In der Sitzungsperiode des Winters 1908 erschien einmal der Pastor Friedrich von Bodelschwingh im Reichstage mit dem Wunsche, mich zu sprechen. „Du musst mir den Bruder Bebel und den Bruder Naumann suchen helfen, Bruder Severing!“ redete er mich an, als wir in der Wandelhalle zusammentrafen. „Ich will mit Euch einen Teller Erbsensuppe essen, und dabei können wir alles besprechen, was ich auf dem Herzen habe.“ Selbstverständlich war ich sofort bereit, den Wünschen meines Bielefelder Landsmannes nachzukommen. Ich führte ihn zunächst in das Restaurant des Reichstages, wo er auf meine Einladung an einen für die Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion reservierten Tische Platz nahm. Nach kurzer Zeit war es mir gelungen, Bebel und Naumann heranzuholen. Die Gesellschaft der vier, an einem Tisch im sozialdemokratischen Sektor des Restaurants vereinigt, bot ein eigenartiges Bild. Da meine Sendbotenrolle erfüllt war, durfte ich bei den nun folgenden Erörterungen zunächst den stillen Zuhörer spielen. Die Unterhaltung drehte sich um die Bitte Bodelschwinghs, den Reichstag für das Los der Wanderarmen zu interessieren. Erst zum Schluß der Unterredung hielt ich es für angebracht, das Leben der Wanderarmen auf der Landstraße und in der Herberge, wie ich es selbst erlebt hatte und aus den Schilderungen der reisenden Kollegen vom Metallarbeiterverband kannte, den anderen drei des bunten Quartetts vor Augen zu führen. Bebel war sofort im Bilde. Das vertraute Du des konservativen Pastors störte ihn nicht, und Naumann und Bodelschwingh waren ja Amtsbrüder, bei denen die Duzbrüderschaft nichts Auffälliges war. Darüber verlor man also kein Wort. Bebel vermied es auch, Herrn von Bodelschwingh mit nationalökonomischen Lehrsätzen klarzumachen, dass das Heer der Wanderarmen nur ein Teilausschnitt aus dem trüben Gesamtbild der Arbeitslosigkeit und der Massenarmut sei und erst mit einer vernünftigeren und gerechteren

Produktionsweise verschwinden würde. Man ging darum sofort auf die Kernfrage ein: Kann der Reichstag nach dem Katalog seiner Zuständigkeiten helfen? Der alte erfahrene Parlamentarier Bebel konnte dem hilfeschuchenden Pastor nicht viel Tröstliches sagen. Aber der warme Ton, mit dem Bebel und später auch Naumann dem alten Herrn ihre moralische Unterstützung zusagten, war für ihn eine kräftige Ermunterung. „Ich komme öfters zu Euch“, meinte er, als ich ihn zum Ausgang des Gebäudes begleitete. Er ist nicht wiedergekommen. Anfang April 1910 machte der Tod den Mühen und Sorgen des rührigen, warmherzigen Mannes ein Ende.

Die vornehme Konzilianz des jungen Severing soll sich für ihn fast ein halbes Jahrhundert später nicht auszahlen, als er versucht, bei der britischen Militärverwaltung als erfahrener Demokrat, Parlamentarier und Verwaltungsmann sowie als ausgewiesener NS-Gegner Gehör und Einfluß zu gewinnen, während eine große Zahl von NS-Belasteten sehr bald das Wohlwollen der Besatzer gerade in Minden-Ravensberg erfährt und mit lukrativen Aufgaben betraut wird. Der Verbitterte mutmaßt zwar, dass aus dem Hinterhalt gegen ihn agiert wird, aber er verortet dieses Hintertreiben seiner Ambitionen nicht in Bethel und dessen Quasi-Dependance in Dünne – oder er hat die Ahnung oder gar Erkenntnis und spricht sie nur nicht aus:

Die englischen Militärs sind nicht nach Deutschland gekommen mit einem fertigen verlässlichen Weißbuch und einem Schwarzbuch in der Hand, mit Hilfsmitteln also, die ihnen die Kenntnis von den politischen Persönlichkeiten einwandfrei, ohne dem einen Unrecht zu tun und den anderen zu begünstigen, vermittelt hätten: Sie mussten suchen und tasten und fanden nicht immer das Richtige, taten vielfach aber das Unrichtige. Zudem hatte ich nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen den Verdacht, dass deutsche politische Heckenschützen die Pfeile geschnitzt und vergiftet hatten, die von anderen Stellen abgeschossen wurden. Es wäre also vielleicht ungerecht gewesen, alle Wirrungen des ersten Jahres Besatzungszeit auf das Konto der britischen Behörden zu setzen. Ich habe darum den Groll über mir zugefügte Kränkungen nicht allzu lange mit mir herumgetragen, sondern unbeirrt dort meine Tätigkeit eingesetzt oder fortgesetzt, wo ich ein bescheidenes Teilchen für den Aufbau leisten konnte. Das bestimmten ja keine Soldaten...

Bemerkenswert muß in diesem Zusammenhang erscheinen, dass Severing in seiner Darstellung der frühen Nachkriegszeit im Raum Bielefeld überhaupt nicht auf den übermächtigen Einfluß der evangelischen Kirche und ihrer Werke eingeht, obwohl die starke Einbindung vor allem von Bethel und auch des Johannesstiftes in Schildesche offensichtlich ist und auf dem Feld der Volksfürsorge den Sozialdemokraten nur wenig Spielraum lässt. Pastor Karl Pawlowski, den machtbewußten und mit weitreichenden Vollmachten ausgestattete Chef des Johannesstiftes und des regionalen Evangelischen Hilfswerkes, erwähnt er nur als eines der von der Militärregierung in den Stadtausschuß berufenen Mitglieder. Dieses Gremium sollte vorrangig die Rudimente des in der städtischen Verwaltung noch immer praktizierten Führerprinzips ausräumen, ein Prinzip also, dass gerade Pawlowski auf dem ihm von Gerstenmaier⁶¹ übertragenen Feld der Diakonie konsequent und gegebenenfalls auch rücksichtslos zu handhaben wusste.

Anbauen gegen den Umsturz

Zurück in die frühen Betheler Jahre: In der tiefen Sorge um das Hohenzollernreich erschloss Bodelschwingh denn auch alsbald ein weiteres Betätigungsfeld für Bethel, indem er ein Kon-

⁶¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Eugen_Gerstenmaier

zept für den so genannten Kleinwohnungsbau entwickelte. Bescheidenes Besitztum wirkte aus seiner Sicht nämlich als „hemmender Faktor für revolutionäre Kampfeslust“. Gegen das Aufbegehren der Arbeiterschaft müsse man bescheidenes, breit gestreutes Eigentum stellen. Aus dieser Erkenntnis heraus brachte er u. a. den Verein „Arbeiterheim“ in Bielefeld auf den Weg, der sich eigentlich auf ganz Deutschland ausbreiten sollte unter dem Motto „Eigener Herd auf eigener Scholle“. Vater B. und sein ihm völlig ergebener Baumeister Karl Siebold waren sich einig, dass diese Arbeiterhäuschen vor allem auf dem Lande sinnvoll zu errichten und somit den Eigentümern längere Wege zur industriellen Arbeitsstätte zuzumuten seien: „Wer sich auf dem Heimweg von der Arbeit müde läuft, rennt abends nicht noch einmal zu Demonstrationen oder Parteiversammlungen in die Stadt“.

Zunächst wurden die Bodelschwingschen Vorhaben und Unternehmungen von der Bielefelder SPD-Zeitung, der „Volkswacht“, durchaus kritisch begleitet, schließlich aber konnten sich Friedrich von Bodelschwingh und seine erzkonservativen Mitstreiter rühmen, mit einer ausgefuchsten Pressearbeit „dem Wolf die Reißzähne gezogen zu haben“, wie ein Mitglied der frommen Familie später triumphierend feststellen sollte. Die Auswirkungen waren fatal und wirken bis heute nach. Die schlimmsten Folgen hatte das zunächst für die ungezählten Insassen der Moorkolonie, die man wohl spätestens seit dem Bericht des Spiegel-Redakteurs Peter Wensierski⁶² ungestraft als ein kirchliches Arbeits- und Ausbeutungslager übelster Sorte bezeichnen darf.

Kurz nach deren Gründung schon stand diese Bethel-Zweiganstalt fast vor dem Aus, weil die „Volkswacht“ sich des Themas in einer Weise angenommen hatte, dass viele Förderer abzuspringen drohten. GvB beschreibt die damalige Situation so: „Namentlich in jener Anfangszeit hat manches Leben der Brüder in Gefahr geschwebt, weil die jungen Burschen wie wilde, ungezügelte Pferde waren, bei deren Bändigung erst das rechte Ineinander gefunden werden musste von unbeugsamer Festigkeit und mütterlicher Zartheit.“ Und dann schildert er, wie man fortan und immer professioneller den Umgang mit der (noch) nicht willfährigen Presse handhabte:

Einmal erschien ein kräftiger Angriff in der sozialdemokratischen Zeitung Bielefelds gegen die Kolonie, besonders gegen ihre Arbeit an den Zöglingen. Es sollten schwere Übergriffe der Pfleger vorgekommen sein. Sofort schrieb Vater an den Redakteur der Zeitung und bat ihn, am anderen Morgen um sechs Uhr sich auf dem Bahnhof in Bielefeld zusammenzufinden, damit sie gemeinsam an Ort und Stelle die Sache untersuchten und die Angriffe auf ihre Haltbarkeit prüften. Wirklich stellte sich der Redakteur ein. In vierstündiger Fahrt erreichten sie das Moor, untersuchten miteinander den Sachverhalt, fuhren zusammen zurück, und am anderen Tage gab der Redakteur in seiner Zeitung eine Berichtigung, die neben kleinen Einwendungen auf eine allseitige Anerkennung der Arbeit von Freistatt hinauslief.

Über 100 Jahre sollte es danach dauern, bis ein überregionales Medium endlich ein klein wenig den frommen Schleier lüftete und nachfolgend ein Spielfilm publikumswirksam auf die noch gar nicht so lange zurückliegenden Zustände aufmerksam machte.

Nach der Jahrhundertwende konnte Gustav v. B. wieder einen Beleg für gekonnte Pressearbeit liefern. Bethel hatte einen Mitarbeiter namens Wallbaum für eine Betätigung in der Christlichen Gewerkschaft freigestellt, wo er so zum „Arbeitersekretär“ aufsteigen und gegen die linke Arbeiterbewegung auftreten konnte. Hierzu heißt es in den Lebenserinnerungen des zu dieser Zeit in Dünne tätigen Pfarrers Gustav v. B.:

⁶² https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Wensierski

Auch für Wallbaums Auffassung hatte die einseitige Einstellung zu Gunsten der konservativen Partei, die ein großer Teil der Minden-Ravensberger Pfarrerschaft eingenommen hatte, gerade die Arbeiterschaft dem Vaterlande und der Kirche entfremdet und sie der Sozialdemokratie in die Arme getrieben oder der marxistischen Weltanschauung, die überall zerstörend eindrang. In den volkswirtschaftlichen Zielen war er vielfach mit dem Marxismus einig und bedauerte im Grunde mit mir, dass die Gegenbewegung, der er diente, infolge der Unterlassung von evangelischer Seite von vornherein in das Schlepptau des Zentrums geraten war, daher auch ihren Namen übernommen hatte, obwohl die der Sozialdemokratie gegenüber übernommene Sache um ihrer selbst und des Christentums willen am besten mit dem Namen des Christus unvermengt geblieben wäre.

Mit seinem sozialdemokratischen Gegner, dem Schriftleiter der Bielefelder ‚Volkswacht‘, kreuzte er in den Versammlungen von Dünne, Bünde und den benachbarten Orten bis tief in die Nacht die Klinge. Während Wallbaum nach geschlagener Schlacht bei uns im Pfarrhaus einkehrte, pflegte sein Gegner zu Fuß den weiten Weg bis Herford zurückzulegen, um noch den Nachtzug nach Bielefeld zu erreichen. Ich ließ Hoffmann – so hieß der Schriftleiter – bitten, ob er nicht ebenfalls bei uns das Nachquartier annehmen wollte. Davon machte er freilich keinen Gebrauch; aber mit den Gehässigkeiten, die er bis dahin nach den damaligen politischen Kampfgepflogenheiten auch gegen das Pfarrhaus der Gemeinde und seine Bewohner angewendet hatte, war es von da ab vorbei.

Später sollte sich die Betheler Pressestelle in diesem Sinne zu einem mächtigen Informations- und Propagandainstrument entwickeln, dem die Bielefelder Zeitungen sich mehr oder weniger willig ergaben – sehr zum Leidwesen vieler redlicher Redakteure, die sich mit den Vorgaben nicht abfinden mochten. Einer von ihnen war der Lokalschriftleiter Herbert Niekamp, der die Nebenredaktion für Stadt und Amt Brackwede besorgte. Als man dem gewissenhaften Journalisten und aufrechten Sozialdemokraten den weitaus lukrativeren Posten des Bielefelder Lokalchefs übertragen wollte, lehnte er dankend ab mit der Begründung, er könne sich nicht von Bethel vorschreiben lassen, was im Blatt (damals nach der Fusion von Freier Presse und Westfälischer Zeitung schon die Neue Westfälische) über die Einrichtung erscheinen dürfe.

Auch bei der bürgerlichen Konkurrenz (Westfalen-Blatt) waren Bethel-Termine unter den Redakteuren nicht sonderlich gefragt, weil viele sich gegen den Verlautbarungsjournalismus zumindest innerlich heftig sträubten. Damals kursierte die Feststellung, Martin Luther hätte wohl eher seine 95 Thesen an die Tür des Petersdoms nageln, als ein Bielefelder Redakteur 95 Schreibmaschinen-Anschläge Wahrheit über Bethel ins sein Blatt heben dürfen.

Kirche im Dienste der Monarchie

Nach Betheler Vorstellungen soll die evangelische Kirche im Rahmen des großangelegten Eigenheimbaues den Proletariern auf die Dörfer folgen und dort nicht nur Seelsorge betreiben, sondern auch mit sozialer Fürsorge der Arbeiterbewegung die Spitze brechen. So ist auch der starke Auftritt der Kirche unter Pastor GvB zu verstehen, der in der ersten ihm anvertrauten Gemeinde nur mit von Bethel abgezweigten Spendenmitteln so eindrucksvoll zu verwirklichen war. Er fühlt sich – wie so oft noch später in seinem wechselvollen Leben – auch in Dünne auf Vorposten gestellt. Nicht nur Ausmaße und Ausstattung des Gotteshauses setzen hier hinsichtlich dieses Anspruchs neue Maßstäbe, auch die Größe des Pfarr- wie des Gemeindehauses, das sogar eine Badestube für die ärmeren Leute bietet, fallen überdeutlich aus dem Rahmen und der Ruhm dafür allein dem jungen Pfarrer aus Bethel zu.

Aus der für das einfache Gemeindeglied kaum erkennbaren Zielsetzung heraus beteiligte sich Sohn Gustav als Dünner Pfarrer denn folgerichtig schließlich auch an der Gründung des Vereins Heimstätte in Dünne, wenngleich es sich hierbei zunächst in keiner Weise um eine konfessionelle Veranstaltung oder ein Vorhaben im Rahmen der von Vater B. angestoßenen Arbeiterheimbewegung handelte. Es musste ihm nun nur noch gelingen, dem Unternehmen so zügig wie nur irgend möglich den eigenen Stempel aufzudrücken. So war es denn nach seinem vorübergehenden Einsatz in Bethel und auf dem Missionsfeld bald auch um die ursprüngliche Intention des Vereins geschehen. Der von GvB bestimmte Selbstzweck sollte nach dem neuen Durchstarten in der Weimarer Zeit immer mehr das Wesen der Heimstätte Dünne verändern, der Name bedeutete dadurch immer weniger eine Verbindung von Einrichtung und Dorf.

Die teilweise in schneller Folge vorgenommenen Aufgabenänderungen und –erweiterungen des Vereins unter der Führung der Bodelschwings lassen sich nur noch unzureichend aus den spärlichen Restbeständen des Heimstättenarchivs und anderen Sammlungen ersehen, und die wenigen ortsansässigen Zeugen, die in den bewegten Zeiten tiefere Einblicke hatten, sind verstorben, ohne ihre Erinnerungen aufgeschrieben zu haben. Auch an dieser Stelle kommt die selbstverordnete Verschwiegenheit der Minden-Ravensberger den Bodelschwings zugute. Der Verlust fast aller schriftlichen Quellen macht eine glaubwürdige Bearbeitung des Gegenstandes nach den Ansprüchen der Geschichtswissenschaft nahezu unmöglich, würde sie aber aus dieser Einsicht unterbleiben, hieße das, der systematischen Spurenverwischung endgültig zum erwünschten Erfolg zu verhelfen.

Eingestanden werden muß, dass die jungen Menschen, die hier in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg bis in die frühen Jahre der NS-Regimes Arbeit, Sinngebung und anregende Gesellschaft suchten und zumeist auch fanden, selbst nach dem zweiten Zusammenbruch noch mit ihrem Aufenthalt gute Erinnerungen verbanden, die bis zu einer völlig kritikfreien Verklärung reichen konnten. Mehrheitlich waren sie vor ihrem Eintritt in Dünne schon durch die Jugendbewegung vorgeprägt und damit offen für das, was GvB in zu bieten hatte. Für die Phase ab 1947/48 gilt das nicht mehr. So will ein Theologe, der als Kind in den fünfziger Jahren hier Eindrücke sammeln konnte, hinsichtlich des Umganges mit anvertrauten Menschen und mangelnder Transparenz Parallelen zur Colonia Dignidad erkannt haben, während andererseits der langjährige Ortsgeistliche Martin Gohlke kurz vor Ende der Heimarbeit glaubte erklären zu dürfen, in Dünnerholz sei „ein Zeichen aufgerichtet worden“, und der Leiter Friedrich Wilhelm von Bodelschwing⁶³ habe hier als Enkel des „Vater B.“ in bester Familientradition gewirkt.

Zwischen diesen Extremen bewegt sich auch, so unverständlich das zunächst erscheinen mag, die Wahrnehmung derer, die hier arbeiten oder Zuwendung im guten wie im bösen Sinne erfahren durften. Dabei haben die örtlichen wie die regionalen evangelisch.-lutherischen Kirchenvertreter nicht nur zu offensichtlichen Missständen beharrlich geschwiegen, sondern vielmehr das Handeln stets wohlwollend in Wort und Tat begleitet, wenn man von der kurzen Zeit des hier tätigen NS-nahen Sammelvikariats des Ev. Oberkirchenrates einmal absehen will. Da aber selbst dazu kaum schriftliche Quellen zur Verfügung stehen bzw. zugänglich sind, muss jede Abhandlung über die Heimstätte bruchstückhaft und damit angreifbar bleiben, aber gerade deshalb soll hier im Rahmen der Möglichkeiten versucht werden, das zum jetzigen Zeitpunkt verfügbare festzuhalten und damit zu einer weiteren Erforschung und Bearbeitung anzuregen.

⁶³ Abb. 8

Schenkt man der Selbstdarstellung der zwischenzeitlich unter Druck geringfügig berichtigten aktuellen Homepage der Heimstätte (Stand Sommer 2018) für eine erste Beschäftigung Glauben, dann wird an diesem Ort und von diesem Ort aus seit jeher segensreich und gänzlich uneigennützig gearbeitet – und das vor allem bis nahezu ausschließlich durch Mitglieder der Familie von Bodelschwingh, die inzwischen hier nicht nur in vierter Generation wirkt und bestimmt, sondern auch in der Tradition Bethels seit jeher ihre über weite Strecken geschönte Geschichte selber schreibt oder von Wohlgesonnenen schreiben lässt.

In der Chronik zur Dünner 800-Jahre-Feier (1951) lässt es sich demzufolge Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh auch nicht nehmen, den Beitrag über die Heimstätte, der er nun vorsteht, selber zu verfassen. Höchst bedeutsame Ereignisse und Aktivitäten bleiben allerdings nach bewährter Weise gänzlich unerwähnt. Seine Darstellungen reichen etwa bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung und verschweigen den gesamten Zeitabschnitt bis einschließlich 1951, wenn man von folgenden Zeilen absieht:

*Wenn auch der Tod seines Leiters im Jahre 1944 und die Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre die Tätigkeit des alten Vereins Heimstätte weitgehend eingeschränkt haben, so darf doch die Gemeinde Dünne heute mit Freude und Genugtuung auf eine Arbeit zurückblicken, die auf Dünner Boden erwuchs und – so klein sie an äußerem Umfang geblieben ist – doch weit über die Grenzen hinaus gewirkt hat und weiterwirkt als Vorkämpfer im Kampf um das wichtige soziale Ziel, das es anzustreben gilt: Die Schaffung des eigenen Heimes auf eigener Scholle!*⁶⁴

Ein weltlicher Anfang

Die Dünner Gründerväter des Vereins Heimstätte waren neben dem Ortspfarrer Gustav von Bodelschwingh der Kolon (Landwirt) Heinrich Heipmann gen. Grundmann, der Kaufmann Kaspar Heinrich Tödtmann, der Werkmeister Heinrich Greimann, die Zigarrenarbeiter Karl Horstmeier und Heinrich Heepmann sowie der Hauptlehrer Wilhelm Huxhol. Sie kamen aus den unterschiedlichen politischen Lagern. Der vermögende Tödtmann ermöglichte den Start dadurch, dass er auf Spekulationskäufe im Zuge der Verkoppelung (Flurbereinigung) verzichtete, wodurch der Verein die ersten Baugrundstücke günstig erwerben konnte. Außerdem schoss Tödtmann im Laufe der ersten Jahre erhebliche Geldbeträge zu. Der Verein war in dieser frühen Phase keinesfalls eine kirchliche oder mit Bethel verbundene Aktivität, wengleich GvB später für sich in Anspruch nehmen sollte, den Anstoß in Anlehnung an die diesbezüglichen Bestrebungen seines Vaters gegeben zu haben.

Der einzige Zweck bestand zunächst darin, für Arbeiterfamilien erschwingliches Wohneigentum auf dem Lande zu schaffen. Besonders prekär war zu dieser Zeit die Situation der Zigarrenroller, die zu einem großen Teil in ihren beengten Wohnküchen Heimarbeit leisteten und zugleich ihre Kinder großzogen. Der feine Staub, der vor allem beim Herausreißen der Hauptrippe aus dem Tabakblatt entstand, schädigte von Geburt an die Lungen der Menschen und führt zusammen mit der unzureichenden Ernährung zu einer hohen Kindersterblichkeit und insgesamt zu einer sehr geringen Lebenserwartung.

Ein erstes Aufbegehren aus blanker Not heraus hatte es hierzulande schon im Zuge der 48-er Revolution gegeben – durchaus ungewöhnlich auf dem Lande und dazu noch in einer Region, die soeben wie kaum eine andere in Deutschland von einer neuen, geradezu fundamentalistischen Frömmigkeit erfasst und vereinnahmt worden war. Die evangelische Kirche hatte zwar

⁶⁴ Abb. 22

sehr wohl die extreme materielle Not erkannt, sah ihre Hauptaufgabe aber eben nicht in deren Bewältigung, sondern vielmehr darin, Verhältnisse zu schaffen, in denen die Armen sich nicht vom Glauben abwandten und nicht aufbegehren gegen die Monarchie, die hierarchische Ordnung bis hinunter zu den größeren Bauern, die über ihr Gesinde und ihre Kötter fast unumschränkt verfügen konnten, und auch nicht gegen die aufstrebenden kapitalistischen Kräfte.

So ist auch der Bericht Wilhelm von Laers von 1851 zu verstehen, wenn er schreibt, dass wohl kein Teil des preußischen Staates so sehr „der kräftigsten Hilfe bedarf, als der Kreis Herford“. Die Not müsse sonst ein Ausmaß erreichen, „dass die Besitzenden nicht mehr imstande sind, die Armensteuern zu bezahlen“. In der zügig wachsenden Stadt Bielefeld waren es denn auch wohlhabende Kaufleute und Unternehmer, die die Gefahren rechtzeitig erkannten, die eine weitere Verelendung der Massen für sie mit sich brachte. Wenn sie 1867 sich dazu entschlossen, eine Einrichtung für Epileptiker zu schaffen und zu finanzieren und dafür die Kirche und somit fünf Jahre später den glühenden Monarchisten und Hohenzollernverehrer Friedrich von Bodelschwingh ins Boot zu holen, so war das keineswegs in erster Linie – wenn überhaupt – dem Bedürfnis nach tätiger Nächstenliebe geschuldet.

So wurde denn auch Gustav v. B. nicht ohne Bedacht von seinem Vater in die eben gegründete Kirchengemeinde Dünne geschickt, bildet sich doch im Raum Bünde aufgrund der miserablen sozialen Lage der Zigarrenarbeiter gerade ein zunehmend rebellisches Proletariat, das selbst mit den rigiden Mitteln der erweckungsbewegten evangelischen Kirche in Minden-Ravensberg schon auf kurze Sicht unbeherrschbar zu werden drohte. Bethel erzielte hier zwar noch immer ein beachtliches Spendenaufkommen, aber in den Zigarrenfabriken und auch in deren dörflichen Filialen gäbe es gleichzeitig bedrohlich.

In Dünne kann GvB zunächst vom Nimbus seines Vaters profitieren und viele fromme und auch suchende Gemeindeglieder an sich binden. Die erste Wohnung im Hause eines Malermeisters wird schon zu einem beliebten Treffpunkt für die christliche Dorfjugend, und mit der Fertigstellung des geräumigen Pfarrhauses kommt auch auswärtiger Besuch in das bis dahin kaum von Fremden berührte Dorf. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Fritz, dem späteren Leiter von Bethel, hat GvB schon zuvor Anhänger aus der bündischen Jugend um sich gesammelt, verbunden mit dem Anspruch, von diesen als „dux 1“ und „dux2“ angesprochen und entsprechend als Führer akzeptiert zu werden. Zu den beliebtesten Ausflugzielen zählte Dünne für die jugendbewegte Truppe, der die Bodelschwings wegen ihrer Zugehörigkeit zu den besseren Kreisen den Namen Pyramidaltia gegeben hatten und die schon allein aufgrund ihres gehobenen Bildungsstandes die Dünner Altersgenossen faszinieren musste und die zunächst keinesfalls verbindlich christlich ausgerichtet war. Man schlief zünftig bei gastfreundlichen Bauern im Stroh, kochte im Freien ab und kam so mit den jungen Einheimischen in Berührung. Damit war in Dünne der Grundstein für das gelegt, was in den 20-er Jahren in großem Rahmen im Heimathaus Gestalt annehmen sollte. Auch hier beanspruchte GvB den Titel „Führer“ und die damit verbundene absolute Autorität. Hinter seinem Rücken allerdings nannten ihn die jungen Leute, die aus dem ganzen deutschen Reich kamen, in Anlehnung an seinen bedeutenderen Erzeuger Väterchen, akzeptierten aber seinen Machtanspruch ohne nennenswertes Kritikbedürfnis.

Der Antritt Gustavs im Dünner Pfarramt fiel zusammen mit der Verkopplung, also der Neuordnung des Landbesitzes in der Gemeinde. Weitsichtige Dorfbewohner erkannten die Chance, freiwerdende Flächen für den Erwerb durch bauwillige Arbeiter zu reklamieren, was durchaus auch den geschilderten Betheler Vorstellungen entsprach. Dabei ging es dem alten Bodelschwingh vor allem darum, die aufbegehrenden Proletarier in einiger Entfernung von den industriellen Arbeitsplätzen an eigenen Boden zu binden, damit sie sich abends nicht

noch einmal auf den weiten Weg zu linken Parteiversammlungen machten, sondern die spärliche Freizeit dafür nutzen, auf eigener Scholle für den Eigenbedarf Garten- und Feldfrüchte anzubauen und Vieh zu halten.

Gustav war folglich mit vollem Elan dabei, ließ allerdings den kommunistischen wie auch den sozialdemokratischen Mitbegründer der Heimstätte über seine Hauptintention im Unklaren. Folgerichtig sollte man den Erben des jung verstorbenen Sozialisten Horstmeier schließlich sogar ihren Gesellschafteranteil an der gemeinnützigen GmbH mit der fadenscheinigen Begründung abnehmen, sie eigneten sich nicht für diese Aufgabe. An ihre Stelle trat ausgerechnet General Ludwig von Estorff⁶⁵, zu dem über die Familie von Ledebur eine verwandtschaftliche Beziehung bestand, vor allem aber auch eine große gesellschaftspolitische Übereinstimmung. Damit begann schleichend eine schrittweise Herauslösung der Vereinsleitung aus dem Dorf Dünne. Doch zunächst hatte der vorübergehende Abschied Gustavs zusammen mit dem bald folgenden Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine scharfe Zäsur bewirkt.

Unmittelbar vor seinem Tod nämlich hatte Vater B. seinen Sohn von Dünne abgezogen, um ihn in seiner letzten Lebensphase als gehorsamen und ergebenen Assistenten wieder an seiner Seite zu haben. Vor seinem Heimgang verfügte er dann noch den Einsatz Gustavs als „zweiter Leiter“ in der berüchtigten Betheler „Moorkolonie“ Freistatt. Dort sollte er „unnötige Züchtigungen und sonstige Grausamkeiten“ an Fürsorgezöglingen eindämmen. Das dortige Erziehungskonzept, von seinem Vater vorgegeben, wurde allerdings auch vom Junior weitestgehend mitgetragen. Es ging bei der Entsendung vorrangig nur darum, öffentlicher Kritik mit einer nur scheinbaren Humanisierungsmaßnahme zu begegnen. Grundlegend änderte sich nichts, das ohnehin durch die Heimunterbringung entbehrungsreiche Leben der jungen Menschen blieb noch über viele Jahrzehnte auf „bete und arbeite“ reduziert. Die Zöglinge schafften ohne Entlohnung und bei kärglichster Kost bis zur völligen Erschöpfung für den Wirtschaftsbetrieb Bethel in der Moorgewinnung und in der Landwirtschaft, wobei es das erklärte Ziel blieb, deren eigenen Willen gänzlich zu brechen und eines Tages gefügige Untertanen in die Arbeitswelt des Kaiserreiches zu entlassen.

An scharfen bis brutalen Erziehungsmaßnahmen ließ man es auch während GvBs Mitwirkung in Freistatt nicht mangeln, wobei auch die Prügelstrafen, die bis hin zu erheblichen Körperverletzungen verabreicht wurden, für unentbehrlich galten. Wo kein Stock verfügbar war, wurde auch schon mal mit Forken- oder Spatenstiel zugeschlagen. Als Rechtfertigung für schwere Züchtigungen genügte die Behauptung, sie seien mit hinwendungsvoller Liebe verabreicht worden. Wann immer junge Diakone, die sich mit viel Idealismus für einen Dienst in Bethel entschieden hatten, diese Praxis nicht üben mochten, hielt man ihnen Sprüche 29, 17 entgegen: „Züchtige deinen Sohn, so wird er dich erquicken und dir Freude bereiten.“ Oder Sprüche 13, 24: „Wer seine Rute schont, der hasst seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald.“

Und GvB meinte, mit eigenen Erfahrungen diese biblischen Weisheiten mit eigenem Kindheitserleben untermauern zu dürfen:

Diesmal war ich der Attentäter. Worum es sich handelte, besinne ich mich nicht mehr gewiß, doch muß es ein gröblicher, bewusster Ungehorsam gegen ein ausdrückliches Gebot der Mutter gewesen sein. Denn das weiß ich noch, dass die Angelegenheit, die eigentlich nur die Mutter und mich anging, von der Mutter dem Vater übergeben wurde. Auch weiß ich noch

⁶⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_von_Estorff

heute genau die Stelle in der Schlafstube, in der sich das Strafgericht vollzog. Unsagbare Gefühle der Scham und Reue beschlichen mich, als mein heißgeliebter Vater, der so viel Wichtigeres zu tun hatte, meinen Kopf zwischen seine Knie nahm und mit einer Glut und Milde zugleich schlug, dass Leib und Seele einheitlich erschüttert wurden. Es war das erste und einzige Mal, dass ich meinen Vater in dieser Weise bemüht habe.

Ob GvB in gleicher Weise seinen Kindern diese besondere Form väterliche Liebe widerfahren ließ, ist nicht überliefert, wohl aber, dass sein Sohn Friedrich Wilhelm als Leiter des Dünner Heimes sich ausdrücklich auf seinen Großvater zu berufen pflegte, wenn er meinte, zuschlagen zu müssen. Dabei hatte sich der Jurist ein besonders Verfahren einfallen lassen: Der Beschuldigte wurde von einer der Hilfserzieherinnen vorgeführt, die in der Rolle einer Staatsanwältin die Anschuldigungen vorzutragen und ein Strafmaß zu beantragen hatte. Danach wurde der Delinquent vor die Tür geschickt, um dort auf das Urteil und dessen Vollstreckung zu warten. Die Beratung pflegte lange zu dauern und der „Richter“ konnte während dieser Zeit andere Besucher empfangen oder auch mal für eine Weile den Raum verlassen, während der Straffällige draußen ausharren musste und in der Regel in der Angstsituation mit stetig steigendem Harndrang zu kämpfen hatte. Nach der Urteilsverkündung und -begründung erfolgte der Strafvollzug aus dem Rollstuhl heraus durch Schläge mit dem Stock auf die vorzustreckenden Hände.

Ein Traumziel

1912 ging Gustav dann auf hinterlassenes Geheiß seines verstorbenen Vaters und mit der Zustimmung seines jüngeren Bruders Fritz, der inzwischen die Anstaltsleitung übernommen hatte, auf die ostafrikanischen Missionsfelder Bethels, auf die es ihn schon lange gezogen hatte und auf denen er nach entsprechender Bewährung die Oberleitung als Missionsdirektor übernehmen sollte. Mit seiner Adelheid und den vier kleinen Kindern machte er sich auf den Weg, doch seine Frau fühlte sich den Anforderungen nicht gewachsen. Nach eineinhalb Jahren trat sie mit ihrem Nachwuchs die Rückfahrt an. Im Sommer 1914 allerdings folgte sie schon wieder dem Ruf ihres einsamen Mannes, überließ nun aber ihre Kinder zwei Dünner Familien.

Als sie eines Morgens nach dem Erwachen aus dem Bullauge ihrer Schiffskabine schaut – so schildert sie es später – muß sie mit Erstaunen feststellen, dass die Sonne vermeintlich im Westen aufgegangen ist. Vom Kapitän erfährt sie dann, dass der Dampfer wegen des Kriegsausbruchs per Funk in die Heimat zurückbeordert worden ist und in der Nacht gewendet hat. So sehen die Kinder ihre Mutter schon bald wieder, die beiden Mädchen werden aber in ihren späten Lebensjahren beklagen, dass es ein herzliches Verhältnis zu beiden Elternteilen nicht gegeben habe. Die Frau im späteren Nachbarhaus, die in großer Bescheidenheit acht eigene Kinder großzieht und immer wieder für längere Zeit auch die beiden Bodelschwingh-Töchter bei sich aufnimmt, wird ihnen immer mehr zur Ersatzmutter, der sie schließlich große Verehrung wegen ihrer Lebenshaltung und ihrer menschlichen Wärme entgegenbringen. Als sie nach dem Verlust von fünf Kindern – davon drei im Krieg gefallen – stirbt, trauern sie um die tapfere Frau länger und tiefer als um ihre eigene Mutter.

Der 1. Weltkrieg verschlug Gustav nach kurzen Gefangenschaften als privilegierten Internierten in die Schweiz; und nach knapp drei Jahren anschließender Tätigkeit in Bethel, immer wieder unterbrochen von Kuraufenthalten, wurde er Ende 1920 auf eigenen Wunsch und Betheler Nachdruck vom Generalsuperintendenten Zöllner in der Bündler Kapellengemeinde Holsen-Ahle als Pastor eingesetzt. So konnte er noch im selben Jahr wieder Fühlung mit dem Heimstättenverein aufnehmen, der acht Jahre lang von den übrigen Mitgliedern durchaus

erfolgreich geführt und damit auch ohne Gustavs Zutun am Leben erhalten worden war. Ihm, der eigentlich noch wenigstens 14 Jahre beruflicher Tätigkeit vor sich hatte, ging es alsbald und vordringlich darum, wieder an Einfluss in Dünne zu gewinnen und hier zunächst und umgehend für seine Familie eine standesgemäße Heimstatt zu errichten. Eine Zukunft in Holsen-Ahle stand nicht auf dem Lebensplan.

In dem ihm anvertrauten Bänder Pfarrbezirk erwies sich der Nimbus Bodelschwingh derweil als wenig wirksam. Hier gaben aufgrund der Beschäftigungsstruktur und des allgemeinen Nachkriegselends Sozialdemokraten und Kommunisten den Ton an, die Kirche zeigte sich entsprechend schwach aufgestellt, die Auswirkungen der Erweckungsbewegung waren fast verflogen.

Bodelschwingh begann dennoch gleich nach Amtsantritt mit der Bauplanung für ein eigenes Gotteshaus und stieß bei der großen Mehrheit seiner Gemeindeglieder auf eisige Ablehnung, zumal es ihm nicht einmal gelingen sollte, für sein Vorhaben die Rivalitäten zwischen den beiden politischen Kommunen Holsen und Ahle zu überbrücken. Die meisten Menschen kämpften in diesen Jahren ohnehin um ihre nackte Existenz, und es hatte sich zudem herumgesprochen, welche Opferbereitschaft ihr neuer Seelenhirte den Dünnern beim Bau ihrer Kirche und hier selbst der Arbeiterschaft einst abverlangt hatte. Der nun 51-jährige zeigte sich tief gekränkt ob dieser offenen Ablehnung und ließ sich vorzeitig pensionieren, weil ihm angeblich die Stimme versagte, um sich sofort danach wieder mit ganzer Kraft in Dünne zu engagieren, wo er auch umgehend seine Wortgewalt zurückgewinnen sollte. Tochter Adelheid dazu später recht offen: „Da kam ihm sein Halsleiden zu Hilfe, das ihm mit den Jahren kaum noch das Predigen erlaubte. Er war nun frei für das Bauen und damit für eine ganz neue und andere Art des priesterlichen Dienstes. Nun konnte er selbst ein eigenes Lehmhaus als Beispiel hinstellen.“

Es besteht kein Zweifel, dass in Wahrheit die Kirche den Gottesmann auf sein Begehren hin mit einem wesentlichen Teil seiner Bezüge für eine selbst gewählte und keinesfalls uneigennützig Aufgabe freistellte, wie sie auch später bei der Einrichtung des umstrittenen Sammelvikariats gerne behilflich war, indem sie den Hagedorner Pfarrer in den vorzeitigen Ruhestand nötigte. Zudem hätte es jederzeit im System Bethel für einen stimmgeschwächten Bodelschwingh mit theologischer Ausbildung eine anspruchsvolle und ordentlich dotierte Verwendung gegeben. Gustav aber wollte ganz einfach endlich sein eigenes Ding machen. Dafür zieht es ihn in den dünn besiedelten Teil seiner alten Gemeinde, nach Dünnerholz, das der Schulleiter Karl Baucks 1898 so beschrieben hat:

Die Flur des „Holzes“ ist an manchen Punkten malerisch schön: Fruchttragende Felder wechseln mit waldumsäumten Tälern, sog. Sieks, in denen hier und da unaufhaltsam murmelnde Quellen ihr klares Wasser dem freien Laufe übergeben. Häuser und Gehöfte liegen meistens zerstreut, umrahmt von schattigen Bäumen und lebensgrünem Laubwerk. Ihre Bewohner, ein kirchlich-frommes Volk, sind zum größten Teil Ackerbauern, doch umschlingt die Zigarrenindustrie mit ihren weitreichenden Armen auch diese still, friedliche Gegend.

Und wieder auf Vorposten

Schon 1921, also noch zur Zeit der Tätigkeit in Holsen-Ahle, notierte der Dünner Ortschronist:

Im Laufe des vergangenen Sommers hat sich der Pastor Gustav von Bodelschwingh, ein Sohn des alten „Vater B.“ aus Bethel, in Dünnerholz an der Grenze Dünne-Klosterbauerschaft

angebaut. Den Bauplatz hat ihm die hiesige „Gemeinnützige Baugesellschaft“ umsonst zur Verfügung gestellt mit der Bedingung, dass er in Dünnerholz wohnen bleibe... In Dünnerholz wird dem hochherzigen Manne allseitig Liebe und Verehrung entgegengebracht...

Der Verein Heimstätte hatte tatsächlich eigens für Gustavs Vorhaben am Ostbach ein reizvolles Areal unter erheblichem moralischem Druck und für wenig Geld von einem kinderreichen Zigarrenarbeiter erworben, dem es danach nicht gelingen sollte, an anderer Stelle Ersatzackerland zu kaufen. Den Erlös verlor er schon bald durch die Inflation komplett. Gustav schnitt nun eine großzügig bemessene Parzelle aus dem Gelände für sich und seine Familie heraus und ließ hier von Arbeitslosen ohne jede Entlohnung und mit kostenloser Hilfe von Dünner Handwerkern ein stattliches Lehm-Musterhaus errichten, für das ihm keinerlei Kosten entstanden. Ungeachtet des Versprechens, dafür in Dünne zu bleiben, baute er schon ein Jahr später nach dem nun bewährten Verfahren am Südhang des Wiehengebirges in Beendorf ein weiteres Lehmhaus - für seine dem Vernehmen nach fast mittellose Schwägerin Maria von Ledebur („Puschen-Mariechen“), das er dann 1937 als eigenen Altersruhesitz selbst bezog und später an seinen jüngsten Sohn Gustav vererbte. Tochter Adelheid behauptete zwar später, es seien angemessene Löhne gezahlt worden und die in großer Zahl zur Mithilfe herangezogenen Kinder bei der Einweihung mit Kuchen und kleinen Gaben bedacht worden. Die am Bau Beteiligten wußten es besser: eine Gesamtlohnsomme war ermittelt worden, um einen realistischen Kostenrahmen zu ermitteln, zur Auszahlung seien aber nur ganz bescheidene Symbolbeträge gekommen.

Rund um seinen auf diese Weise erworbenen Dünnerholzer Privatbesitz ließ GvB weitere Lehmhäuser unterschiedlicher Größe für und durch den Verein errichten. Die Heimstätte baute in Dünne und weit darüber hinaus eine große Zahl von Arbeiterheimen mit der Eigenhilfe der siedelnden Familien, Nachbarn und vor allem mit so genannten Siedlungsschülern, die sich inzwischen in Dünne eingefunden hatten, darunter viele arbeitslose Jungakademiker, die alle nur ein schmales Taschengeld erhielten und sich zu einem spartanischen Leben verpflichten mußten.

Tödtmann, der sich als ehrbarer Kaufmann verstand und einen guten Ruf zu verlieren hatte, nahm als Geschäftsführer recht bald u. a. Anstoß an der fragwürdigen Finanzierung des ersten „Musterhauses“ und an sonstigen Inanspruchnahmen der Vereinskasse durch Gustav und Familie. Darauf wurde er massiv und schließlich erfolgreich gedrängt, sein Amt im Vorstand zur Verfügung zu stellen. 1926 resignierte er und übergab an den Landwirt Heinrich Grundmann, der diese Aufgabe schon bis 1923 wahrgenommen hatte. Im Februar 1929 ging schließlich das Büro, das sich zu der Zeit noch im Wohnhaus der Bodelschwings befand, in Flammen auf. Die Buchhalterin Gertrud Schura, ohne Entlohnung für die Gesellschaft tätig, wurde angeblich der Brandstiftung überführt und wanderte als Straftäterin für zweieinhalb Jahre ins Zuchthaus. Der Heimstätten-Chor sang hinter vorgehaltener Hand bei ihrer Verhaftung den Choral „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, weil es wohl nicht allein im Interesse der Schura gelegen hatte, dass wichtige Unterlagen vernichtet wurden. Grundmann beendete danach ein zweites Mal seine Geschäftsführertätigkeit.

Der Buchhalterin, die für ihren Einsatz in der Heimstätte lediglich mit Kost und Logis entlohnt worden war, gelang es vor dem Landgericht in Bielefeld nicht, mit ihrer Version des Herganges durchzudringen. Dort hatte sie, die von der hoch geschätzten Bodelschwing-Freundin Eva Tiele-Winkler als besonders tüchtig und vertrauenswürdig empfohlen worden war, gegen so namhafte wie wohlbeleumdete Zeugen wie Gustav und Adelheid jr. keine Chance. Sie trug vergeblich vor, Buch- und Geschäftsführung seien schon bei ihrer Ankunft in der Heimstätte nicht in Ordnung gewesen und Vater und Tochter hätten immer wieder der

Kasse Geld entnommen, ohne eine Quittung auszustellen oder auch nur einen Verwendungszweck anzugeben. GvB mußte schließlich nach anfänglichem Bestreiten einräumen, dass es wohl eine Kassendifferenz „von höchstens 1.000 Reichsmark“ gegeben habe, aber ohne Quittungen sei nichts gelaufen.

Der direkte Schaden wurde mit 15.000 RM beziffert, hinzu kamen nach Gustavs Berechnung noch 8.500 RM für entstandenen Verzug bei Baumaßnahmen und 1.500 RM für Puzzlearbeiten an Akten und Belegen, die angeblich vor der Brandstiftung zerrissen worden waren. Nach der Haftentlassung seiner ehemaligen Mitarbeiterin versuchte er, diese Schadenssumme bei ihr einzutreiben. So ließ er eine bescheidene Erbschaft pfänden und droht der Schura sogar, sie mit seinem Anliegen an ihrem neuen Arbeitsplatz in einem Büro aufzusuchen, womit sie wohl Gefahr laufen würde, ihre Anstellung zu verlieren. Schließlich sah sich sogar der Anwalt der Heimstätte veranlasst, Gustav um Mäßigung und Nachsicht zu bitten. Die Frau müsse doch von ihrem spärlichen Verdienst auch noch ihre betagte Mutter unterstützen.

Die Affäre Schura blieb als früher Makel an der Heimstätte und an der Familie Bodelschwingh haften, und Vorwürfe, es würde quasi unablässig Gemeineigentum für private Zwecke in Anspruch genommen, sollten auch nach Jahrzehnten immer wieder neue Nahrung finden. Im Herbst 1943, also kurz vor seinem Tode, muss sich Gustav noch von einem besonders engagierten Mitarbeiter, dem Dozenten Dr. Hans Stock, „ewiges Trachten nach Ruhm und Besitz“ vorwerfen lassen, „als gehörte der Besitz in Dünne nicht der Öffentlichkeit, dem Lande, der Kirche; als ginge es um Namen, Erbe der Familie der Bodelschwinghs“.

Stets zu Willen

Selbst aus den wenigen schriftlichen Quellen, die heute noch zugänglich sind, lässt sich erschließen, wie leicht man es der frommen Familie trotz aller Mutmaßungen und Hinweise von Mitarbeitern auch nach dem Schura-Debakel machte, persönliche Ansprüche aus der Gesellschaftskasse zu bedienen. In der Heimstätte wurden in dieser Zeit vergleichsweise hohe Geldsummen bewegt, gingen doch die Auszahlungen der so genannten Hauszinssteuer-Hypotheken und die Kredite der Rentenversicherung nicht unmittelbar an die Bauherren, sondern liefen über das Konto der Heimstätte, die sich verpflichtet hatte, die ordnungsgemäße Ausgabe der Gelder an die Siedler entsprechend dem Baufortschritt zu übernehmen. Das ermöglichte es, kurzfristige „innere Darlehen“ für andere Aktivitäten der Heimstätte aufzunehmen.

Der eigentliche Haushalt der Gesellschaft für 1928 beispielsweise umfasste eine Summe von 14.513,70 Mark, wovon allein 3.300,00 Mark für Fahrten zu Siedlern und für „Reisen nach auswärts für Aufklärungszwecke“ angesetzt waren. Die in der Satzung festgeschriebene Beschränkung der Aktivitäten auf Dünne und Umgebung fand also schon seit geraumer Zeit keine Beachtung mehr.

Der stattliche Reiseetat wurde vor allem von Gustav und Tochter Adelheid in Anspruch genommen und kam der lebenslangen Ruhelosigkeit dieser beiden Menschen sehr entgegen. Beide fühlten sich von der vergleichsweise bescheidenen Aufgabe im Bänder Land längst unterfordert und zu weit Höherem berufen. Die hochfliegenden Pläne und Träume sollten zunächst bis an die Grenzen des Deutschen Reiches in Ostpreußen und schließlich nach Kriegsbeginn weit in die eroberten Ostgebiete getragen werden. Der Verein in der Heimat diente dabei nur noch als Sprungbrett, das Unternehmen entwuchs dem Dorf und den Mitgründern, ohne dass noch nennenswerter Widerstand erkennbar wurde. Bodelschwingh war nun die Heimstätte und die Heimstätte Bodelschwingh. Das System B. hatte Dünne voll und ganz vereinnahmt.

Wie schamlos private Ansprüche gestellt und wie willfährig, ja unterwürfig sie bedient wurden, belegt auch das Protokoll einer Sitzung vom 14. Dezember 1934, einem Zeitpunkt also, zu dem sich die Bautätigkeit des Vereins schon dem Ende zuneigte. Teilnehmer sind die Gesellschafter Däumling (für die Familie des Heißdampf-Schmidt), Greimann, Grundmann und Heepmann, entschuldigt fehlt Gustav. Nachdem an mehreren Stellen betont wird, dass die finanzielle Lage angespannt sei, heißt es unter TOP 14: „Die anwesenden Mitglieder erklären sich einstimmig damit einverstanden, dass der Familie des Herrn Pastor von Bodelschwingh ein unverzinsliches Darlehen zwecks Ankauf eines Pferdes und Wagens gewährt wird. Das Darlehen kann nach Belieben zurückgezahlt werden.“

Nach der Anschaffung des Gespanns wird noch einmal nachgelegt mit einem weiteren Kredit für eine komfortable Ausstattung des Gefährts durch einen Wagensattler. Für eine dringend erforderliche Erholungsreise der Eheleute nach Capri beansprucht GvB im Frühjahr 1936 mit Erfolg 1.000 RM. Zum Vergleich: Zu diesem Zeitpunkt bezieht der Hausmeister Wilhelm Dubbel ganze 960 RM Jahreseinkommen. Im Herbst desselben Jahres werden GvB noch einmal die Kosten für eine Teilnahme am NSDAP-Reichsparteitag bewilligt. Der revanchiert sich dafür mit einem gleichermaßen umfangreichen wie enthusiastischen Bericht aus Nürnberg.

Unter den verbliebenen Gesellschaftern aus Dünne rumort es immer wieder wegen der selbstherrlichen finanziellen Verfügungen GvBs, da immer mehr Ausgaben nichts mehr mit der einmal gesetzten Aufgabe, nämlich hier im Dorf und in den Nachbarkommunen Häuser für Bedürftige zu bauen, in Einklang zu bringen sind. Vor diesem Hintergrund entschließt sich GvB zu einem Befreiungsschlag, indem er 1929 zur Gründung eines separaten Vereins namens Heimathilfe aufruft, der zwar seinen Sitz auch in Dünne nehmen, aber ansonsten seine Aktivitäten auf das ganze Deutsche Reich ausweiten soll. Für den Beirat werden neben mehreren Mitgliedern der Familie Bodelschwingh einschließlich Bruder Fritz, Leiter der Anstalt Bethel, weitere einflussreiche Persönlichkeiten aus Politik, Verwaltung, Kirche, Wirtschaft und Wissenschaft gewonnen. Dass diese Ausgründung zugleich eine Loslösung aus dörfliche Enge und Kontrolle darstellen soll, belegt schon die Tatsache, dass die Gründungsversammlung nach Herford verlegt wird und hier GvB-Freund Franz von Borries als Landrat und Mitstreiter in seiner Eingangsrede leidenschaftlich Überzeugungsarbeit leistet.

Gemessen an den ehrgeizigen und vor allem raumgreifenden Ambitionen der Bodelschwinghs und der von ihnen gewonnenen prominenten Unterstützer präsentiert sich der neue Verein im § 1 seiner Satzung betont bescheiden:

Der Verein hat den Zweck, in der engeren und weiteren Heimat die Errichtung von kleineren Anwesen für einzelne Familien auf eigenem oder im Erbrecht stehenden Grund und Boden der Siedler in gemeinnütziger Weise durch Aufklärung, Beratung und Mithilfe zu fördern, möglichst unter Anwendung und Entwicklung des in Dünne, Kreis Herford, erprobten und bewährten Lehmbaus.

Die Zweckbestimmung des neuen Vereins würde sich ohne große Mühe auch durch eine Satzungsänderung des Vereins Heimstätte umsetzen lassen, zumal GvB es mit der darin festgeschriebenen Beschränkung auf den Standort und sein unmittelbares dörfliches Umfeld ohnehin seit seiner Machtübernahme in Dünne nicht so genau genommen hat. Mit dem neuen Gremium, das zu einem guten Teil weit verstreut im Reich wohnt und wirkt, fällt der Umgang naturgemäß leichter. Und nachdem der erste Anlauf das erhoffte Startkapital eingebracht hat, gibt es auch die ersehnten größeren Spielräume für weitere Inanspruchnahmen der Vereins-

kasse. Schon das monatliche Salär des Geschäftsführers von 225 RM kann in Verbindung mit einer Aufwandsentschädigung von noch einmal 200 RM als durchaus respektabel bezeichnet werden.

Aber dabei soll es nicht bleiben. Die Heimathilfe baut auf ihre Kosten und für ihre Zwecke einen Trakt an das Dünner Wohnhaus der Bodelschwings an und darf diesen dann für fünf Jahre nutzen. Danach soll dann an GvB als Besitzer eine angemessene Miete gezahlt werden. Obwohl sich die GvB-Familie jede auch noch so kleine Leistung für die beiden Vereine vergüten lässt, verfügt sie auch noch über das an Gemeinnützigkeit gebundene Eigentum, als habe sie letztendlich nicht nur die Oberhoheit über alle Aktivitäten, sondern auch über das mit öffentlichen Mitteln und Spenden Erworbene. So lässt man sich kurzerhand das Bürohaus, welches sich auch für Wohnzwecke bestens eignet, „für Dienste der Familie B. an der Heimstätte“ kostenfrei übereignen!

Zuwendungen in hohen Bargeldsummen kommen über viele Jahren von Wilhelm Schmidt (1858-1924), die dessen Sohn, zwischenzeitlich von Bodelschwingh als Gesellschafter der Heimstätte eingesetzt, im Auftrage des begnadeten Erfinders auch nach dessen Tod immer wieder bei Besuchen in Dünne abliefern. Die Nachbarn beobachten, dass immer dann, wenn die große Limousine Dünnerholz wieder verlassen hat, die Bodelschwings alsbald zu Großeinkäufen von Waren des gehobener Bedarfs Richtung Bünde oder Bielefeld aufbrechen.

Großes Vertrauen in die Redlichkeit GvBs setzt auch der begüterte Textilfabrikant Carl Neumann* (*Carl Neumann (1865-1951), der im Andenken an seine früh verstorbene Tochter in Wuppertal für Arbeiterfamilien die Lotte-Neumann-Siedlung baut und sich dafür von GvB beraten lässt, fördert in großem Umfang die Arbeit von Heimstätte und Heimathilfe und verzichtet dabei im Vertrauen auf GvBs Redlichkeit gänzlich auf Kontrolle. Mit Birger Forell⁶⁶ gründet der Industrielle nach dem 2. Weltkrieg die Deutsch-Schwedische Flüchtlingshilfe und kommt darüber mit der Familie Bodelschwingh noch einmal in Kontakt.) aus Wuppertal-Barmen, indem er hohe Teilbeträge seiner Spenden ausdrücklich unter der Voraussetzung übergibt, dass sie „zur Verfügung GvBs bleiben“. Am Jahresbeginn 1937 unterliegen immerhin 3.000 RM einer Überweisung dieser Bindung. Adelheid v. B., GvBs Tochter, ist die Ehefrau von Dr. Emil Weerts, dem Forell die Leitung der Flüchtlingshilfe überlassen hat.

Im örtlichen Umfeld sieht man den wachsenden Wohlstand im Pastorenhaus am Ostbach nicht nur mit bewunderndem Erstaunen, und der eine oder andere Nachbar geht deshalb behutsam auf Distanz oder wendet sich ganz ab. Als endlich das Sammelvikariat⁶⁷ nach jahrelangem Aktivitätenschwund in der Heimstätte das Ruder übernimmt, gelten die Bodelschwings aufgrund ihres unübersehbar hohen Lebensstandards als reich. Zu dieser Zeit verfügen die beiden Söhne Gustav und Friedrich Wilhelm als Studenten jeder über ein eigenes Auto, und noch ein weiterer Pkw wird angeschafft und dann an das Predigerseminar gegen stattliche Geldleistungen ausgeliehen.⁶⁸ Ausgedehnte Reisen bis weit über die Reichsgrenzen hinaus sind an der Tagesordnung, während auch die letzten Bau- und Siedlungsschüler, die durchaus produktiv eingesetzt werden, sich weiterhin mit spartanischen Lebensbedingungen abfinden müssen.

Ausgesprochen kreativ geht die Familie Bodelschwingh auch bei der Beschäftigung ihres privaten Dienstpersonals vor. So muss sich ihr Hausbursche mit einem monatlichen Taschengeld von 15 RM bei freier Kost und Logis begnügen, wobei die Gesellschaft diesen Mann verpfle-

⁶⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Birger_Forell

⁶⁷ Abb. 12

⁶⁸ Der Vater fuhr gern Auto, Abb. 1

gen muß als Gegenleistung „für Hilfe durch Adelheid v. B. sen.“, also deren Beitrag an der Heimstättenarbeit. Im Elternhaus gehen zwei Dienstmädchen, deren Taschengeld noch knapper bemessen ist, der Frau Pastor zur Hand, die einen festen Dienstplan verfasst hat, der schon um 6 Uhr in der Frühe beginnt und um 19 Uhr mit dem Anrichten und Auftischen des Abendbrotes noch nicht endet, ist danach doch noch abzuwaschen und die Speisekammer zu ordnen. Alle Hausarbeiten einschließlich Wäschepflege sind vom Personal zu verrichten, die Hausfrau waltet nur und sorgt dabei für ein standesgemäßes Fluidum. Die vom Hausherrn der Heimathaus-Gemeinschaft verordnete Bedürfnislosigkeit findet auf ihn selbst und seine Familie in keiner Weise Anwendung.

Auch nach dem Krieg soll sich unter der Heimstätten-Führung durch FWvB bezüglich der Selbstbedienungsmentalität nichts ändern. Es gibt weiterhin keine erkennbare Trennung bei den Ausgaben und bei der Nutzung der Heimstätte und ihres Personals. Der neue Leiter führt dazu ins Feld, dass er seine Arbeitskraft ehrenamtlich einbringt. Dafür meint er, alle Leistungen für sich und seine vielen Gäste kostenlos in Anspruch nehmen zu dürfen. Schwester Bernhild und auch den Heimstätten-Mitarbeitern entgeht dabei nicht, dass FWvB nur in ganz geringem Maße für das Kinderheim tätig ist. Die eigentliche Verwaltung einschließlich Buchführung erledigt nämlich der schwer kriegsversehrte Büroleiter Paul Weiß⁶⁹, der mit Frau und Sohn bei Bernhild wohnt und sich nicht selten bei ihr über die privaten Ansprüche seines ehemaligen Lazarett-Kameraden FWvBs auslässt, die er in der Rechnungsführung kaschieren muss.

Die Ausgestaltung dieses unstatthaften Geld- und Leistungsflusses kennt keine Grenzen. Die häufigen privaten Fernreisen mit einem schon bald angeschafften Mercedes 170 V Cabriolet werden grundsätzlich als Dienstfahrten der Heimstätte in Rechnung gestellt, die erlesenen Lebensmittel für den Privathaushalt über die Heimküche beschafft und hier auch zubereitet. Auch die häufigen Bewirtungen von Gästen, die keinen Bezug zur Heimstättenarbeit haben, erfolgt auf diesem Weg.

Kreativ geht man auch bei der Beschaffung eleganter Textilien vor. Die Heimkinder werden vorrangig aus der Betheler Brockensammlung versorgt, während Bielefelder Modehäuser teure Ware für Erwachsene liefern und diese in den Rechnungen so deklarieren müssen, dass sie mit dem Kleidergeld der Kinder beglichen werden können. Dabei kommt es dann auch noch zu Auswüchsen, die die Augenzeugen fassungslos machen. So müssen sie einmal beobachten, dass sich FWvB eine große Auswahl von Seidenkrawatten vom Bielefelder Herrenausstatter „Der Spezialist“ ins Haus schicken lässt. Er entscheidet sich für wenige Stücke und lässt alle anderen im Garten von einem Heimkind verbrennen. Als die Ansprüche immer maßloser werden, begehrt der ehemalige Feldwebel Weiß im Frühjahr 1951 auf und signalisiert, dass er nicht länger bereit sei, sich an diesen Privatisierungsmaßnahmen zu beteiligen. Der einstige Reserveleutnant und NS-Regierungsrat reagiert militärisch mit dem Vorwurf der Befehlsverweigerung und kündigt ihm auf der Stelle. Der lässt sich erst einmal in einem Zeugnis von FWvB den Umfang seiner Aufgaben in der Heimstätte bescheinigen:

Bei der Wiederaufnahme der durch den Krieg zwangsweise unterbrochenen Arbeit der Heimstätte Dünne, bei dem Aufbau und Ausbau unserer Siedlungs-, Schulungs- und Heimart, sowie bei ihrer seitherigen Entwicklung und Durchführung war Herr Weiß als mein erster und ältester Mitarbeiter hervorragend und maßgeblich beteiligt. Diese Tätigkeit stellte an Herrn Weiß die vielseitigsten und verschiedensten Anforderungen in dem laufenden Geschäftsverkehr, der Buchhaltung, dem Finanzwesen, der Korrespondenz, sowie im Umgang mit Dienststellen,

⁶⁹ Er scheint im Netz keine Spuren hinterlassen zu haben.

Behörden, Geschäftsleuten, dem täglichen Publikum und unseren Mitarbeitern am Ort und auf unsern Außenstellen.

Alle diese umfassenden Aufgaben, deren Erledigung während wiederholter, längerer Abwesenheit unseres Geschäftsführers ein selbstständiges und verantwortliches Planen und Handeln verlangten, hat Herr Weiß mit einer im Hinblick auf seine schwere Kriegsverletzung bewundernswürdigen Weise gemeistert.

Weiter heißt es, Weiß sei ein nahezu unersetzlicher Mitarbeiter gewesen, „solange unsere Arbeit in dem früheren Umfange aufrecht erhalten blieb“. Die Heimstätte müsse sich nun von ihm trennen, weil aufgrund inzwischen eingeschränkter Tätigkeit auf den Feldern Siedlungsarbeit und Heimaufgaben sich zwangsweise eine Verkleinerung der finanziellen Basis ergeben habe, die eine Weiterbeschäftigung nicht zulasse. Doch Weiß lässt sich nicht wegloben und akzeptiert den als betriebsbedingte Kündigung getarnten Rauswurf nicht. Er, der vom ersten Tage an die Schleusungstätigkeit der Rattenlinie organisatorisch und buchhalterisch begleitet hatte und damit über alle Transaktionen orientiert war und zudem als Kontaktmann zu Robert Körber fungiert hatte, widersprach seiner Entlassung mit Hinweis auf seine diesbezüglichen besonderen Kenntnisse und Verdienste und setzte sich durch, weil FWvB erkennen musste, dass ihm und der noch immer laufenden Sache in seinem treuen Mitarbeiter ein Sicherheitsrisiko erwachsen war. Zähneknirschend musste er die Kündigung zurücknehmen und damit auch noch eingestehen, dass der Kündigungsgrund ein vorgeschobener war. Mit dem Zeugnis hatte er zudem seinen eigenen Arbeitsbeitrag an der Geschäftsführung als marginal festgeschrieben. Weiß schied erst im Herbst 1956 aus nachvollziehbaren persönlichen Gründen aus.

Worin die besonderen Verdienste dieses trotz seiner schweren Hirnverletzung außerordentlich tüchtigen Mannes lagen, bescheinigt sein Abgangszeugnis. Er, der sich den vom unglücklichen Kriegsende aus der Bahn geworfenen Schützlingen der Heimstätte solidarisch verbunden fühlte und dabei nicht nach Verstrickung oder Schuld fragte, hat sein Wissen nur mit Bernhard v. B. und einigen wenigen weiteren Vertrauten geteilt. Wie erfolgreich er seinen Teil an dieser stillen Hilfe leistete, zeigt das, was ihm FWvB zum Abschluss bescheinigt:

Seine Tätigkeit fand auch bei allen vorkommenden Prüfungen durch das Finanzamt, die AOK, das Rechnungsprüfungsamt beim Landesjugendamt in Münster usw. ihre volle Anerkennung, so wie auch bei den alljährlich durchgeführten Revisionen der von uns beauftragten Revisions- und Treuhandgesellschaft nie eine Beanstandung der Rechnungs- und Buchführung und der Jahresabschlüsse stattgefunden hat. Auch bei der Gesamtberatung durch den Leiter der Hauptkassenverwaltung der Anstalt Bethel wurden stets anerkennende Worte für die von Herrn Weiß geleistete Arbeit gefunden.

Paul Weiß, praktizierender Christ und in der Nachkriegs-Heimstätte der Mann der ersten Stunden, sah in der Arbeit für die Rattenlinie Nord eine Notwendigkeit im wahrsten Sinne des Wortes und die Wahl ihrer Mittel als gerechtfertigt durch die Zeitumstände. Was beispielsweise Pfarrer Heinrich Grothaus, der zu dieser Zeit als Gefangenenbetreuer im britischen Internierungslager Recklinghausen wirkte, nach Dünne berichtete, konnte durchaus dazu dienen, das Engagement der Heimstätte als moralisch vertretbar anzusehen. Dort wie auch in den übrigen Lagern vegetierten unter erbärmlichen Umständen auch in großer Zahl Menschen, die man ohne nähere Prüfung oder allein aufgrund einer Denunziation aufgegriffen hatte. Die Haftbedingungen waren derartig schlecht, dass viele Insassen starben, bevor man ihnen auch nur einmal die Gelegenheit zu einer Anhörung eingeräumt hatte. Und aus Hameln wurde berichtet, dort fänden laufend Hinrichtungen statt, ohne dass diesen ein ordentliches Gerichtsverfahren vorausgegangen wäre. Verfolgten vor solch einem Schicksal zu bewahren,

erschien zumindest so lange vertretbar oder sogar zwingend angezeigt zu sein, wie die Siegermächte den Rechtsgrundsatz ignorierten, dass für einen Verdächtigen bis zur Überführung einer Tat als unschuldig zu gelten hat und ihm eine entsprechende Behandlung zusteht.

Bernhild v. B. und ihre wenigen Getreuen, zu denen bis zu einem gewissen Umfange auch Weiß gehörte, mussten aber früh erkennen, dass die Hilfe vorrangig Menschen zugute kam, die zweifelsfrei in gehobenen Stellungen an den Verbrechen des NS-Systems beteiligt gewesen waren und hier nicht nur gezielt einer grundsätzlich angezeigten Strafverfolgung entzogen, sondern auch noch bevorzugt in guten Positionen untergebracht oder auf den Weg zu fernen Gestaden gesetzt wurden. Weiß äußerte dazu durchaus gelegentlich seine grundsätzlichen Bedenken gegenüber FWvB, ohne aber die Notwendigkeit oder auch nur eine Möglichkeit für sich zu sehen, sich deswegen insgesamt zu verweigern. Klar wurde dabei aber schon früh, dass hier ein unsicherer Kantonist in einer Schlüsselstellung tätig war, der in seiner Hauswirtin Bernhild v. B. jemanden neben sich hatte, der sein christliches Gewissen immer wieder zu schärfen wusste.

Für FWvB ergab sich daraus schon früh die Notwendigkeit, einen wesentlichen Teil der aus den unterschiedlichen Quellen stammenden bzw. weiter zufließenden Gelder der Kontrolle seines Büroleiters und Buchhalters zu entziehen. Dafür fand er in dem ganz auf seiner Linie liegenden Herforder Superintendentur-Statthalter Hermann Kunst⁷⁰ einen Treuhänder, der nicht nur für den rechten Umgang mit den anvertrauten Pfunden, sondern auch noch für deren Mehrung zu sorgen wusste. Kunst hatte sich trotz BK-Zugehörigkeit schon in seinen letzten Amtsjahren während der NS-Zeit mit dem Sammelvikariat und dessen Leiter Bartelheimer⁷¹ angefreundet. Nun war der Kirchenkreis bei der Bewältigung der neuen Aufgabe mit im Boot, ohne dass das nach draußen offensichtlich wurde. Für Kunst ergab sich aus dieser Kooperation auch der Einstieg in das Projekt Espelkamp und damit sein Anspruch, zu den Gründervätern der Flüchtlingsstadt zu zählen. Dass er schließlich mit dem Verwaltungsratsvorsitz der Aufbaugemeinschaft Espelkamp betraut wurde, hatte denn auch weniger mit seinen besonderen Kenntnissen von deren Betätigungsfeld zu tun, als vielmehr mit seinem frühen Engagement für die, die mit Dünner Hilfe in Espelkamp ungeachtet ihrer Vergangenheit in führende Positionen einrücken konnten.

In diesem Zusammenhang wie auch an anderer Stelle wirft sich die Frage auf, weshalb man die Ev. Heimathaus-GmbH nicht spätestens mit dem Fortzug ihrer Gesellschafter Stallmann und Stock auflöste, sondern de facto Bartelheimer und Grothaus zur Verwaltung überließ, obwohl eine Fortführung mit bisheriger Zielsetzung schon mit dem Zusammenbruch als erledigt angesehen werden musste. Dass letztendlich die Abwicklung über den Kirchenkreis Herford erfolgte, belegt allerdings, von welchem Vorteil es war, hier die Leitung bei Bartelheimer in guten Händen zu wissen (siehe Kapitel „Sammelvikariat“).

Erst die hemmungslose Bereicherung an dem, was eigentlich den Kindern im Ende der 40-er Jahre eingerichteten „Volksschulinternat“ zustand, veranlasste dann Weiß, seine Stimme energischer zu erheben. Was ihn dann letzten Ende bewog, doch noch im Dienst der Heimstätte zu bleiben, lässt sich nur vermuten. Die Arbeit an den „Kriegsfolgeopfern“ lief ja noch viele Jahre weiter und endete erst mit Abschluss der Betreuung der Spätaussiedlerkinder in den 70-er Jahren.

⁷⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Kunst

⁷¹ Es dürfte sich um diesen Bartelheimer handeln: „Der Gründer der Finanzgemeinschaft (FG), Superintendent Dr. Wilhelm Bartelheimer, war ein wohlwollender Patriarch, wie man ihn sich vorstellt.“
<https://www.genios.de/presse-archiv/artikel/WFB/20110622/-42-mal-die-synodalens-belogen/A99EDA1CCE5C406733E8F031E8F05BB7.html>

Das Instrument Heimstätte

Was FWvB mit dem Tode seines Vaters 1944 sozusagen ohne jeden eigenen Beitrag an dessen Mehrung in den Schoß fallen sollte, dafür hatte GvB als Fundraiser nach dem Vorbild seines Vaters außerordentlich erfolgreich gewirkt und damit als der, der zumindest indirekt die Musik bezahlte, immer mehr an Einfluß gewonnen und die übrigen Gesellschafter ohne Mühe in den Hintergrund gedrängt. Die Zuwendungen liefen fast ausschließlich über ein privates Postscheckkonto Gustavs und waren somit dem unmittelbaren Einblick durch die Vereinsmitglieder entzogen. Wesentlich trugen in diesen Aufbaujahren zur Finanzierung u. a. Hertha Koenig (Gut Böckel) aus Bieren, der Erfinder Wilhelm Schmidt (HeißdampfSchmidt)⁷² aus Beneckenstein, der Londoner Bankier Bruno von Schröder und General Ludwig von Estorff (Truppenführer während des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwest), Bethel und auch staatliche Stellen bei.

1929 wurde im Wiesental zwischen Dünnerholz und Klosterbauerschaft mit viel Eigenleistung der Dorfjugend ein großzügiges Freibad angelegt, das dann auch von der Allgemeinheit genutzt werden durfte. Später nahm es die NSDAP auch für Wehrrtüchtigungsmaßnahmen in Anspruch. Gegen Ende des Krieges ertrank ein junger er Kriegsgefangener in dem Bad⁷³ und wurde erst Tage später nach Durchstich des Dammes mit einem Gewicht am Bein gefunden. Seine Kameraden behaupteten nach dem Krieg, er sei wegen Anbandelns mit einem deutschen Mädchen vor ein mit drei versehrten deutschen Offizieren besetztes Standgericht gestellt dann durch Hitlerjungen ertränkt worden. In dieser Zeit hielt sich der querschnittsgelähmte Leutnant Friedrich Wilhelm v. B. mit Leidensgenossen zur Rehabilitation in der Heimstätte auf. Für Dienstleistungen standen den Männern BDM⁷⁴- und HJ⁷⁵-Angehörige zur Seite.

In der Weimarer Zeit war noch jede politische Betätigung in der Heimstätte streng untersagt, was bis hin zum Verbot der Mandoline reichte, die im Bündler Land als Instrument der linksorientierten Zigarrenwickler galt. Als aber die NSDAP, vom Leiter schon lange herbeigesehnt, die Macht übernahm, ließ der sogleich die Hakenkreuzfahne aufziehen. Seine Mitarbeiter durften nun Parteiabzeichen und auch SA-Uniformen tragen und Hitlerjungen und SA das inzwischen errichtete Heimathaus⁷⁶ nutzen.

Hitlers Arbeitsprogramme entzogen nun aber bald der Heimstätte die Erwerbslosen, was den Lehmabau allmählich zum Erliegen brachte. Nun wurden von Bodelschwingh Landwirtschaftsminister Darré und Außenminister Ribbentrop dafür gewonnen, die in Dünne und Freistatt gemachten Erfahrungen bei der Besiedlung des noch zu erobernden Ostraumes einzubringen. Das erste Pilotprojekt lief schon bald im ostpreußischen Kreis Stuhm an, und nach dem Polenfeldzug sollte es in größerem Umfang im Warthegau mit heim ins Reich gehalten Deutschbalten weitergehen. Nach Beginn des Angriffes auf Russland wurden dann auch in Weißrußland – zunächst im Raum Witebsk – sog. Lagerdörfer aus primitiven Lehmkaten für die ansässige Landbevölkerung gebaut, um diese dann zu einem großen Teil zur Trockenlegung und Ausbeutung der großen Moore und Sümpfe zwingen zu können. Wenigstens eine dieser Ansiedlungen wurde komplett realisiert.

⁷² <http://kirche-tast.de/Reli/Zeit/Texte/Schmidt.htm>

⁷³ Abb. 2

⁷⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Bund_Deutscher_M%C3%A4del

⁷⁵ <https://de.wikipedia.org/wiki/Hitlerjugend>

⁷⁶ Abb. 7 und 23

Mühele Motivation

Unter den jungen Leuten in der Heimstätte wird schon weit vor Kriegsbeginn für eine Besiedlung des Ostraumes geworben, zeigt sich GvB doch nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht durch Hitler fest davon überzeugt, dass eine Revision des Versailler Vertrages durch einen neuen, nun siegreichen Krieg in wenigen Jahren erfolgen wird. Nach seinen Informationen sollen Soldaten und hier insbesondere SS-Angehörige, die sich schon in Friedenszeiten freiwillig für eine längere Dienstzeit in den Streitkräften verpflichten und später im Krieg durch besondere Tapferkeit auszeichnen, mit landwirtschaftlichen Betrieben von stattlicher Größe belohnt werden, um auf diesen als sogenannte Wehrbauern tätig zu werden.

Diese Einschätzung sollte sich als richtig erweisen. Unmittelbar nach dem Sieg über Polen ernannt Hitler SS-Chef Heinrich Himmler zum Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums und beauftragt ihn so auch mit einer „grundlegenden Neugestaltung der wieder eingegliederten alten deutschen Siedlungsräume im Osten“. Was das Deutsche Reich zu diesem Zeitpunkt für das Gebiet zwischen Warthe und Weichsel plant, das deckt sich nahtlos mit Bodenschwings Vorstellungen von einer Siedlungspolitik, die wehrhafte deutsche Menschen an Grund und Boden binden soll unter Inkaufnahme einer Vertreibung oder der Unterdrückung der dort ansässigen „fremdrassigen“ Bevölkerung.

Inmitten fremden Volkstums soll der Neusiedler sich zusammen mit seiner Familie als Vertreter der deutschen Nation, des deutschen Wesens und der deutschen Kultur engagieren und für immer für das Vaterland kampfbereit auf Vorposten stehen, jederzeit dazu bereit sein, den Pflug mit dem Schwert zu tauschen.

Auf eine Zukunft als Wehrbauern im erweiterten deutschen Osten sind dank der Weitsicht GvBs also schon einige junge Männer auf dem biologisch-dynamisch wirtschaftenden Klosterhof in Klosterbauerschaft eingestimmt worden, so dass diese mit hohen Erwartungen in den Krieg ziehen. Und mit dem Klosterhof hat man den Beweis erbracht, dass sich das Dünner Lehmverfahren^{77 78} auch für die Errichtung landwirtschaftlicher Anwesen eignet. Das gilt insbesondere auch für die Stallungen, in denen dem Vieh das gleiche zuträgliche „Wohnklima“ zugute kommt wie den Menschen im Wohntrakt, und auch für die Lagerung von Getreide, Erbsen, Bohnen und anderen Trockenfrüchten hat sich die Bauweise als ausgesprochen gut erwiesen. Und beim Bau von Lehmkatzen für die unterworfenen und nun untergeordneten Einheimischen können die ehemaligen Bauhelfer aus Dünne auch ihre wertvollen Kenntnisse einbringen.

Das Sammelvikariat

Da diese neuen Aktivitäten die Heimstätte nicht ausfüllen und deshalb eine Übernahme der Liegenschaften durch die Partei droht, holt GvB einen alten Plan aus der Schublade und mit Hilfe des Ev. Oberkirchenrates* gelingt es ihm, in der nun weitgehend leerstehenden Heimstätte ein Predigerseminar bzw. Sammelvikariat anzusiedeln mit dem Fernziel, schließlich in offener Gegnerschaft zu der zunächst von seinem Bruder Fritz favorisierten Bekennenden Kirche eine evangelische Kirche im Sinne des Nationalsozialismus zu etablieren. Am Ende soll eine entjudete nationale großdeutsche Kirche stehen, in der auch die katholische Kirche

⁷⁷ „Nach dem Ersten Weltkrieg mit Wirtschaftskrise und Inflation, Massenarbeitslosigkeit, Armut und Wohnungsnot setze Bodenschwingh seine Erfahrungen des nachbarschaftlichen Bauens und der traditionellen Lehmbautechnik gezielt zu sozialen Aufbauprogrammen in Deutschland ein. So entstanden in den zwanziger Jahren mehr als 500 Eigenheime in Ostwestfalen und im Ruhrgebiet.“ <https://heimstaette-duenne.de/>

⁷⁸ Lehmverfahren: Abb. 20, 21 und 24

mittels Führer-Machtwort aufgeht. Von den Vikaren wird zumindest zunächst ausdrücklich eine aktive Mitgliedschaft in der SA oder der SS erwartet und daneben die Bereitschaft, sich mit Ackerbau und Viehzucht vertraut zu machen, um später durch Milieu- und Volksnähe zu einer besonders innigen, ja allumfassenden Seelsorge befähigt zu sein. Vor allem die Bekenntnispfarrer in Dünne und Stift Quernheim sehen sich durch dieses Vorhaben massiv von Bodelschwingh bedrängt und bedroht und sperren sich entsprechend.

Zunächst hatte sich GvB zum Ziel gesetzt, seinen Bruder und den DC-Reichsbischof Ludwig Müller⁷⁹ zusammenzubringen mit dem Ziel, einen Ausgleich zwischen den beiden Kontrahenten zu erreichen. Müller kannte er aus dessen Zeit im Pfarramt in Rödinghausen, fühlte sich ihm freundschaftlich verbunden und war sich mit ihm weitgehend einig in dem Ziel, eine deutsche Einheitskirche zu etablieren, die ein fester und konstruktiver Bestandteil der arischen Volksgemeinschaft werden sollte.

Dabei waren in Minden-Ravensberg die Weichen in der Kirchenpolitik schon unmittelbar nach der Machtergreifung in eine andere Richtung gestellt worden. Dabei ging es weniger um eine Abwehr des Rosenbergerschen Mythos oder eines diktatorischen politischen Systems, als vielmehr um die Bewahrung der alten Kirchenordnung unter staatlichem Patriarchat, in der sich die Pfarrerschaft gut versorgt wusste und ehrgeizige Theologen sich schon auf den Karriereweg gemacht hatten. Weil nun Amtsbrüder wie Ludwig Müller und Adler aus dieser Struktur ausgebrochen und an der alten Kirche vorbei Aufstiegsstationen kühn übersprungen und sich an die Spitze gesetzt hatten, wurde ihr Vorpreschen als Putsch gewertet. Bethel saß durch diese Umbrüche plötzlich zwischen zwei Stühlen, hatte man den Nationalsozialisten doch vor der Machtübernahme ganz offen deutliche Sympathien entgegengebracht.

Dass das Betheler Geschäftsmodell durch Hitler und sein Programm massiv gefährdet war, sollte sich aber umgehend erweisen, weil aus dem Stand heraus mit dessen Umsetzung begonnen wurde. So war abzusehen, wann der letzte „Bruder von der Landstraße“ mit mehr oder weniger Zwang in einer staatlichen Maßnahme verschwunden sein würde. Und wer „Mein Kampf“ auch nur überflogen hatte, dem musste vor Augen stehen, dass Hitler alles daran setzen würde, nur noch erbgesunden Nachwuchs ins Leben zu lassen. Einrichtungen wie Bethel drohten schon mittelfristig zu einem Auslaufmodell zu werden, der Staat ganze Felder der Diakonie einfach auszutrocknen, wie es schließlich auch den Kommunisten zumindest bei der Beseitigung der Arbeitslosigkeit noch einmal gelingen sollte. Das muss Bethel schließlich selber einräumen* (*Nachwort zu Fritz von Bodelschwingh: Vater Bodelschwingh – Ein Blick in sein Leben, Bielefeld, Aufl. 1980):

Seit der Teilung Deutschlands liegen die Hoffnungstaler Anstalten im Gebiet der DDR. Ihr Aufgabenbereich hat sich weitgehend gewandelt. Obdach- und Arbeitslose gibt es in der DDR nicht.

Offenbar hat sich Fritz v. B. nicht von Anfang konsequent gegen die Deutschen Christen und ihre Ambitionen gestellt. Jedenfalls berichtet GvB den Minden-Ravensberger Pfarrern Ende 1936, sein Bruder habe sich – wie auch der hannoverscher Landesbischof Marahrens⁸⁰ – mit dem Gedanken getragen, „sich für ein halbes Jahr Ludwig Müller helfend und beratend zur Verfügung zu stellen“. So zeigt sich denn GvB bitter enttäuscht, als Fritz das geplante Sammelvikariat harsch abgelehnt und damit eine offene Vertrauenskrise zwischen den Brüdern heraufbeschwört. Längst nämlich hat sich erwiesen, dass die Nazis in der Bekennenden Kirche in Westfalen erstaunlich desinteressiert gegenüberstehen. Das Zerwürfnis mit Bethel, das sich allerdings im wesentlichen allein auf diesen Komplex beschränkt, bedeutet für GvB

⁷⁹ [https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_M%C3%BCller_\(Theologe\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Ludwig_M%C3%BCller_(Theologe))

⁸⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/August_Marahrens

auf der einen Seite eine schwere Kränkung, aber es macht ihn auch frei für seinen dritten Weg hin zu einem nordischen Protestantismus, der, aufbauend auf dem Pietismus minden-ravensbergische Ausprägung, den Menschen in Natur- und Bodenverbundenheit halten und einem Schöpfergott verpflichten sollt [sic!], der die Verantwortung für die Welt in die Hände weniger Berufener legt. Und zu diesen auserwählten Führern zählt er für die Vergangenheit die Hohenzollern, den Adel überhaupt im Allgemeinen und seine eigene Sippe im Besondern - und aktuell eben Adolf Hitler, den der Herr als einen Messias dem notleidenden deutschen Volk gesandt hat.

Dieses Welt- und Menschenbild glaubt er - vermutlich nicht zu Unrecht – in seinem Berufsstand am ehesten mit Theologen teilen zu können, die aus dem heimischen Bauerntum kommen, und an denen fehlt es nicht, haben sich doch gerade nach der Jahrhundertwende viele große Höfe wirtschaftlich so gut entwickelt, dass sie die Abfindungen für überzählige Söhne in Form von akademischen Ausbildungen aufbringen können. Dabei genießt der Beruf des Pfarrers in diesem Landstrich nicht nur ein besonders hohes Sozialprestige, er gilt auch als durchaus auskömmlich und ermöglicht in der Regel ein Unterkommen in der näheren Heimat. Ob vor diesem Hintergrund der Entscheidung immer ein inneres Berufungserlebnis zugrunde liegt, mag mit Fug und Recht bezweifelt werden. In der kritischen Arbeiterschaft und auch bei den Kleinlandwirten hieß es denn auch, wenn wieder einmal ein Geistlicher aus dem gehobenen Bauernstande ortsnah ordiniert worden war: „Hei fredd niu `äök iut n Kiarkentruage.“

Vor diesem Hintergrund macht es denn GvB kaum Mühe, im unmittelbaren Umfeld seiner Wahlheimat Dünne gleichgesinnte Amtsbrüder aus bäuerlicher Herkunft zu finden, die sich trotz oder wegen der Vorgaben bereitfinden, an Aufbau und Betrieb seines Sammelvikariates mitzuwirken. Sein langjähriger Freund Heinrich Grothaus, dem er sich auch in seinen politischen Vorstellungen fest verbunden weiß, stammt von einem stattlichen Hof in Ostkilver und ist nach seiner Ausweisung aus dem Posener Land durch die Polen wegen angeblicher deutsch-nationalistischer Aktivitäten gern bereit, sich sozusagen im zweiten Glied einzubringen, wenn denn sein 13 Jahre jüngerer Halbbruder Wilhelm Bartelheimer die Leitung der Einrichtung übernimmt. Der ist in gleicher Funktion bisher im Predigerseminar Soest tätig gewesen, promoviert und eben auch ein konsequenter Vertreter einer hierarchischen Ordnung und einer damit einhergehenden Bodenständigkeit, in der insbesondere der „kleine Mann“ auch mit Hilfe des Evangeliums gehalten und gebunden werden soll. Nur zu gerne folgt der Angesprochene dem Ruf in die unmittelbare Heimat und nimmt dafür eine weitere Entfernung und Entfremdung von der hier die Szene beherrschenden Bekennenden Kirche mehr als nur billigend in Kauf.

Bartelheimer wiederum kann als Mitstreiter Dr. Martin Stallmann⁸¹ für das Leitungsduo gewinnen. Der junge Theologe mit ausgeprägtem Karrieredrang erstrebt zu diesem Zeitpunkt mit guten Erfolgsaussichten eine Tätigkeit im einflussreichen Reichskirchenausschuss in Berlin, sieht dann aber in einer Mitarbeit in der Heimstätte ein Sprungbrett für eine Hochschullaufbahn und schlägt ein. Weil mit der Dozentur in Dünne ein Seelsorgeamt in der Nähe der Einrichtung verbunden sein soll, lässt er sich in die in Westkilver freigewordene Pfarrstelle berufen.

Bei Bartelheimer gestaltet sich die ortsnahe Unterbringung schon deutlich schwieriger. Karl Gottschalk (1878-1945), der seit der Demission GvBs im Jahre 1909 in Dünne die Pfarrstelle innehat und sich samt Gemeinde konsequent zur Bekennenden Kirche hält, ist nicht bereit, sich vorzeitig in den Ruhestand versetzen zu lassen, um Bartelheimer damit das Feld zu über-

⁸¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Stallmann

lassen. Auch sein Amtsbruder in Stift Quernheim, Gerhard Vethake (1895-1961) zeigt keinerlei Neigung, seinen Sitz für Bartelheimer zu räumen. Dabei hat der Ev. Oberkirchenrat seine Zustimmung zu einem Sammelvikariat davon abhängig gemacht, dass die Absolventen sich in enger Anbindung an eine Kirchengemeinde aktiv an den kirchlichen Diensten beteiligen können.

Der Oberbauerschafter Pfarrer August Multhaupt (1877-1959), Bauernspröß aus dem Lippischen, ist Bodelschwings Plänen zwar sehr gewogen und auch bereit, Vikare in seiner Gemeinde predigen und kirchlichen Unterricht erteilen zu lassen, aber ablösen lassen will er sich unter keinen Umständen. Unter den Bündler Pfarrern gibt zu dieser Zeit und bis in den Anfang der 70-er Jahre der Landwirtssohn Dr. Julius Prüßner, wenngleich nur 2. Pfarrer, den Ton an. Obwohl auch er ein bekennender Nationalist ist und der alten wie auch der neuen Ordnung genauso anhängt wie GvB und seine Kandidaten, verwehrt er den Dünnern den Zugang zu den beiden Hauptkirchen und den Filialen.

Bleibt schließlich nur noch die Kirchengemeinde Hagedorn, zu der auch die politischen Gemeinden Quernheim und Häver gehören. Hier verwaltet der ebenfalls aus bäuerlichem Umfeld stammende und in Enger geborene Gustav Uppenbrock (1879-1945) seit fast 30 Jahren das Pfarramt mit großem Engagement. Er ist jünger als der zunächst massiv bedrängte Gottschalk und kann sich ebenfalls mit einer Frühpensionierung nicht anfreunden. Obwohl er als Junggeselle seine gesamte Arbeitskraft für die Gemeindegemeinschaft verwendet und sich nicht zuletzt deshalb großer Beliebtheit erfreut, wird er von den Dünnern, unterstützt von der Kirchenleitung in Berlin, hart und schließlich mit Erfolg angegangen. Er resigniert schließlich und verlässt verbittert seine Gemeinde, in der er eigentlich seinen Ruhestand verbringen und auch begraben werden wollte.

Zu den Begleitumständen seines vorzeitigen Abschiedes schweigt die 1961 erschienene Chronik der Kirchengemeinde. Dort beschränkt man sich auf diese dürren Sätze:

Zur Sitzung des Presbyteriums am 27. April 1937 reichte der Ortspfarrer sein Emeritierungs-gesuch ein. Presbyterium und Konsistorium nahmen als Nachfolger Pastor Dr. Bartelheimer aus Lüdenscheid in Aussicht. Am 27. Juni hielt er seine Gastpredigt. Von der Einspruchsmög-lichkeit am 6. Juli wurde kein Gebrauch gemacht.

Zu der Haupttätigkeit des neuen Geistlichen in Dünne mit starken Auswirkungen auf das Hagedorner Gemeindeleben wird auch nur äußerst dürftig der Chronistenpflicht genügt. Bartelheimer sei aus dem Kriegsdienst auf Antrag des Predigerseminars Dünne und der Gemeinde Hagedorn u. k. gestellt und Ende November 1940 in seinen Dienst zurückgekehrt. Vorher sei einer der Dünner Vikare dem vertretenden Kirchlengeraner Pfarrer zur Hilfe an die Seite gestellt worden.

Lange glaubt GvB, dank seiner Reputation noch eine Bresche in die regionale Bekenntnis-front schlagen zu können und dabei Bruder Fritz nach seiner langen Abstinenz auf diesem Gebiet noch einmal einbinden zu können. Dabei geht es um weit mehr als nur das Dünner Seminar, und es ist schwer vorstellbar, dass er sich bei der halböffentlichen Verfolgung seiner Vorstellungen nicht mit dem Oberkirchenrat in Berlin abgestimmt hat. An seine „Brüder im Amt von Minden-Ravensberg schreibt er im März 1937:

Der Kirchenerlaß des Führers und Kanzlers und das, was voranging, hat zunächst die Wirkung gehabt, die Zerrissenheit unserer Kirche vollends an den Tag zu bringen. Es droht ein Wahlkampf, der bereits angefangen hat, die Seele unseres Volkes, in Sonderheit

auch unserer Minden-Ravensberger Gemeinden, in der Tiefe zu zerwühlen. Am Ende solches Wahlkampfes aber würde eine Synode stehen, die zu keiner aufbauenden Arbeit imstande wäre.

Das Schlimmste aber ist, dass die Schuld an solchem Ausgang dem Staat und dessen Leitern zugeschoben werden würde, als wäre mit dem Wahlerlaß überhaupt nur bezweckt, den Zerfall der evangelischen Kirche vor aller Welt an den Tag zu bringen und diesen Zerfall endgültig werden zu lassen. Diese Verdächtigung darf nicht durchdringen.

Vieles deutet darauf hin, dass die Kirche noch Jahre schwerer Wirren vor sich hat, ähnlich wie wir es auf staatlichem Gebiet erlebt haben. Aber es muß verhindert werden, dass der endlich geeinte Staat in die Wirren der Kirche verflochten wird.

Gibt es aber noch irgendeinen anderen Ausweg für Kirche und Staat, dieser Verflechtung zu entgehen, als dass der Staat, angesichts der Entwicklung der Dinge in den letzten vier Wochen, die Festsetzung der Wahlordnung, des Wahltermins und die Durchführung der Wahl der Kirche überlässt? Und wäre dann nicht zu erwägen, seitens der Kirche mit einem entsprechenden Wahlvorschlag an den Staat heranzutreten?

Nur so entgeht, soweit ich das sehe, die hohe und lautere Absicht des Führers, die in seinem Erlaß zum Ausdruck kommt, weiteren schädlichen Missdeutungen. Nur so bleibt der Staat unberührt von den seit Jahrzehnten sich anbahnenden Stürmen, die gegenwärtig die evangelische Kirche durchtoben, und zu denen das Eingreifen des Staates lediglich den äußeren, nicht aber den inneren Anlaß bot ... Was aber soll aus der Kirche werden, wenn der Staat sie sich selbst überlässt? Hat es überhaupt noch einen Sinn, eine Neuordnung der Kirche aus ihrem Inneren heraus für möglich zu halten? Sind nicht die Eingriffe einst und jetzt – ohne dass wir Einzelheiten irgendwie entschuldigen wollen – letztlich daraus zu erklären, dass die Kirche schon viel zu krank geworden ist, um aus sich selbst heraus eine Einigung zustande zu bringen?

Sind nicht die Stürme, die uns erschüttern, Herbststürme, die Sterben und Auflösung bedeuten? Oder könnten es doch Stürme sein, die den Frühling eines neu erwachenden Glaubenslebens ankünden, nach dem sich die Seele unseres Volkes in der Tiefe sehnt? Und dürfen wir die Hoffnung auf solchen Frühling wegwerfen?

Dann aber käme es darauf an, ohne Hilfe des Staates – daran müßte, soweit ich sehe, unter allen Umständen festgehalten werden – gemeinsam ein Haus zu bauen, in welchem die evangelische Christenheit solchem Glaubensfrühling entgegenharren kann.... Dann könnte es doch noch gelingen, dass aus den verschiedenen Standorten, in die unsere Kirche jetzt zerlagert ist, sich eine Schar von Männern aufmacht, die sich auf dem gemeinsamen Weg der Nachfolge zu gemeinsamer Beratung und gemeinsamer Tat gelangen.

Auf solche Weise könnte...ein einheitlicher Wahlvorschlag den Gliedern unserer Kirchengemeinden und auch dem Staat bekannt gegeben werden, um anschließend durch den Entscheid der evangelischen Christenheit die bewährtesten Männer mit der verfassungsmäßigen Aufrichtung einer deutschen evangelischen Kirche zu betrauen.... Es könnte dann sein, dass über der ernsten Verpflichtung, dem deutschen Volke eine einheitliche Kirche zu erhalten und vollends erstehen zu lassen, die Glaubensunterschiede nicht verwischt werden, aber in ihrer trennenden Gewalt zurücktreten.

Käme nur erst einmal wieder eine persönliche Berührung zustande, so wäre zu hoffen, dass die, die jetzt in der Bekenntnisfront gesammelt sind, die Gefahr erkennen, zugunsten der Kirche den Blick für Staat und Volk zu verlieren. Dem entgegengesetzten Flügel aber wäre gleichzeitig Gelegenheit gegeben, die Einsicht zu gewinnen, dass er über der Hingabe an den Staat Gefahr lief, die Kirche und ihr altes Glaubensgut zu gefährden und zu verkennen.

Zeigt es sich schließlich aber doch, dass ein gemeinsames Wohnen im gemeinsamen Haus einer deutschen evangelischen Kirche unmöglich ist, dann sollte man in Frieden auseinander gehen. Im Frieden die Einigung gesucht! Im Frieden, wenn es sein muß, auch die Trennung vollzogen! Beides unter eigener und alleiniger Verantwortung der Kirche.

Warum nicht mein Bruder seine Stimme erhebt? Die großen Anstrengungen der letzten Jahre haben seine Gesundheit gefährdet. Als ich vor kurzem an seinem Bergungsort von ihm Abschied nahm, sagte er mir: „Sage allen Freunden, dass ich zunächst für die kirchlichen Fragen nicht mehr in Betracht käme.“ Die letzte Untersuchung brachte die Aussicht auf einen neuen Aufstieg der Kräfte. Noch verlangt der Arzt gänzlich Stille. Aber die Möglichkeit steigt, dass mein Bruder, wenn ihm diese Stille gewährt bleibt, nach einmal beim Aufbau der Kirche mitwirken kann....

Aufbau der Kirche? Dürfen wir ihn wirklich noch erhoffen? Aleem [sic!] unserm Kleinglauben zum Trotz wurde uns aus tiefster Schande und Zersplitterung heraus für Volk und Staat noch einmal neue Ehre und Einigkeit zuteil. Müssen wir nicht alles daransetzen, dass unserm Volke für seine evangelische Kirche Ähnliches beschert wird?

Ist es nicht so, dass der Undank für das, was wir durch unseren Führer und Kanzler auf staatlichem Gebiet erlebt haben, den göttlichen Segen hemmt, den wir nahezu auf allen Gebieten unseres kirchlichen Lebens so schmerzlich vermissen müssen? Wir wollen Undank und Zweifel gegenüber unserem Führer und Kanzler in Dank und Vertrauen wandeln, damit sich der Segen Gottes uns wieder zukehrt und wir unter solchem Segen auch auf kirchlichem Gebiet der schmachvollen Uneinigkeit und Zerrissenheit entgehen. Laßt uns vergessen, was dahinter liegt, und uns, des Streitens müde, neu dem Frieden öffnen, den Tod und Auferstehung unseres Herrn in unsere Herzen gießen zum Heil unserer Kirche, zum Heil unseres Volkes und Führers.

Dieses Schreiben befasst sich zwar nicht direkt mit dem geplanten Sammelvikariat, lässt aber die angeschriebenen Pfarrer zumindest die Stoßrichtung ahnen, die von dieser Einrichtung ausgehen soll: Eine zumindest nach außen einige evangelische Kirche, die sich dem Evangelium nicht weniger verpflichtet fühlen soll als dem Führerstaat, der sie unter seine Fittiche nehmen und mit dem zusammen sie zu neuer Größe und Geschlossenheit heranwachsen soll. Die Amtsbrüder müssen wohl davon ausgehen, dass auch die Verantwortlichen des kurz vor Inbetriebnahme stehenden Seminars diese Sicht geteilt haben müssen. Und es wohl nur schwer zu bestreiten, dass GvB in der Sache noch Zugang zu seinem Bruder Fritz hat und keineswegs zu diesem Zeitpunkt im offenen Konflikt mit ihm steht.

Aus einem erhalten gebliebenen Briefentwurf, von dem nicht feststeht, ob er in so oder in etwa in einen Brief an Hitler mündete, geht hervor, dass GvB sich sehr wohl vorstellen kann, dass der Führer dem Kirchenstreit ein Ende macht. Seinem Idol teilt GvB mit, er sei der Vertraute der beiden „tiefsten deutschen Genies“ gewesen, nämlich Vater Bodelschwings und Wilhelm Schmidts (HeißdampfSchmidt). Weder sein Bruder Fritz noch Ludwig Müller hätten sich „ausreichend unter den Geist der beiden bedeutendsten deutschen Führer der evangelischen Kirche jüngerer Zeit gebeugt“. Er erbitte nun ein Machtwort des Führers.

In welche Richtung das Seminar als Ganzes oder auch jeder Dozent für sich allein in den Schwaden der Grauzone zwischen den verschiedenen Strömungen der BK und der DC zu verorten ist, lässt sich wohl kaum noch erforschen, da die Quellenlage allein keine sichere Beurteilung ermöglicht. Hier soll deshalb nur festgehalten werden, dass es sich in seinem Umfeld und hier insbesondere in der Gemeindegarbeit als systemkonform darstellt und auch den zwei Jahre nach der Gründung erfolgenden Angriff auf Polen durchaus so begrüßt, wie es GvB enthusiastisch in Worte gefasst hat:

Jetzt, wo uns der Krieg aufgezwungen wurde, wollen wir den Krieg und wollen ihn mit einer Kraft, Zähigkeit und Inbrunst, wie nur je von Deutschen ein Krieg gewollt wurde...Die Juden sind die erste Großmacht des Teufels, und England hat sich mit ihnen verbunden.

Als im Sommer 1940 ein 20-jähriger RAD-Mann, der bei einem englischen Tieffliegerangriff bei Rheine ums Leben gekommen ist, von seinem Elternhaus in der Nachbarschaft der Heimstätte aus mit militärischem Geleit auf dem Dorffriedhof beigesetzt werden soll, versucht man, die Eltern davon zu überzeugen, dass diese Feier vom Seminar besonders würdig ausgerichtet werden könnte und sollte. Gemeindepfarrer Gottschalk⁸² verweigert dazu seine Zustimmung aber kategorisch und tritt selber an. Dozenten und Seminaristen nehmen als Nachbarn teil und müssen einer wenig heroischen Trauerfeierfeier auf der Deele des Hauses beiwohnen. Schon bei der um mehrere Tage verzögerten Überführung des Leichnams sind aus dem grob gezimmerten Sarg Maden gefallen. Der Vater des Toten hat zwar noch versucht, die Ritzen mit Bienenwachs zu schließen, aber während der Feier setzt sich der Vorgang für alle, die in der Nähe stehen, unter der den Sarg bedeckenden Hakenkreuzfahne sichtbar und hörbar fort. Sichtbar betroffen verlassen auch die Abgesandten des Seminars den Ort.

Schon vorher hat Gottschalk immer wieder in aller Härte gezeigt, dass er sich mit den Akteuren in der Heimstätte unter keinen Umständen arrangieren will. Im Herbst 1938 sieht sich Stock veranlasst, sich schriftlich über die Weigerung Gottschalk, die Taufe eines Stock-Kindes in der Dünner Kirche zu ermöglichen, nachdrücklich zu beschweren.

Erst nach dem Abgang des entschiedenen GvB- und Vikariatsgegners Friedrich Niemanns 1940 aus dem Herforder Superintendentenamtsamt und der Übernahme der Geschäfte durch Hermann Kunst weichen die Fronten auch für die Bevölkerung erkennbar auf. Doch da ist das Seminar aufgrund von Einberufungen zur Wehrmacht schon in der Phase der – zunächst als vorläufig wahrgenommenen – Außerbetriebnahme.

Die Dünner Gemeindeglieder nehmen die Auseinandersetzungen zwischen Gottschalk und der Heimstätte kaum zur Kenntnis. Sie haben nahezu geschlossen die ihnen vorgelegten roten Mitgliedskarten der BK unterschrieben und sehen für sich damit die Angelegenheit Kirchenkampf als erledigt an, zumal ihre Zugehörigkeit zu einer BK-Gemeinde im Alltag keinerlei Auswirkungen für sie hat. Umgekehrt bleiben auch in Hagedorn, Westkilver und Oberbauerschaft erkennbare nachhaltigen Folgen für die Gläubigen aus.

Was letztendlich die drei Dozenten im Verein mit Heinrich Grothaus dazu veranlasste, eine eigene GmbH namens Ev. Heimathaus für den Betrieb des Seminars zu gründen und die Liegenschaften auf Kredit von der Heimstätte und im Falle des Pfarrhauses von GvB zu übernehmen, erklärt sich nicht wirklich schlüssig. Wenn es tatsächlich darum ging, sich aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit und damit überhaupt weitestgehend von GvB zu lösen, dann fragt sich, wie man dafür seine Zustimmung erlangte.

Sicher ist, dass GvB seinen Entschluss, auch sein Eigentum gegen eine Sicherung über eine Hypothek und laufende Zinszahlungen abzugeben, schon bereute, als der Kriegsverlauf eine Niederlage und damit eine erneute Inflation befürchten ließ. Mit allen Mitteln sollte er dann versuchen, die Transaktion für sein Wohnhaus und die Heimstättengebäude rückgängig zu machen. Ohnehin war vorsorglich ein Rückübertrag des „Pastorenhauses“ bei einem Scheitern des Projektes an die Bodelschwings vereinbart worden.

In den Nachkriegswirren gelingt es FWvB offenbar mühelos, denn Zugriff auf die Gebäude samt Ausstattung zu bekommen, während Bernhild schon kurz vor dem Zusammenbruch das Elternhaus für ihre karitativen Vorhaben gegen hinhaltenden Widerstand der Ev. Heimathaus

⁸² <http://www.heidermanns.net/gen-pers.php?ID=113353>

GmbH in Anspruch nehmen konnte. 1955 werden dann im Zuge der Abwicklung der Gesellschaft die Liegenschaften auf Bethel übertragen. Zunächst ist dort an eine Umnutzung zu einer Dependence für Freistatt gedacht, um hier eine Bewährungseinrichtung für junge Straffällige unter der Leitung von FWvB zu betreiben. Der aber ist nicht bereit, das „pflegeleichtere“ Kinderheim dafür aufzugeben und Bethel lenkt ein.

Die beim Amtsgericht verwahrten Unterlagen über die Heimstätte geben über diese und die nachfolgenden Transaktionen keine Auskunft. Jedenfalls gelangt der Verein Heimstätte und damit de facto FWvB wieder in die volle Verfügungsgewalt. Nach dem Tod der letzten beiden Mitgründer Greimann und Heepmann hat FWvB dank der von ihm handverlesenen Gesellschafter jetzt völlig freie Hand und kann nun wie ein Alleineigentümer agieren. Er stößt den Klosterhof zum Entsetzen seiner Schwester Bernhild, die ihre Aktivitäten nach dort auszuweiten beabsichtigte, ab, verkauft auch Ländereien der Heimstätte auf Klosterbauerschafter Gebiet und schafft sich um das nun von ihm und seiner Ehefrau bewohnte Wiesenhaus mit dem Wiederaufbau des Hauses Blotevogel aus Espelkamp und weiteren Fachwerkhäusern eine Idylle, in deren Genuss die Masse der Heimkinder nur sehr bedingt kommt.

Nur unzureichend lässt sich ermitteln, wie es den Bodelschwingshins gelingen konnte, die Erben von zwei der zuvor verstorbenen Gesellschafter davon zu überzeugen, die Anteile zur Verfügung zu stellen. Nach dem Tod von Grundmann wehrt dessen Sohn Ernst den Anspruch der Heimstätte jedenfalls entschieden ab. Wie sein Vater fühlt sich er sich eng mit der Dünner Bekenntnisgemeinde verbunden und ist deshalb mit der derzeitigen Verwendung der Heimstätte ganz und gar nicht einverstanden. Weil er aber gleichzeitig befürchten muss, dass er als Soldat den Krieg möglicherweise nicht überleben wird, überträgt er den ererbten Anteil sicherheitshalber auf Heinrich Heepmann, obwohl der als ehemaliger Dünner SPD-Bürgermeister im Ort über noch weniger Einfluss verfügt als eine „lame duck“, hat ihn doch ausgerechnet GvBs Freund und Mitstreiter, der Herforder Landrat Franz von Borries, 1933 im Auftrage des NS-Regimes aus seinen öffentlichen Ämtern entfernt und ihm unter Strafanandrohung jede weitere politische Betätigung untersagt. Der Bünther Notar Ludwig Appellius beurkundet die Transaktion am 2. Februar 1943 und damit unmittelbar nach dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad.

Grundmann bemüht sich nach Kriegsende nicht um eine Rückübertragung des Anteils, und das löst bei FWvB Begehrlichkeiten aus. Im Spätherbst des Jahres 1969 bittet er den nun 91-jährigen Heepmann, der bis 1961 noch das Bürgermeisteramt in Dünne versehen hat, zu sich in die Heimstätte, zu einer Gesellschafterversammlung der Heimstätten GmbH. Dort sieht sich der Greis neben FWvB mit dessen Vetter FvB 3, dem Bethel-Pastor Karl Kraa, dem Kreisbaumeister a. D. Walther Schöttler, der FWvB-Schwester Adelheid Weerts und dem FWvB-Freund Dr. Rudolf Schlüter aus Klosterbauerschaft konfrontiert. Ohne die Tragweite der Entscheidung noch zu verstehen, stimmt er dem Antrag FWvBs zu, dass beim Tode eines Gesellschafters, bei der Kündigung oder beim Vorliegen eines wichtigen Grundes der Geschäftsanteil des Verstorbenen, des Kündigenden oder desjenigen, für den der wichtige Grund eingetreten ist, eingezogen werden kann. FWvB lässt vor Ort den Beschluß, der einem Ermächtigungsgesetz gleichkommt, vom anwesenden Notar Günther Lortsch beurkunden. Zu diesem Zeitpunkt gibt es nur noch vier Gesellschafter, nämlich die beiden Bodelschwingh-Vettern, Heepmann und den oder die Erben des zwischenzeitlich verstorbenen Greimann. Ohne sich davon zu vergewissern, ob der sichtlich durch sein hohes Alter gezeichnete Heepmann der Verhandlung noch folgen kann und sich damit über die Tragweite seiner Zustimmung im Klaren befindet, beglaubigt Lortsch die Urkunde und damit auch weitere wichtige Entscheidungen, auf die sich Heepmann nicht vorbereiten konnte. Er wird dazu bewegt, von seinem Geschäftsanteil in Höhe von 4.400 DM, in dem der ehemalige

Grundmannsche Anteil enthalten ist, einen Teilbetrag in Höhe von 1.400 DM an Karl Kraa abzutreten. FWvB bestückt Kraa mit weiteren 600 DM, seinen Freund Schöttler mit 400 DM und seine Schwester mit 3.000 DM. Damit ist die Heimstätte de facto eine Gesellschaft ohne örtliche Anbindung und weitestgehend befreit von der Mitwirkung unabhängiger Dritter, denn mit Einsprüchen von Heepmann muß man nach diesem Tag nicht mehr rechnen. Ein ungeläuterter NS-Anhänger und von ihm handverlesene Gesinnungsgenossen haben das bei der Gründung noch so starke sozialdemokratische Element und zugleich das Dorf als Heimat der Heimstätte erfolgreich und endgültig beiseite geschoben.

Zum Ausdruck kommt das auch in der neuen Zweckbestimmung der Gesellschaft, die in der Sitzung bestätigt wird und aus der nun eine zumindest lockere Anbindung an die evangelische Kirche und damit deren Mitverantwortung für das hervorgeht, was hier im Wiesental zwischen Dünne und Klosterbauerschaft geschieht:

§ 2: Die Gesellschaft ist Mitglied des Landesverbandes der Inneren Mission in Westfalen und dadurch dem Central-Ausschuß für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche angeschlossen. Sie verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige, kirchliche und mildtätige Zwecke im Sinne...und zwar durch die Förderung des Heimstättengedankens und von Aufgaben auf dem Gebiet der Jugenderziehung und Jugendfürsorge. Zu diesem Zweck wird das „Heimathaus“ in Dünne als Stätte der Erziehung und Ausbildung von Jugendlichen in kirchlichem Sinne unterhalten.

Aber die Urkunde vom 29. November 1969 enthält noch eine weitere Feststellung, die der Realität nicht entspricht und die der Notar wohl nicht ungeprüft hätte durchgehen lassen dürfen.

Nach dem Tod Heinrich Heepmanns nimmt die Heimstätte den mit Hilfe des Verstorbenen geänderten § 6 ihrer Satzung in Anspruch und zieht auch den zunächst noch bei Heepmann verbliebenen Anteil ein.

Damit ist auch Ernst Grundmanns Intention, den Bodelschwinghs nicht die volle Verfügungsgewalt über die Heimstätte zuzubilligen, ins Leere gelaufen. Fortan kann sich die Familie B. ganz nach Gutdünken willfährige Gesellschafter aussuchen. Festgehalten wird:

Der Nachweis der Erbfolge nach dem verstorbenen früheren Gesellschafter Heinrich Greimann ist gegenüber der Gesellschaft nicht geführt worden, so dass noch nicht bekannt ist, wem der Geschäftsanteil des Verstorbenen heute zusteht.

Zum Zeitpunkt seines Todes verfügte Greimann mit 4.200 DM offenbar wie Heepmann über zwei Anteile, von denen einer entweder von Tödtmann oder Huxhol stammen musste. Im August 1958, also mehr als elf Jahre vor der Feststellung, der Erbe des Greimannschen Anteils sei nicht bekannt, war beim Amtsgericht Bünde ein dort hinterlegtes Testament der Eheleute Greimann eröffnet worden, aus dem hervorging, daß der zu diesem Zeitpunkt in den USA lebende Sohn Heinrich („Henry“) Greimann zum Erben bestimmt war. Und als mögliche Nacherben waren die weiteren Kinder Karl, Hertha und Arnold aufgeführt.

Sollte die Heimstätte tatsächlich nicht vom Inhalt des Testamentes in Kenntnis gesetzt worden sein, so hätte der Geschäftsführer in der Person FWvBs sich dieses mühelos beschaffen können, wohnte doch die ihm gut bekannte und mitbedachte Tochter in Dünnerholz, der Erbe des Lehrers Karl G. in Wallenbrück und Arnold, ein Jugendfreund FWvBs, in Oldenburg. Und der eigentliche Erbe hätte nach Ansprache jemanden für die denkwürdige Sitzung im Herbst

1969 bevollmächtigen können. Sein Verhältnis zu seinen Geschwistern war bekanntermaßen ungetrübt. Henry aber hatte schon mit formlosem Schreiben seinem Bruder Karl den Anteil überlassen, der dann nach dessen Tod auf dessen Sohn, den Tierarzt Dr. Karl Greimann in Wallenbrück auf dem Erbwege übergang.

Pikanterweise hatte FWvB am 27. November 1969 und damit zwei Tage vor der denkwürdigen Sitzung in der Heimstätte, zu der am 12. November fristgerecht mit eingeschriebenem Brief eingeladen worden war, ein Schreiben an Arnold G. verfasst, der sich auf ein vorangegangenes Telefonat bezog. Darin teilte FWvB u. a. mit, die beiden Übertragungen innerhalb der Familie Greimann in dieser Form akzeptiert zu haben. Ob davon überhaupt das damals noch zuständige Amtsgericht Bünde informiert wurde, schreibt er nicht. Erst als er von Karl G. jr. eine unentgeltliche Übertragung seines Geschäftsanteils an Rudolf Schlüter mit Erfolg erbeten und die damit verbundenen notariellen Formalitäten eingeleitet habe, sei offenkundig geworden; „dass wir in Eurem Falle den bisher geübten Brauch einer formlosen und entgeltlichen Übertragung...nicht beibehalten können“. Vom „sehr gewissenhafte Anwalt“ der Heimstätte sei Folgendes festgestellt worden, was ihn (den Juristen d. V.) zum Teil selber überrascht habe:

Es muss zunächst von Euch der exakte Nachweis erbracht werden, wer der Erbe...geworden ist. Schon bei Deinem Bruder Karl sei die Übernahme leider sehr formlos und nicht rechtlich korrekt erfolgt...Wenn dieser Betreffende, wer immer es sei, den ererbten Geschäftsanteil behalten...wolle, müsse heute den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend der volle Geschäftsanteil in Höhe von 4.200 DM eingezahlt werden.

Arnold G., der in dem Telefonat mit FWvB sein Interesse an einer Mitarbeit in der Heimstätte – wie zuvor schon gegenüber Rudolf Schlüter - bekundet und ihm das Einverständnis des Erben Henry G. dazu mitgeteilt hatte, sah sich nun in mehrfachem Sinne von FWvB ge- und enttäuscht. Seine Frage im Antwortschreiben, ob auch alle übrigen Gesellschafter ihre Anteile voll eingezahlt hätten, mochte FWvB nicht beantworten. Arnold G. ließ FWvB weiter wissen, in dem mit Schlüter geführten Gespräch habe dieser zum Ausdruck gebracht, „dass er mich durch meine Erfahrungen als Personalchef eines größeren Werkes besonders für die Arbeit in der Heimstätte geeignet hielte. Dieses wollte er Dir auch sagen.“

Nach dem Schreiben FWvBs fühlt sich Arnold G. in der Heimstätte nicht willkommen, zumal auf seine Antwort von FWvB keine Reaktion kommt und der ihm damit auch die aufgeworfenen Fragen nicht beantwortet. Besonders empört ist er über die Begründung, weshalb man keinen Greimann mehr in der Gesellschaft haben will, hat FWvB doch erklärt:

...es ist ja – wie Du weißt, so, dass wir seit jeher nur Mitglieder im engeren Führungskreis gehabt haben, die unserer Arbeit seit langem innerlich und äußerlich verbunden waren. Und das ist bei Deinem Neffen, den ich ja kaum vom Ansehen kenne, nicht der Fall. Ich schlug ihm daher vor, entsprechend unserer Gewohnheit seinen Anteil unentgeltlich zu übertragen...Ich von mir aus bin gar nicht auf den Gedanken gekommen, weil Du so weit vom Schuß bist und ich gar keine Verbindung zu Dir hatte...Auch können wir unsererseits, nach meiner Meinung, im Todesfalle den Geschäftsanteil einziehen, wie wir es etwa...beim Tode des Mitbegründers Horstmeier getan haben, dessen Erben für eine aktive Mitarbeit in der Heimstätte nicht in Betracht kamen.

Weshalb dieses vermeintliche Einzugsrecht dann zwei Tage später ausdrücklich beschlossen und in die Satzung der Gesellschaft aufgenommen werden musste, wird von FWvB nicht vorgetragen! Arnold G. resigniert, findet aber in seiner Antwort deutliche Worte:

...Umso erstaunter war ich jedoch, von meinem Neffen zu hören, dass ausgerechnet Rudolf Schlüter die Nachfolge antreten sollte. Deshalb auch meine entsprechende Reaktion, denn es stimmt einfach nicht, was Rudolf Schlüter Dir erzählt hat. Einen schärferen Ausdruck will ich hier nicht verwenden...Nachdem sich nunmehr die Voraussetzungen für mich für die Aufnahme als Gesellschafter...in ganz erheblichem Maße verändert haben und mit nach den zum Teil widersprüchlichen Ausführungen...in einem ganz anderen Licht erscheinen ... verzichte ich auf eine Aufnahme..., obwohl mich dieser Verzicht im Andenken an meinen Vater... sehr schmerzlich berührt.

Nach dem Tod FWvB im Jahre 1983 sieht sich Arnold G. veranlasst, gegenüber dem neuen Geschäftsführer auf sein altes Anliegen zurückzukommen, worauf ihm signalisiert wird, dass man weder einen Anspruch des Erben aus der Familie anzuerkennen gedenke noch an einer Mitarbeit interessiert sei. Gern hätte er den Anteil nach Rückgabe der Kirchengemeinde Dünne überlassen, um eine dauerhafte Einbindung in die Gemeinde zu sichern:

Dies wäre sicher auch im Sinne meines stets verehrten Vaters, der ja Mitbegründer der Heimstätte war. Obwohl ich seit meiner frühesten Jugend mit Rudolf Schlüter befreundet war, habe ich jede Verbindung seit 1969 völlig abgebrochen. Solche Menschen kann ich nicht mehr Freunde nennen...Einmal musste ich feststellen, von jemandem, den ich für einen Freund hielt, verraten worden zu sein und außerdem von der Heimstätte, ...für die mein Vater viel getan hat, nicht erwünscht zu sein. Die Ausführungen, die FWvB mir gegenüber gemacht hat...waren unaufrichtig und m. E. mit dem Namen Bodelschwingh nicht in Einklang zu bringen...Ohne Übertreibung muß ich sagen, dass sich in der Heimstätte ungeheuerliche Dinge ereignet haben. Der mysteriöse Tod des FWvB scheint mir doch recht rätselhaft zu sein. Hatte er etwa eine Ahnung, dass man sich für die Heimstätte interessierte?... Der Name Bodelschwingh hat für mich jeden Glanz verloren.

Nur ein Hitleraner?

Wolfgang Belitz*, der zum Heimstätten-Jubiläumsjahr 2007 eine „biografisch-sozialethische Skizze“ über GvB abliefern, attestiert in seiner Arbeit dem „Lehmpastor“ von Dünne eine kritische Distanz zum Nationalsozialismus. Er sei vielmehr nur ein Verehrer der Person des Führers gewesen, ein „Hitlerist“ und seine Ehefrau Adelheid entsprechend eine „glühende Hitleranerin“. Großneffe Dietrich von Bodelschwingh beruft sich auf diesen recht fragwürdigen Entnazifizierungsversuch, indem er im Jubiläumsjahr schreibt: „Herr Belitz hat in der von ihm verfassten Biografie die politische Einstellung Gustav von Bodelschwinghs gründlich und kritisch dargestellt.“

Diese vermeintliche Trennung von Partei und Führer beschreibt Belitz wie folgt:

Die für Bodelschwingh charakteristische Neigung zur Verehrung einzelner Persönlichkeiten bis hin zum Personenkult (der Vater, der Erfinder Wilhelm Schmidt, der Freiherr von der Ropp) kulminierte in Hitler. Zur Partei hatte er ein kritisches Verhältnis, weil er Personen verehrte und Organisationen misstraute. Er trennte also immer sorgfältig zwischen Führer und Gefolgschaft, Person und Institution, Politiker und Partei. Diese Trennung hatte den Vorzug, alles Schändliche der Partei zuschreiben zu können und den Führer stets unschuldig und in der Gestalt des Samariters erscheinen zu lassen. Bodelschwinghs Aufgabe bestand nun darin, den „Führer“ vor seiner Partei zu warnen und ihn über sie aufzuklären und vor ihr zu schützen. Um etwas zu erreichen, musste man sich direkt an ihn wenden und nicht den Weg über die Instanzen der Organisation gehen.

GvBs Bericht vom Reichsparteitag 1936 habe sich demgemäß wie eine Hitlerwallfahrt gelesen:

Bodelschwingh erlebte keinen Parteitag, sondern ein Treffen der Volksfamilie, die sich um ihren Führer wie um einen Vater schart. Es war nur folgerichtig, dass der Hitleraner kein Parteimitglied der NSDAP wurde wie Johannes Kuhlo und viele ev. Glaubensbrüder seiner Zeit. Auf Vorposten wird man nicht Parteimitglied.

Schlichten Volksgenossen mag man zubilligen, dass sie es für zulässig und möglich gehalten haben, Partei und Führer voneinander zu trennen, den Apparat als notwendiges Übel anzusehen und immer wieder mit dem Ausruf „Wenn das der Führer wüsste!“ Entgleisungen des Systems zu entschuldigen.

Den Sympathisanten, Mitläufern und Parteigängern aus den gebildeten Ständen aber ist spätestens seit der Röhm-Affäre im Sommer 1934 klar, dass Hitler persönlich die Verantwortung für schwerste Verbrechen trägt und diese auch öffentlich eingesteht – und dass von einem alles rechtfertigenden Staatsnotstand keinesfalls die Rede sein kann.

Zudem kann es dem Theologen GvB nicht entgangen sein, dass die Bewegung für sich und ihren Messias eine allumfassende Dreieinigkeit beansprucht, die Rudolf Heß als des Führers Stellvertreter im selben Jahr allgemeinverständlich und einprägsam formuliert: „Die Partei ist Hitler, Hitler aber ist Deutschland, wie Deutschland Hitler ist.“ Hier bleibt zumindest einem Intellektuellen kein Umdeutungsspielraum, und GvB hat den ganz offensichtlich auch nicht für sich beansprucht, bekennt er doch in einem erhalten – gebliebenen Entwurf eines Briefes an Hitler, er habe zusammen mit Frau und Kindern „von jeher einen praktischen Nationalsozialismus geübt“, und auch den Lehm- und Ziegelbau hofft er, mit Hilfe des neuen Regimes retten zu können. Dazu stellt er die rhetorische Frage, ob nun nicht „an die Stelle der Organismen der kleinen Familie die große Familie des Volksorganismus“ mit Jungvolk, Hitlerjugend, BDM und Arbeitsdienst treten sollte.

Auch mit der Heimstätte in Dünne möchte er sich ganz in den Dienst der guten Sache stellen und scheut sich nicht, den schon in der Kampfzeit in Verruf geratenen Parteistreitkräften junge Menschen zuzuführen. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf die ihm schon anvertrauten und ihm mehrheitlich geradezu blind vertrauenden jungen Menschen in der Heimstätte. Dazu schreibt er im Sommer 1934:

Auch wir in Dünne möchten an unserem Teile nicht müßig sein. Darum empfehlen wir allen Studenten und Kandidaten der verschiedenen Fakultäten, die den freiwilligen Arbeitsdienst hinter sich haben oder von ihm befreit sind, die im festen Anschluß an SS. oder SA. stehen, womöglich auch ein Sportabzeichen besitzen: Unterbrecht Euer wissenschaftliches Studium vor dem Examen oder Eure Weiterbildung zwischen und nach den Prüfungen zunächst für ein halbes Jahr und sucht Euch für diese Zeit einen Platz in der Familie eines Handwerkers, eines Arbeiters oder eines Bauern, um deren Leben vom Morgen bis zum Abend tätig zu teilen... Wer zu uns kommen möchte, dem bieten wir ohne Entgelt zu erwarten einfachstes Quartier, einfache Kost (zur Ergänzung des Schuhzeuges 1 Paar Holzschuhe) und unter bewährter Anleitung eine vielgestaltige Arbeit in Wiese, Feld und Wald, Stall, Hof und Werkstatt – eine Arbeit, bei der wir von unseren Gästen volle Hingabe und innerste Treue voraussetzen.

Wohlweislich verschweigt GvB hier, dass Heimstätte und Klosterhof für den Tatendrang der jungen Leute nicht genug Arbeitsmöglichkeiten bieten. Deshalb werden sie bei Bedarf an

Landwirte, Gärtnereien und Bauherren ausgeliehen und von diesen für ihren Einsatz beköstigt. Den restlichen Gegenwert der Leistungen kassiert GvB diskret und bar bei den Arbeitgebern, ohne davon etwas an die Helfer durchzureichen.

Das unter seiner Regie angelegte Naturfreibad samt Sportfeld im Wiesental zwischen Dünne und Klosterbauerschaft zieht Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene aus der ganzen Umgegend an, und hier fällt es nicht schwer, in scheinbar zwangloser Atmosphäre die Besucher über die Freude an der körperlichen Betätigung hin zu wehrsportlicher Ertüchtigung zu führen. Wenn dann abends beim Lagerfeuer GvB von den Heldentaten der deutschen Schutztruppe unter seinem Idol Paul von Lettow-Vorbeck erzählt und von der Notwendigkeit spricht, sich mit allem Kampfesmut und aller Hingabe dem gottesfernen Bolschewismus entgegen zu werfen, fallen seine Worte selbst bei jungen Leuten auf fruchtbaren Boden, die sich bisher in den SPD-nahen Sportvereinen betätigt haben.

Mit der intensiven Werbung vor allem für die SS und die SA hat GvB schon gleich nach der Machtergreifung und damit lange vor der Einrichtung des Sammelvikariats begonnen und dabei vor allem die aus seiner Sicht zweifelsfrei gegebene Vereinbarkeit von nationalsozialistischer Ideologie und Christentum herausgestellt. Die Geschichte von vier jungen Männern, die sich hier einfangen und überzeugen ließen, mag als Beleg dafür gelten, welche fatalen Folgen der Versuch, damit auf zwei Schultern zu tragen, in der Lebenswirklichkeit zeitigen konnte oder musste und welches Ausmaß an Verantwortung GvB mit seinen dringenden Empfehlungen auf sich genommen hatte.

SS: Vier Einzelschicksale

Karl Hassel aus Schwennigdorf (heute Rödinghausen) erlernt in der Badeanstalt der Heimstätte das Schwimmen und kommt dabei mit GvB und seiner jungen Anhängerschaft in Berührung. Er lässt sich in diesem Kreis, der sich nun mehrheitlich zum Nationalsozialismus bekennt, für einen Eintritt in die SS begeistern. Im Bündler Sturm nimmt der gelernte Schlosser u. a. an der Attacke auf die Villa Levison teil und wird schließlich als Wachmann im Range eines SS-Rottenführers (Obergefreiter) ins Konzentrationslager Mauthausen bei Linz (Österreich) abkommandiert. Dort wird ihm angesichts der Verbrechen an den Gefangenen und der von ihm erwarteten Mittäterschaft klar, dass er seine Aufgaben nicht mit seinem christlichen Gewissen vereinbaren kann.

Als der 32-jährige Hassel im Spätsommer 1941 sich auf Heimaturlaub in Schwennigdorf aufhält, vertraut er sich Wilhelm Beckmann, dem für Bieren zuständigen 2. Rödinghauser Pfarrer an und bittet um einen seelsorgerlichen Rat. Der Geistliche empfiehlt ihm, den Dienst zu quittieren.

Vor seiner Abreise nach Mauthausen informiert Hassel seine Familie, er werde dem Anraten seines Gemeindegemeindeführers folgen und um Versetzung an die Front bitten, aber auch bei einer Ablehnung seines Antrages den Dienst nicht wieder antreten. Er müsse dann wohl die Konsequenzen einer Befehlsverweigerung auf sich nehmen. Sollte ihm in den nächsten Tagen etwas zustoßen, würde das damit in Zusammenhang stehen.

Bald darauf geht in Schwennigdorf die Nachricht ein, Karl Hassel sei am 16. September 1941 im Lazarett Linz an Typhus gestorben, die Leiche werde zur Beisetzung in die Heimat überstellt. Parallel dazu kommt aber auch per Brief anonym die Information aus Mauthausen, an dem Sohn sei durch SS-Kameraden ein Femeurteil vollstreckt worden.

Der Sarg mit einem Zink-Innensarg wird von der SS nach Schwenningdorf gebracht und vom Elternhaus, der Gaststätte „Zum Rüschen“, mit großem SS-Geleit und militärischen Ehren über die heutige HansasträÙe zum Bierener Friedhof gebracht und hier von SS-Leuten zu Grabe gelassen. Vorher hat sich die Mutter noch über den Sarg, der nicht mehr geöffnet werden durfte, geworfen und wiederholt gerufen: „Das ist nicht mein Karl!“

Tatsächlich grassiert zu dieser Zeit unter den Häftlingen in Mauthausen eine Typhus-Epidemie, die Krankheit gilt aber bei ansonsten gesunden jungen Menschen als nicht zum Tode führend.

Rudolf Schlüter aus Klosterbauerschaft (heute Kirchlengern), später Erbe eines landwirtschaftlichen Anwesens in der Nähe der Heimstätte, ist eng befreundet mit FWvB, studiert Agrarwissenschaften und hospitiert wiederholt auf dem zur Heimstätte gehörenden Klosterhof. Nach der Promotion und dem Eintritt in die SS auf Anraten GvBs kommt er, inzwischen SS-Offizier, durch die Vermittlung der Bodelschwings ins Reichslandwirtschaftsministerium, wo er u. a. mit den Planungen der Ostraumbesiedlung befasst wird. Am Ende des Krieges gelingt es ihm, sich in die Heimat durchzuschlagen und dank Fürsprache FWvBs bald und problemlos die Entnazifizierung zu durchlaufen.

Aus seiner Gesinnung macht er in vertrauten Runden auch nach dem Zusammenbruch keinen Hehl, hält diskreten wie intensiven Kontakt zur HIAG⁸³ in Bünde und zu Dr. Robert Körber von der DKEG⁸⁴, wird schließlich von FWvB als Gesellschafter in die Heimstätten-GmbH „berufen“ und zählt bis zuletzt zum „Nibelungen-Kreis“, der in der Heimstätte nazistische Traditionspflege betreibt.

Wilhelm Lübeck aus Neuendorf (Kreis Lauenburg / Pommern) stößt nach einem Architekturstudium mangels beruflicher Aussichten zur Evangelischen Kampfschar des Friedrich von der Ropp, der ihn zu GvB in die Lehmbauschule nach Dünne vermittelt. Aus einer pietistischen Familie stammend lässt er sich für die SS als vermeintliches Bollwerk gegen den Bolschewismus gewinnen, kommt durch GvBs Vermittlung zu Hans Kammler, zuständig in der NS-Gauleitung Berlin für das Wohn- und Siedlungswesen, und wird zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zum Baustab Kammler⁸⁵ abkommandiert. Hier hat er – zunächst in Krakau – KZ-Bauten zu planen. Später wird er verantwortlich für die Abtragung des geräumten Warschauer Ghettos und den Bau des KZ Warschau mit den beim Abbruch gewonnenen Materialien. Mit Hinweis auf seine gründliche militärische Ausbildung beantragt er wiederholt vergeblich, zur kämpfenden Truppe versetzt zu werden.

1944 wird er Bauleiter in Langenstein-Zwieberge bei Halberstadt, einer Zweistelle des KZ Buchenwald, wo Stollen für die Produktion von Flugmotoren in einen Berg getrieben werden. Hitler ist von dem raschen Baufortschritt und der damit ermöglichten schnellen Inbetriebnahme so beeindruckt, dass er Lübeck Ende 1944 in die Wolfschanze bestellt und ihn mit der Suche und Planung eines letzten Führerhauptquartiers in Thüringen beauftragt. Die Staatssicherheit der DDR wird dem Architekten später ein besonders unbarmherziges und grau-

83

https://de.wikipedia.org/wiki/Hilfsgemeinschaft_auf_Gegenseitigkeit_der_Angeh%C3%B6rigen_der_ehemaligen_Waffen-SS

⁸⁴ DKEG - Deutsche Kulturwerk Europäischen Geistes

https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Kulturwerk_Europ%C3%A4ischen_Geistes

⁸⁵ Ein Beispiel:

https://www.gedenkstaettenforum.de/nc/gedenkstaettenrundbrief/rundbrief/news/gedenkstaette_langenstein_zwieberge/

sames Vorgehen beim Stollenbau in Langenstein-Zwieberge vorwerfen und die dortige Gedenkstätte diese Darstellung auch nach der Wende beibehalten.

Alexander Kluge übernimmt in einer literarischen Bearbeitung dieses Komplexes diese Anschuldigungen, verändert dabei jedoch den Werdegang Lübecks und lässt ihn bei einem Bombenangriff auf Magdeburg umkommen. In Wahrheit gerät der SS-Obersturmführer in ein „Sterbelager“ der US-Armee, das er erst nach über vier Jahren als einer der wenigen Überlebenden schwer gezeichnet verlassen kann. Es wird in Westdeutschland ein Ermittlungsverfahren gegen ihn eingeleitet. Weil man Zeugenaussagen Glauben schenkt, er habe während seiner Zeit in Warschau unter seinem Befehl zwangsarbeitenden Juden geholfen, bleibt er unbestraft und macht beim Wiederaufbau Kölns als Architekt Karriere.

Karl-Heinz Spilker aus Bad Oeynhausen entscheidet sich nach seinem Kontakt zu GvB zum Eintritt in die Leibstandarte Adolf Hitler und kommt nach einer schweren Verwundung bei Stalingrad, nun als Angehöriger der SS-Division Wiking, zu Hans Hinkel in die im Propagandaministerium angesiedelte Reichskulturkammer. Von hieraus setzt er sich Ende 1944 Richtung Westen ab und kehrt zurück zur Leibstandarte, die sich südlich und nördlich des Wiehengebirges zur Ardennenoffensive sammelt und auffrischt.

Spilker aber zieht nicht mit in den Einsatz, sondern bringt sich umgehend in der Heimstätte in Erinnerung und findet als Kriegsversehrter einen Platz unter den hier versammelten und von FWvB handverlesenen Rekonvaleszenten, während er später behaupten wird, er habe noch an den Kämpfen an der Westfront teilgenommen. Die Zuflucht in der Heimstätte soll sich für ihn auch nach dem Zusammenbruch auszahlen. Schon 1946 kann der 25-jährige dank gewichtiger Fürsprache des Ev. Hilfswerkes⁸⁶ ein Jurastudium in München beginnen und von diesem Ort aus vielen bedrängten Kameraden den Weg in den rettenden Norden weisen. Franz-Josef Strauß macht ihn später zu seinem persönlichen Referenten in Bonn und ebnet ihm auch den Weg zu einem CSU-Bundestagsmandat. Er bringt es schließlich bis zum stellvertretenden Vorsitzenden der Unions-Fraktion.

Nach dem Sammelvikariat

Der Kirchenkampf verflachte im Laufe des Krieges auch in Dünne, und Bodelschwing zog zur weiteren Verfolgung des Projektes in Weißrußland nach Berlin, um hier offiziell als Sozialarbeiter für Laubenpieper tätig zu werden. Mit den Dozenten seines Predigerseminars war er da schon lange zerstritten. Dabei ging es weniger um theologische Differenzen, als vielmehr um materielle Erwartungen, die er in bewährter Weise auch an die neue Einrichtung stellte. 1944 starb der bis zuletzt Umtriebige nach einer Blasenoperation in Bethel, wurde dort begraben und schließlich auf einen Privatfriedhof im Beendorfer Wiehengebirge zur letzten Ruhe umgebettet.

Sohn Friedrich Wilhelm, der im NS-Staat dank seiner Linientreue als junger Jurist eine steile Karriere gemacht hat und zuletzt als Kriegsverwaltungsrat in Belgien tätig ist, meldet sich zu einem befristeten Fronteinsatz. Das ist bei Männern im wehrfähigen Alter, die an gehobenen Stellen im Staatsdienst tätig sind und ein rasches Fortkommen suchen, durchaus üblich - nicht zuletzt, weil Kriegsorten ein begehrtes Uniformdekor darstellen, ja geradezu als unentbehrlich gelten. Gleich zu Beginn wird er durch eine Verwundung querschnittsgelähmt. Seine Schwester Bernhild pflegt ihn im Lazarett aufopferungsvoll und rettet ihn damit wohl vor dem Heldentod. Später verflucht sie sich dafür, weil sie sein Handeln und seine Lebensführung in

⁸⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Evangelisches_Hilfswerk

der Folgezeit zutiefst verabscheut. Mit ihrem Quasi-Freitod glaubt sie schließlich, dieses ihr vermeintliche Fehlverhalten sühnen zu müssen.

Der nun an den Rollstuhl gefesselte Reserveleutnant kommt nach abgeschlossener Behandlung nach Dünne. Das kriegsbedingt zur Untätigkeit verurteilte Predigerseminar überlässt den Bodelschwings – zunächst vorübergehend – seine Räumlichkeiten. FWvB holt Lazarettkameraden zu einer Langzeitrehabilitation nach. Bethel stellt dafür Diakonissen, Hilfschwestern und fachärztliche Behandlung, die örtliche HJ hilfswillige Jungen und der BDM-Landjahrmädchen für die weitere Betreuung.

Im Oktober 1944 sammelt sich die SS-Leibstandarte Adolf Hitler in Ostwestfalen zur Auffrischung für die Ardennen-Offensive. Sie schlägt ihr Hauptquartier in Lübbecke auf, die einzelnen Einheiten werden über den Raum zwischen Rahden im Norden und der Bahnlinie Löhne-Bünde im Süden verteilt. Neben der Unterbringung in Privathäusern belegt man in Dünne auch die Turnhalle. Der Stab der Flak-Abteilung, die vorwiegend für den Erdkampf vorgesehen und ausgerüstet ist, wird in Kirchlengern stationiert. Die 4. Batterie bezieht Quartiere in Oberbauerschaft, die 5. Batterie in Quernheim, wo die Ausbildung an neuen Flakgeschützen erfolgt.

Hier taucht SS-Generaloberst Sepp Dietrich auf, um diese Truppe zu inspizieren. Nach einem Essen mit seinem Stab im Gasthaus Oberbrakensiek besucht er in der Heimstätte einen hochrangigen SS-Offizier, der sich dort nach einer schweren Verwundung zur Rekonvaleszenz aufhält. Der langjährige Chef der Leibstandarte wird vortrefflich bewirtet und bei den Gesprächen, an denen FWvB als Gastgeber teilnehmen darf, die militärische Lage ziemlich nüchtern erörtert. Da die Beschlüsse der Alliierten aus Teheran und Jalta durchgesickert sind, machen sich vor allem die höheren SS-Offiziere, die aus den Ostgebieten des Reiches stammen, Gedanken über ihren Verbleib nach einer Niederlage. Man kommt zu dem Schluss, dass es angezeigt erscheint, seine mitgeführten persönlichen Wertgegenstände und Dokumente hier in der Heimstätte zu deponieren, um nach einer eventuellen Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft wieder über sie verfügen zu können. Die Einlagerung erfolgt im Dachgeschoss des Querflügels des „Pastorenhauses“, der eigens für die Heimathilfe gebaut worden ist. Dieses Depot soll zur Keimzelle der evangelischen Rattenlinie Nord werden, weil es gleich nach dem Krieg einige überlebende SS-Offiziere anzieht, die sich hier weitere Unterstützung erhoffen.

Selbst Heinrich Himmler lässt es sich anlässlich seines Truppenbesuches in Lübbecke nicht nehmen, der Heimstätte und deren Klosterhof in Klosterbauerschaft einen Besuch abzustatten, wo man noch immer versucht, mit biologisch-dynamischem Landbau zu erklecklichen Erträgen zu kommen. Auch jetzt noch träumt er davon, auf diese Weise den eroberten Lebensraum im Osten ohne Kunstdünger für das Großdeutsche Reich zur Kornkammer zu machen und von hier aus auch den gesamten Bedarf an Zuckerrüben zu decken.

Als die baldige Niederlage sich auch für die Allgemeinheit unübersehbar abzeichnet, wird gegenüber dem jungen Pflege- und Hilfspersonal in der Heimstätte die Parole ausgegeben, es gelte, nun noch die wenigen verbleibenden Kriegstage vor einem danach folgenden fürchterlichen Frieden in vollen Zügen zu genießen. Die Rache der Sieger werde weit über das hinausgehen, was das Versailler Diktat den Deutschen nach der Niederlage 1918 aufgebürdet habe. Für die nachwachsende Generation sei keine lebenswerte Perspektive gegeben. Zu den genesenden Offizieren hat sich zwischenzeitlich der zuletzt im Propagandaministerium beschäftigte und aus Bad Oeynhausen stammende SS-Obersturmführer Karl-Heinz Spilker gesellt, der bis zu seiner formellen Versetzung zur Leibstandarte Ende 1944 Angehöriger der SS-Division „Wiking“ war. Er ist es denn auch, der dank frommer Fürsprache einer längeren

Internierung entgehen und schon sehr bald seine alten Kameraden als Student in München auf die Heimstätte als vorläufigen Fluchtpunkt aufmerksam machen wird.

Die letzten Wochen vor dem vermeintlich unausweichlichen Untergang kostet man in jeder Hinsicht bis zur Neige aus. Ein verheirateter Kriegsversehrter schwängert ein BDM-Mädchen aus Dünnerholz. Als dessen Vater nach dem Krieg bei Friedrich Wilhelm vorspricht, um Namen und Verbleib des Erzeugers zu erfahren, verweigert dieser jede Auskunft. Da im frommen Minden-Ravensberg ein uneheliches Kind wie auch seine Mutter als mit einem schweren Makel behaftet wahrgenommen und behandelt wird, übernimmt Bernhild v. B. demonstrativ das Patenamtsamt. Der Riß zwischen den Geschwistern wird damit auch nach außen deutlich sichtbar.

Das Treiben auf dem Heimstättengelände beunruhigt Bernhild in hohem Maße, doch ihr Bruder nimmt keinerlei Rücksicht auf ihre immer wieder geäußerten Bedenken. Um nicht ganz allein dieser als bedrohlich empfundenen Gesellschaft gegenüber zu stehen, bittet sie den kurz nach Kriegsende versehrt heimgekehrten Nachbarn Wilhelm Riske, dem sie sich schon seit Kindertagen in besonderer Weise verbunden fühlt, mit Frau und Tochter bei ihr einzuziehen. Der auch während der Nazi-Herrschaft seinen sozialdemokratischen Einstellungen treu gebliebene Arbeiter registriert sehr genau, wer hier mehr oder weniger lange aufgenommen wird und auch sonst noch ein- und ausgeht. Gleiches gilt für den gleichgesinnten langjährigen Hausmeister Wilhelm Dubbel. Beide tauschen sich immer wieder aus, sehen aber unter dem Eindruck der offensichtlich wohlwollenden Duldung durch die britischen Behörden keine Möglichkeit, hiergegen etwas zu unternehmen. Bernhild erfährt somit durch diese Männer nicht viel mehr als ein wenig moralische Unterstützung. Erst viel später werden sie aber für sie wichtige Zeugen, die jedoch über einen sehr engen Verwandten- und Freundeskreis kaum Gehör suchen bzw. finden.

Die schon weit vor Kriegsende angedachte Hilfeeinrichtung für NS-Belastete kann sofort nach dem Zusammenbruch beginnen. Ihr langer Arm reicht schließlich bis ins österreichische Spittal, wo der dortige evangelische Diaspora-Pfarrer und Deutschbalte Herbert Seeberg-Elverfeldt, langjährige Freund von GvBs Mitstreiter Heinrich Grothaus, eine sehr diskrete Auffangstation betreiben wird. Grothaus, einst Mitwirkender beim Projekt Sammelvikariat, wollte für Neusiedler gemeinsam mit G.v.B. den Bau von Siedlungen Dünner Machart in der Provinz Posen anstoßen und organisieren. Er hatte hier schon während der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen im nun polnischen Gebiet als deutscher Pfarrer gewirkt und war wegen angeblicher nationalistischer Umtriebe von den Polen ausgewiesen worden. Deshalb lag ihm dieser Raum ganz besonders am Herzen.

Wohnen sollten hier die durch den Hitler-Stalin-Pakt heimatlos gewordenen Baltendeutschen. Das Vorhaben kam allerdings über bescheidene Anfänge nicht hinaus, weil die meisten der Umzusiedelnden wenn schon nicht im Altreich, dann doch wenigstens in den Großstädten Posen und Bromberg leben und arbeiten wollten. Lehmhäuser auf dem platten Lande und auf eigener Scholle fand aus verständlichen Gründen kaum ein Betroffener attraktiv. Die heim ins Reich Geholten, die zum weit überwiegenden Teil der Oberschicht in den baltischen Ländern angehört hatten, ließen sich für Bodelschwings Beglückungspläne nicht gewinnen, zumal die Reichsregierung Wohnraum für die Deutschbalten vornehmlich durch die Vertreibung der Polen und die Ghettoisierung und später die Vernichtung der hier ansässigen Juden zu beschaffen gedachte, also für die Ansiedlungen Enteignungen stattfinden mussten, während diejenigen, die es ins Altreich schafften, nicht mit diesem unverschuldeten Makel behaftet wurden.

Nicht viel besser erging es dem aus dem Baltikum stammenden Bodelschwingh-Freund Friedrich von der Ropp⁸⁷, der sich schon bald nach dem 1. Weltkrieg vom Reich aus um eine Sammlungsbewegung seiner Landsleute bemüht hatte. Die jungen Leute waren aber kaum dauerhaft für die Vorstellung, eine Art modernen baltischen Ritterorden zu gründen, zu gewinnen; die Alten fanden für das Vorhaben wegen der zu unterschiedlichen Interessenslagen keinen gemeinsamen Nenner. Die ehemaligen Gutsbesitzer wollten, was durchaus nachvollziehbar war, heim auf ihre Ländereien, die akademische Elite zurück in ihre alten Positionen. Die Deutschbalten hatten mehrheitlich die Umsiedlung nicht als Repatriierung verstanden, ihre Heimat- und Vaterländer lagen im Baltikum, hier hatten Generationen eine bemerkenswerte Aufbau- und vor allem Kulturarbeit geleistet und so eine ganze Region geprägt. Warthegau und Altreich bedeuteten für sie Exil.

Von der Ropp resignierte früh; Grothaus musste seine hochfliegenden Pläne, eines Tages im Triumphzug an die Weichsel zurückzukehren, schließlich auch begraben. Da sein Sinnesbruder Bodelschwingh ihm neben seinem malerischen Altersdomizil am Südhang des Wiehengebirges ein schmuckes Haus für ganz wenig Geld von Heimstätten-Freiwilligen hatte bauen lassen, fand er sich für kurze Zeit mit einer weniger aufregenden und weniger prestigeträchtigen Tätigkeit im heimischen Minden-Ravensberg ab, um dann noch einmal in ein Pfarramt nach Recklinghausen zu wechseln.

Die Rattenlinie

Der energische und durchsetzungsstarke Gottesmann und NS-Parteigenosse dient dann nach Betheler Fürsprache bei den Briten nach dem 2. Weltkrieg zunächst im Internierungslager Recklinghausen – offiziell als Seelsorger – und organisierte an Ort und Stelle unter der Regie von Bethel und FWvB den Transfer von mittel- bis hochbelasteten Nazis in neue Identitäten und/oder die Übersiedlung nach Übersee.

Bethel liefert außerdem aus der Beckhofsiedlung D.P.s, die als ehemalige Kollaborateure nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren können. Ferner kommen Männer aus Staumühle bei Paderborn, dem größten britischen Internierungslager. Beteiligt ist maßgeblich wie unauffällig auch der Seeberg-Freund Magister Helmuth Frey, zunächst hauptamtlich Krankenhausseelsorger in Bethel, der sich später auch noch als engagierter Evangelikaler hervortun wird. Frey war zusammen mit F. v. Bodelschwingh 3 Gefangener im Norton-Camp, einem englischen PoW-Lager für evangelischen Theologen- und Lehrernachwuchs. Im Norton-Camp knüpfte auch Birger Forell als Gefangenenbetreuer wichtige Verbindungen und konnte so auf Gleichgesinnte zurückgreifen, als es um den Aufbau Espelkamps ging. So kommt schließlich auch die eheliche Verbindung von seiner „rechten Hand“ Dr. Emil Weerts und Adelheid v. Bodelschwingh zustande.

Bodelschwinghs und ihre willfähigen Helfer drehen bis weit in die fünfziger Jahre auf diesem Feld das ganz große Rad – mal ganz offen deklariert als Taten der christlichen Nächstenliebe, mal höchst konspirativ und mit kriminellen Mitteln. So können sich Himmlers Witwe und Kind wie auch der ehemalige Prager Gestapochof Dr. Ernst Gerke mit echten Identitäten in Bethel besonderer Zuwendung erfreuen, während die weniger prominenten Täter sich andernorts zunächst in sicherer Obhut und Deckung auf ein neues Leben vorbereiten dürfen. Bethel kann in großer Zahl am Hauptsitz in Bielefeld und in den weit verstreuten Zweiganstalten Menschen als angebliche Patienten oder Obdachlose aufnehmen und ist damit nicht genötigt, diese polizeilich zu melden. Die örtlichen staatlichen und städtischen Behörden

⁸⁷ <https://kulturportal-west-ost.eu/biographien/ropp-friedrich-baron-von-der-2>

verspüren ohnehin wenig Neigung, den Bodelschwings und ihren Helfern auf die Finger zu sehen, stehen die doch wie zuvor bei den Nazis und allen vorangegangenen Obrigkeiten offensichtlich dauerhaft unter einen besonderen Schutz und Schirm.

Häufig fungiert aber auch die Heimstätte Dünne, die ja offiziell völlig unabhängig von Bethel ist, als die erste oder zweite Anlaufstelle. Hier gibt es genug Schlafplätze und auch eine Scheinvorbereitung auf eine Wiederaufbau-Aufgabe. Die britische Militärverwaltung in Deutschland, die in Bünde, Bad Oeynhausen und Lübbecke residiert, billigte aus gutem Grund der Heimstätte eine weitestgehende Befreiung von der Personenmeldepflicht zu, ist sie doch bzw. der britische Geheimdienst an bestimmten Leuten interessiert, die sie diskret für Aufgaben in Großbritannien gewinnen oder doch wenigstens von den ehemaligen Alliierten in Ost und West fernhalten wollen. Das gilt nicht nur für herausragende Wissenschaftler und Techniker, sondern auch für einzelne hochrangige Militärs und Abwehrleute der Wehrmacht.

Bethel mit seinen weitreichenden alten Verbindungen kann da sehr diskret behilflich sein und die Heimstätte im geografischen Dreieck zwischen den drei Zonenhauptstädtchen gänzlich unauffällig gute Dienste dabei leisten. Außerdem halten die Briten sich an ihren schon im Krieg gefassten Vorsatz, im Bereich ihrer Regierungssitze pfleglich mit der deutschen Bevölkerung umzugehen, um nicht lästige oder gar gefährliche Konflikte zu provozieren. Die frommen Eingeborenen an Else und Werre erinnern sich denn auch gern an die in den letzten Kriegsjahren von englischen Bombern abgeworfenen Flugblätter mit der beglückenden Botschaft: „Eure Häuser wollen wir schonen, denn wir werden darin wohnen.“ Vielmehr gewinnt bei vielen Menschen früh das wohlige Gefühl die Oberhand, dass der Herrgott selbst die Hand über die hält, an denen er Wohlfallen hat. Das bekommen insbesondere die Vertriebenen und Flüchtlinge zu spüren, die in Minden-Ravensberg stranden, denn der Umkehrschluß dessen bedeutet, dass sich der Himmel von diesen nicht ohne Grund abgewandt haben muss. Mit dieser Sichtweise stehen die Einheimischen den reformierten Glaubensgeschwistern zweifelsfrei näher als den strengen Lutheranern, die aus den protestantischen preußischen Ostgebieten einströmen und sich besonders schwer tun, eine neue Glaubensheimat zu finden.

Es ist also nicht allein eine unter den gegebenen schwierigen Lebensumständen verständliche Reserviertheit der Alteingesessenen, die den Fremden entgegenschlägt und sie durch die nächsten Jahrzehnte begleiten wird, vielmehr beklagen die Zugewanderten einen gewissen Hochmut derer, denen der dreieinige Gott vermeintlich seine Gunst auch in dunkelster Zeit nicht entzogen hat. Entsprechend bescheiden fällt auch das Maß an Hilfsbereitschaft aus, auf das sich sogar viele praktizierende Gemeindechristen beschränken.

Rückblickend auf diese Zeit wird selbst Wilhelm Bartelheimer, nun Superintendent des Kirchenkreises Herford, im Jubiläumsjahr der Kirchengemeinde Hagedorn im Jahre 1961 Klage über diese menschliche Kälte in seiner ehemaligen Gemeinde führen:

Ihre Aufnahme in den Häusern und ihre Ausstattung mit dem allernotwendigsten Lebens- und Wohnbedarf stellten das Erbarmen und die Opferfähigkeit der einheimischen Familien auf Proben, die leider häufig nicht bestanden wurden. Ja, es trat in diesen verworrenen Jahren der Not und des Tauschhandels, wo die Gesetze der Zwangswirtschaft keine innerlich bindende Kraft mehr besaßen, an manchen Stellen ein Maß von Hartherzigkeit und nackter Gewinnsucht zu Tage, wie man es unter der Decke der alten Ravensberger Frömmigkeit nicht vermutet hatte.

Die Macht des Geldes

Zusätzlich zum pragmatischen Wohlwollen der Briten den Einheimischen gegenüber kam es der Heimstätte in hohem Maße zugute, dass ausgerechnet auf einem Hengsthorst genannten Gelände in Dünnerholz sich die Angeln und Sachsen als die Stammvölker Englands vereinigt und von hier zur Eroberung und Besiedlung der britischen Insel aufgebrochen sein sollen. Wie vor ihm Montgomery vermag sich vor allem Besatzungschef Brian Robertson⁸⁸ samt vieler Männer seines Stabes sich der Faszination, an diesem Orte zu stehen und zu herrschen, nicht entziehen, und man ist offensichtlich auch bereit, der dort noch siedelnden sächsischen Nachkommenschaft – und hier vor allem dem Adel – verwandtschaftliche Sympathien entgegen zu bringen. Das gilt besonders für die aktuelle Bodelschwingh-Generation in Bethel und Dünne, denn sie stammt mütterlicherseits dank der Verheiratungspolitik des Vater Bodelschwingh komplett auch von den von Ledeburs ab, und die wiederum behaupten, dem mittellenglischen Städtchen Ledbury ihren Namen gegeben zu haben – wie auch der Name der nicht weit entfernten Stadt Hereford auf das westfälische Herford zurückgeführt wird.

In enger Zusammenarbeit mit der Heimstätte konzentrieren sich an der Borriesstraße in Ennigloh schon bald nach dem Zusammenbruch in enger Zusammenarbeit mit der Heimstätte weitere Aktivitäten der Stillen Hilfe ostwestfälischer Machart. Im Haus Nr. 15 und damit in Rufweite des Amtshauses führt Magdalene Günther, Tochter des ehemaligen Sparkassendirektors Heinrich Günther, den Suchdienst des Deutschen Rotes Kreuzes, während die Geschäftsstelle Bünde des DRK-Kreisverbandes Herford in der Eschstraße residiert. Hier werden nicht nur Suchmeldungen eingereicht, sondern hier laufen auch aufgeklärte Vermißtenfälle ein. Damit hat man Zugriff auf die Daten Gefallener und deren Angehörige im Bereich der Suchdienststelle.

Sofern der tote Soldat keine Witwe hinterläßt, die Ansprüche auf eine Hinterbliebenenrente stellen könnte und die benachrichtigten Eltern als Ostvertriebene im Bünßer Land weitgehend isoliert leben, gelingt es häufig, die trauernden Angehörigen davon zu überzeugen, dass mit der Freigabe der Identität ihres Sohnes einem bedrängten Kriegskameraden geholfen werden kann. So lässt man den NS-Belasteten offiziell sterben und mit Hilfe des Zeugnisses der „Adoptiveltern“ gleich neben in der Meldebehörde des Amtes Ennigloh mit neuem Namen auferstehen.

Im selben Haus wohnt und arbeitet als selbständige Masseurin die aus St. Petersburg gebürtige Deutschbaltin Hedda Seeberg-Elverfeldt. Sie beherrscht Russisch als ihre zweite Muttersprache fließend und verfügt auch über gute Englisch- und Französischkenntnisse. Von der örtlichen AOK hat sie problemlos die Kassenzulassung und damit ihre Existenzgrundlage erhalten, obwohl die Krankenkassen gehalten sind, kriegsblinden Manualtherapeuten den Vorzug zu geben. Darüber hinaus wird ihr gestattet, einen männlichen Kollegen zu beschäftigen, mit dem zusammen sie zuvor im Sonnenhaus des Heilpraktikers Johann Gralla, Borriesstraße 25, angestellt war. Ihr Partner kann sich nach mehrjähriger sowjetischer Gefangenschaft ebenfalls auf Russisch verständigen.

Angehörige der sowjetischen Militärmission, die noch bis 1956 in Lübbecke beheimatet ist, haben schon im Sonnenhaus gerne und sehr diskret therapeutische wie sprachliche Hilfe des Duos in Anspruch genommen. Auf den Massagebänken, nur getrennt durch einen raumhohen Vorhang, können sie sich nun bei Bedarf mit Deutschen und auch mit britischen Offizieren austauschen, ohne dass sich die Gesprächspartner dabei sehen und erkennen müssen. Dank der Nähe zum Bünßer Bahnhof reisen die Russen in unscheinbarem Zivil mit dem Zug an und

⁸⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Brian_Robertson,_1._Baron_Robertson_of_Oakridge

machen so nicht mit ihren auffällig gekennzeichneten Autos auf sich aufmerksam. „Rucka rucku majet“ lautet die hier oft zitierte Devise, und meist geht es um Schicksale von Menschen, die im jeweils anderen Machtbereich der Besitzer leben und meist wohl auch leiden.

Eine wichtige Rolle spielt an der Borriesstraße in diesem Geflecht auch die Fleisch- und Wurstwarenfabrik Oskar Dörffler mit ihrer Direktor Heinrich Fricke, der trotz gewichtiger NS-Vergangenheit später sogar das Bürgermeisteramt in Bünde bekleiden und dafür schließlich mit einem Straßennamen geehrt werden soll. Wie sein Gesinnungsfreund und Nachbar Heinrich Hensiek, Borriesstraße 72, Inhaber des einstigen NS-Musterbetriebes Bänder Tonwerk, kann er nicht nur mit Arbeitsplätzen für NS-Belastete dienen, wie Fricke gebietet auch er über einen ansehnlichen Lkw-Fuhrpark und damit über unauffällige Mitfahrgelegenheiten.

Als Dritter im Bunde findet sich Otto Beckmann mit seiner gleichnamigen Tabakfabrik („Türkenkost“) gleich gegenüber ein, der schließlich dem ausgewiesenen Wiener Antisemiten Dr. Robert Körber nicht nur eine sichere berufliche Existenz in seinem Betrieb bieten wird.

Helfershelfer

Beim Kirchkreis Herford mit seinem hier noch immer präsenten Ex-Superintendenten Hermann Kunst und dem ihm im Geiste nahestehenden Nachfolger Wilhelm Bartelheimer, einem weiteren Bodelschwingh-Getreuen, legt man eine Kasse an, eine Art Reptilienfonds, aus dem Menschen Hilfe erfahren, ohne dass für die konkrete Verwendung Rechenschaft abgelegt werden muss. Als Bartelheimer stirbt, ist ein erheblicher Betrag noch nicht abgeflossen. 2011 taucht dann beim Kirchenkreis Herford ein über Jahrzehnte geheim gehaltenes Sondervermögen in Höhe von sage und schreibe 50 Millionen € auf, das nach offizieller Lesart von Bartelheimer aus regulären Mitteln angelegt wurde und das sich dann auf geradezu wunderbare Weise vermehrt haben soll.

Nachsicht und Eigeninteressen der Besitzer ermöglichten es also insbesondere FWvB, für die Heimstätte eine Sonderstellung zu bewirken, die ihn vor allem auch von der Verpflichtung befreit, reguläre Flüchtlinge, die der politischen Gemeinde zugewiesen werden, zu übernehmen.

Die von Grothaus oder von Bethel geschickten NS-Belasteten werden zunächst als Siedlungsschüler geführt und in das Lehmbauverfahren eingewiesen, um dann entweder zur am Aufbau Espelkamps beteiligten „Dünner Gruppe“⁸⁹, in die Moorkolonie Freistatt oder gleich zur Ausschiffung nach Bremen weitergeleitet zu werden. Das läuft mal über die Eisenbahnlinie Bünde-Bassum-Bremen, mal mit Lastwagen, die leer von Bethel zum Transport von amerikanischen Lebensmittelspenden oder von Bünde aus zur Abholung von Rohtabak in den Überseehafen geschickt werden. Eingespannt ist auch ein Fischhändler, der seine Ware von der Nordsee abholt.

Pastor Grothaus wird von der Ev. Kirche von Westfalen schließlich als Geistlicher in Espelkamp eingesetzt und kann weiterhin völlig unbehelligt sein Liebeswerk an den Verfeimten verrichten, sehen doch die Briten auch hier ganz absichtlich nicht so genau hin. Immerhin haben die Bodelschwinghs mit ihren weit reichenden Beziehungen u.a. bei der Einsammlung der deutschen Atomelite um Heisenberg tatkräftig mitgeholfen. Die wertvollen Männer

⁸⁹ https://www.nw.de/lokal/kreis_minden_luebbecke/espelkamp/20528736_Espelkamp-Gestern-und-Heute-Munitionshalle-an-der-Isenstedter-Strasse-markiert-Stadioneingang.html

gastieren 1947 eine ganze Weile im nahen Alswede mit Kontakten nach Dünne und Bünde.

Auch der Börninghauser Pfarrer F. W. Harre kommt in Espelkamp zum Einsatz. Der von ihm nebenamtlich geleitete Steilhof nimmt in den frühen Jahren immer wieder vorübergehend Belastete auf, bis für sie eine Lösung gefunden war. Die drei Theologen, die zusammen mit dem aus dem Hintergrund wirkenden FWvB die eigentlichen Macht in Espelkamp ausüben, also Grothaus, Harre und Pawlowski, agieren aus – wenn man die damalige Nachrichtenübermittlungs- und Verkehrssituation betrachtet – übergroßer Entfernung, sind häufig eher Hemmschuh als Helfer, aber für Bethel, für Gerstenmaier als EvHw-Chef und für die Landeskirche Garanten für einen Aufbau und Betrieb in ihrem Sinne.

Auf verlorenem Posten

Als Störfaktor wird da der ehemalige Wehrmachtsgeneral Erich Hampe⁹⁰ wahrgenommen, der mit dem „personellen Nachlass“ der von der Roppschen Christlichen Kampfschar in Espelkamp tätig geworden ist. Auch Hampe bemüht sich um eine Wiedereingliederung von Männern, die belastet sind, erwartet aber neben dem körperlichen Einsatz auf den Baustellen eine intensive Aufarbeitung der Vergangenheit und eine klare christliche Ausrichtung. Er findet bei vielen Betroffenen eine starke Resonanz, kann Menschen um sich scharen, die einen wirklichen Neuanfang wollen, passt damit aber nicht zur vorgegebene Marschrichtung derer, die die jüngste Vergangenheit und damit auch die individuellen Vergangenheiten einfach hinter sich lassen wollen. Dabei wäre Hampe, der im Krieg eine unglaublich tüchtige technische Einheit für den Wiederaufbau zerstörter Infrastruktur geführt hat, die Idealbesetzung für Espelkamp. Da er vor allem durch Bodelschwingh und Pawlowski fast vollständig von Materiallieferungen ausgeschlossen wird, resigniert er schließlich. Männer wie Max Ilgner⁹¹, in Nürnberg als IG-Farben-Manager verurteilt, können schließlich die Regie in Espelkamp übernehmen.

Zu den prominenten Reisenden auf der Rattenlinie Nord, die in Dünne für kurze Zeit einkehrten, gehörte auch der berüchtigte KZ-Kommandant Richard Baer⁹², der sich zu dieser Zeit schon in Süddeutschland einen Falschnamen zugelegt hatte und schließlich im Sachsenwald des Otto von Bismarck, NS-Parteigänger, Enkel des Reichsgründers und Ehemann einer Schwedin, als Forstarbeiter und Sägewerker Unterschlupf finden sollte. Das Gut Friedrichsruh diente schon vor Kriegsende dem Schweizer Generalkonsul aus Hamburg und schwedischen Botschaftsangehörigen aus Berlin als vermeintlich sicherer Ort, zumal von hieraus auch die rettenden Häftlingstransporte mit den „weißen Bussen“ organisiert wurden.

Da Schweizer und Schweden auch nach dem Zusammenbruch den von Bomben schwer getroffenen Komplex nicht räumten, mussten die Briten Schloß und Umfeld als exterritoriales Gebiet respektieren und damit auch die entsprechend gekennzeichneten Fahrzeuge und die für

⁹⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Hampe

⁹¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Max_Ilgner

⁹² https://de.wikipedia.org/wiki/Richard_Baer „Wenige Jahre später mussten wir erleben, wie wieder ein SS-Mörder erfolgreich der Strafverfolgung entzogen worden war: Am 20. Dezember 1960 wurde Richard Baer, der letzte Kommandant des KZ Auschwitz, auf dem Gut des Fürsten von Bismarck in der Nähe von Hamburg verhaftet. Bismarck, damals CDU-Bundestagsabgeordneter, hatte ihn jahrelang als „Forstarbeiter“ versteckt. [...] Baer starb vor Prozessbeginn [des Auschwitz-Prozesses] in Untersuchungshaft. http://media.offenes-archiv.de/ss2_1_2_bio_1952.pdf „Der Lagerarzt erinnerte sich im Auschwitz-Prozess, was Baer bei diesem Anblick gerufen habe: " Vor dem Krematorium stapeln sich etwa 70 Leichen. Wann wird endlich einmal diese Scheiße verbrannt? Diese Aussprüche charakterisieren sein Wesen.“ <https://www.onetz.de/deutschland-welt/weiden-oberpfalz/verantwortlich-fuer-massenmord-zwei-oberpfaelzer-waren-kommandanten-kz-id3134090.html>

deutsches Hilfspersonal ausgestellten Papiere anerkennen. Das machte es möglich, Menschen aufzunehmen und/oder nach Skandinavien durchzuschleusen, die sich der alliierten Strafverfolgung entziehen wollten. Unter diesem besonderen diplomatischen Schutz standen auch Hausherr Otto und seine Gattin, die Fürstin Ann-Mari. Dass neben Baer noch weitere Schützlinge mit Zwischenstation Minden-Ravensberg hier Hilfe erfuhren, kann bestenfalls vermutet werden. Weil auch ein großer Teil der schwedischen Hilfslieferungen über Friedrichsruh abgewickelt wurde, gab es für gezielte Unterstützungsmaßnahmen große Spielräume, die keiner britischen Kontrolle unterlagen. Otto und Klaus von Bismarck waren beide direkte Nachkommen des Vaters des Eisernen Kanzlers.

Das Refugium

Mit der Bergheimat, einst gebaut als Altersruhesitz für G.v.B, hatte ein eine ganz besondere Bewandnis. Hier wurden nächtens SS-Leute, die nach der Kapitulation im Wiehengebirge untergetaucht waren, mit Nahrung versehen und medizinisch versorgt. Dabei handelte es sich vorwiegend um Norweger, Holländer und belgische Flamen, die nicht in ihre Heimat zurückkehren mochten, aber auch Angehörige der Wlassow-Armee⁹³ fanden hier zeitweilig Unterschlupf. Vor allem bei denjenigen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen, die sich im Glauben an den deutschen Endsieg aus der französischen Armee entlassen lassen hatten und sich nun nicht nach Hause wagten, herrschte blanke Angst, stellten ihnen doch die marodierenden SS-ler intensiv nach. Landwirte sahen sich gar genötigt, ihre früheren Helfer zu verstecken. Als dann SS-Leute einen jugendlichen Polen, der als Fremdarbeiter bei einem Bäcker in Bieren eingesetzt gewesen war, am helllichten Tag im Wiehengebirge vor den Augen seiner deutschen Freunde erschossen, machten sich viele Franzosen trotz der ungewissen Zukunft in Richtung Heimat davon.

Das Klima nach der Übernahme der Kommunalverwaltungen durch die Briten erweist sich im Kreis Herford für die Aktivitäten der Heimstätte als ausgesprochen zuträglich. Einen entscheidenden Anteil daran hat der von den Bodelschwings ins Gespräch gebrachte und daraufhin von den Briten auch bereitwillig eingesetzte Landrat Dr. Karl von Laer (1873-1946)⁹⁴, der als unbelastet eingestuft wurde, obwohl er auch nach der Machtergreifung in wichtigen Ämtern belassen worden war. Eine seiner frühen Amtshandlungen ist die Übernahme von Klaus von Bismarck, Ehemann einer Nichte seiner Ehefrau, als Jugendreferent und Leiter des Jugendamtes in die Kreisverwaltung, obwohl dieser für das Amt nicht mehr mitbringt als eine landwirtschaftliche Lehre und eine militärische Karriere in der Wehrmacht. Hitler will das ehemalige Stahlhelm-Mitglied kritisch gegenüber gestanden haben, er vermeldet aber nach dem Krieg ganz offensichtlich nicht ohne Stolz, kurz vor Weihnachten 1944 im Schwarzwald aus der Hand von Heinrich Himmler das vom Führer verliehene Eichenlaub zum Ritterkreuz erhalten zu haben.

Bismarck berichtet, er sei zunächst in Herford vom Entnazifizierungsausschuss, dem ein Kommunist vorgeseesen habe, wegen seiner adeligen Herkunft und seines Offiziersranges als Hauptschuldiger eingestuft worden. Aber: „War es den Engländern im Verein mit dem alten Landrat zu danken, dass es einige Zeit später noch revidiert und ich als ‚für den demokratischen Wiederaufbau besonders geeignet‘ beurteilt wurde?“

⁹³ https://de.wikipedia.org/wiki/Russische_Befreiungsarmee

⁹⁴ In vierter Generation machte sich Carl von Laer als erfolgreicher Landwirt und [Schweinezüchter](#) einen Namen. Nach dem [Zweiten Weltkrieg](#) wurde er von der englischen Besatzungsmacht wegen seiner belegten politischen Distanz zum [NS-Regime](#) zum [Landrat](#) des [Kreises Herford](#) eingesetzt. https://de.wikipedia.org/wiki/Gut_Oberbehme

Bei einem Besuch in der Heimstätte trifft Bismarck auf seinen ehemaligen Regimentskameraden Otto Ernst Remer⁹⁵, mit dem er sich angeregt und erkennbar freundschaftlich unterhält. Er sieht in dem Mann, der maßgeblich geholfen hat, den Aufstand des 20. Juli 1944 niederzuschlagen, „einen „Führer-gläubigen, tapferen Troupier“. An seinen Antrittsbesuch bei Hermann Kunst erinnert er sich: „Später lernte ich den ‚regierenden‘ Superintendenten selbst kennen und seine Eichenholz-Qualitäten schätzen.“

Bei seiner ersten Kontaktaufnahme mit dem Kirchenkreis Herford hat er von dessen Stellvertreter erfahren, der Chef sei noch in Kriegsgefangenschaft. „Über alle wichtigen Fragen des Verhältnisses zu den öffentlichen Einrichtungen, also auch des Kreisjugendamtes, könne man erst nach seiner Rückkehr entscheiden, so wurde mir mit Dank für meinen Besuch eröffnet. Ich fand die Antwort erstaunlich, wenn nicht komisch. Trat hier westfälisches Preußen zutage, soldatische Prägungen innerhalb der evangelischen Kirche, lutherisches Amtsbewusstsein? Was sonst?“

Was die Kirche unter der keinen Widerspruch duldenden Regie von Kunst im Kirchenkreis Herford zu dieser Zeit umtreibt und treibt, kann Bismarck kaum verborgen geblieben sein. Bei dem, was er dazu schreibt, darf man wohl zwischen den Zeilen lesen: „Ich gewann nicht nur ein neues Heimatgefühl in einigen Minden-Ravensberger Gemeinden, sondern auch Freunde und Bundesgenossen in der evangelischen Kirche. Sie engagierten sich im Sinne von ‚Kirche für die Welt‘ in einer neuen Weise für den Neubeginn.“

Bismarck ist nicht der einzige prominente Pommer, der dank verwandtschaftlicher Beziehungen freundliche Aufnahme bei einem adeligen GvB-Freund findet. Prof. Fritz Lenz (1887-1976)⁹⁶, von den Bodelschwings wie von Hitler hoch geschätzter und in „Mein Kampf“ ausführlich berücksichtigter Rassenhygieniker, hat sich schon rechtzeitig vor Kriegsende krank gemeldet, ins sichere Minden-Ravensberger Land abgesetzt und auf dem Gut seines Schwiegervaters und früheren Herforder Landrates Franz von Borries Unterschlupf gefunden. Von hieraus konnte er schon bald unbehelligt von den Briten zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere aufbrechen.

Das besondere Klima im Kreis Herford soll bald weitere Leute anziehen, die sich mit ausgeprägter vaterländischer Gesinnung einen Namen machen werden. Mit Adelheid v.B. und Emil Weerts schon aus seiner Zeit in der anthroposophischen Christengemeinschaft Stuttgart bekannt, folgt der Theologe Werner Georg Haverbeck⁹⁷ nach dem Krieg gern deren Ruf nach Westfalen, um hier in Vlotho u.a. das umstrittene Collegium Humanum⁹⁸ zu gründen. Über ihn und seine Ehefrau Gertrud geb. Wetzel wiederum findet auch der Geschichtsrevisionist Udo Walendy ins Minden-Ravensberger Land, wo er zunächst mit der Leitung der Volkshochschule des Kreises Herford betraut wird. Später sucht auch er sich sein Betätigungsfeld in Vlotho.

Diese Leute finden dank des Einsatzes von Klaus von Bismarck in der Weserstadt geradezu ideale Bedingungen vor, hat dieser hier doch in seiner Eigenschaft als Leiter des Kreisjugendamtes die ehemalige HJ-Bannführerschule in den Jugendhof Vlotho umgewandelt, um im Auftrage der auf Demokratisierung der irregeleiteten deutschen Jugend bedachten Briten tätig

⁹⁵ <https://de.wikipedia.org/wiki/Remer-Prozess>

⁹⁶ „Ab 1946 [!] war Lenz außerordentlicher, ab 1952 ordentlicher Professor für „Menschliche Erblehre“ [!] in Göttingen. https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Lenz

⁹⁷ https://de.wikipedia.org/wiki/Werner_Georg_Haverbeck, ein bunter Lebenslauf. Der seiner Ehefrau nicht minder: https://de.wikipedia.org/wiki/Ursula_Haverbeck

⁹⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Collegium_Humanum

zu werden. Damit ergibt sich selbstredend die Möglichkeit, es mit der Altersgrenze der vom Nationalsozialismus Verführten nicht so genau zu nehmen, aber auch solche, die sich vermeintlich aus eigener Einsichtsfähigkeit vom Saulus zum Paulus entwickelt haben, in die Umerziehungsarbeit einzubinden. Das Klima ist so zuträglich, dass man daneben noch das Gesamteuropäische Studienwerk aus der Taufe heben und mit öffentlichen Mitteln zu beachtlicher Größe auszubauen vermag. Werner Rietz, der als Angehöriger der SS Leibstandarte Adolf Hitler schon im Herbst 1944 Gefallen an der Region gefunden hat, übernimmt die Regie, ihm gesellt sich der Jurist Dr. Alexander Dolezalek zu, zuvor im Range eines SSHauptsturmführers im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS tätig und hier u. a. für die berichtigte Ostraumplanung zuständig.

Namhafter Dritter im Bunde wird Carl Cerff⁹⁹ aus der Chefetage der HIAG. Der bemüht sich vor allem darum, seinen alten Kameraden, die im Nachkriegsdeutschland noch nicht recht Fuß fassen konnten, Zugang zu den Vlothoer Einrichtungen zu verschaffen. Er hält aber gleichzeitig auch engen Kontakt zur Heimstätte und deren Aktivisten in Espelkamp sowie zu den Kirchenmännern in Herford, die sich um die Eingliederung von Kriegsheimkehrern kümmern. In der vergleichsweise gut ausgestatteten Geschäftsstelle der Bünde HIAG an der Eschstraße ist er ein gern gesehener Gast. Er kann sich bester Verbindungen zur politischen Elite der jungen BRD rühmen und u. a. Eugen Gerstenmaier als potenten Helfershelfer gewinnen.

Der Neuanfang in Dünne

Bis zur Entnazifizierung FWvBs besorgt seine Schwester Adelheid vorübergehend offiziell die Leitung der Heimstätte, das alleinige Sagen aber hat schon jetzt ihr selbstbewusster und dominanter Bruder. Der hat sofort nach der erfolgreichen Kontaktaufnahme zu Montgomery und anderen hohen Militärs der in Lübbecke, Bad Oeynhausen, Herford und Bünde tätigen Briten, die von hier ihre ganze Besatzungszone verwalten, freie Hand und braucht Einmischungen der kommunalen Behörden deshalb nicht zu fürchten. So bekommt die Heimstätte trotz des reichlich vorhandenen Raumes keine Flüchtlingen zugewiesen. Unter dem erkennbaren Schutz der Eroberer und mit ihrer Billigung kann er nun in der Heimstätte und auch in der Bergheimat in Oberbauerschaft-Beendorf hochbelasteten NS-Aktivisten als „Siedlungsschülern“ Unterschlupf und Versorgung gewähren. Eine herausragende Rolle soll dabei der Aufbau Espelkamps spielen.

Der kämpferische Dünner BK-Pfarrer, der viele Jahre lang mit den Bodelschwingh-Leuten in hartem Clinch gelegen hat, ist plötzlich und unerwartet beim Einmarsch der Amerikaner gestorben, so dass in der Gemeinde keine Aufarbeitung erfolgt, zumal sein im Dezember 1945 eingesetzter Nachfolger Wolf-Walter Krause-Isermann, im Zweitberuf Jurist, ganz auf Bodelschwingh-Linie liegt, das Treiben in der Heimstätte wohlwollend ignoriert und schließlich für seine aufrechte Haltung mit der Berufung ins Amt des Sarepta-Diakonissenpfarrers in Bethel

⁹⁹ Zu Cerffs Gesprächspartnern gehörten unter anderem [Erich Mende](#) (FDP), [Siegfried Zoglmann](#) (FDP), [Will Rasner](#) (CDU) und [Fritz Erler](#) (SPD). Zudem organisierte Cerff informelle Gesprächskreise, beispielsweise im Mai 1959 ein Treffen von Generalbundesanwalt [Max Güde](#) (CDU) und dem Karlsruher Oberbürgermeister [Günther Klotz](#) (SPD) mit einer Gruppe von 23 Personen, die sich selbst als „Kreis ehemaliger Nationalsozialisten und Soldaten“ bezeichnete. Zu der Gruppe gehörten unter anderem der wegen Kriegsverbrechen verurteilte frühere Generaloberst der Waffen-SS, [Sepp Dietrich](#), der Rechtsextremist und ehemalige Kampfflieger [Hans-Ulrich Rudel](#) und der rechtsextreme Verleger [Herbert Grabert](#).^[8] Ein ähnliches Treffen mit Bundestagspräsident [Eugen Gerstenmaier](#) im Januar 1957 in Stuttgart wurde durch die Veröffentlichung von Cerffs Rede durch Grabert bekannt. Weitere informelle Treffen fanden bis in die 1970er Jahre statt.^[9]
https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Cerff

Zentrum der Rede. Und wieder bezieht er die Besatzungsmächte explizite mit ein in den Vorwurf des tiefen moralischen Versagens. Zugleich lässt er die Gemeinde wissen, dass auch dieser Krieg Gottes Wille gewesen sei, ein Instrument seiner Arbeit am gefallenem Menschen:

Ihr Lieben, habt ihr das nicht auch schon empfunden? Wie unser Gedächtnis an die Toten des letzten Krieges und auch des vorletzten Krieges dadurch belastet ist – wie sich unser eine tiefe Ratlosigkeit bemächtigen will, weil wir sagen möchten: All der Kampf, all das Blutvergießen war umsonst, die Not ist nur noch größer als vorher?! Aber es ist nicht nur dies. Nicht nur der Umstand, dass wir den Krieg verloren haben. Das ließe sich noch tragen und könnte das Gedächtnis an die Toten nicht trüben. Aber es ist noch eine Last da, die sich schwerer auf unsere Seele legt als die Not, die wir empfinden, weil wir den Krieg verloren. Diese Last ist das Wissen um unsere Schuld. Die Reinheit des Gedächtnisses unserer Gefallenen ist wie umdüstert von der Schuld, die auf unserem Volk liegt. Daran ändert nichts, dass auch die anderen, mit denen wir kämpften, Schuld auf sich luden, und dass die Sieger jetzt in diesem Winter Schuld auf sich geladen haben, die womöglich noch schwerer ist als alles, was vorher geschah... Wenn dies der einzige Sinn des heutigen Tages wäre, dass wir Menschen unsere menschlichen Gedanken über die Toten lebendig werden lassen und ins Volk hineinrufen, dann würden wir diesen Tag besser gar nicht begehen. Denn dann würden wir nur unserer Ratlosigkeit innewerden. Wir würden uns kaum freuen können des Opfers, das unsere Gefallenen gebracht haben, sondern müssten viel mehr darüber klagen, dass sie selbst Opfer geworden sind... Gott der Herr selbst hat uns so geführt, dass wir jetzt am Heldengedenktag innewerden: Mit unserem menschlichen Gedenken ist uns nicht geholfen... Ob Krieg wird oder Frieden bleibt, das richtet sich nicht nach den Umständen, richtet sich auch nicht nach Menschen, sondern nach Gottes Willen...

Hier ist Krause-Isermann ganz nahe bei Vater Bodelschwings Verständnis vom Krieg als göttliche Verordnung, nach der sich die Völker zu bekämpfen haben nach dem Ratschluß Gottes, womit gesagt ist, dass eine die Zurechnung individueller menschlicher Schuld nicht stattfinden muß. Damit lässt sich dann auch rechtfertigen, dass zu dieser Zeit die Heimstätte sich der von den Siegern Beschuldigten annimmt. Und das abschließende Fazit zu einem Zeitpunkt, an dem die Alliierten bereits in Nürnberg zu Gericht sitzen:

Die ungläubige Welt freilich hat keinen Trost. Ihr einziger und doch falscher Trost ist, die anderen zu schmähen, sie seien Schuld an dem allen – weil sie aber so richten, werden diese Ungläubigen einst auch gerichtet werden.

Auch der spätere Präses Ernst Wilm, verehrt für sein öffentliches Eintreten gegen die Euthanasie als Pfarrer der Kirchengemeinde Mennighüffen und auf nie geklärte Weise dem KZ Dachau noch rechtzeitig entronnen, ist bekennender Bodelschwing-Jünger und hat dem frommen Hause im verrufenen Freistatt treu und kritiklos gedient. Auch von ihm ist folglich kein Widerstand und kein Aufklärungsbedürfnis zu erwarten.

Öffentlich und dennoch nahezu ungehört begehrt ausgerechnet mit Bernhild v. B., Tochter des GvB und auf dem Dünner Heimstättengelände wohnend, gegen ihren Bruder und seine Helfershelfer auf. Aber das bewährte System schlägt gnadenlos zurück. Sie wird demonstrativ an den Rand der Familie und des gesamten Bodelschwing-Clans gedrängt, man bescheinigt ihr schließlich familienintern eingeschränkte Zurechnungsfähigkeit, bis sie schließlich an ihrer Hilflosigkeit zerbricht und demonstrativ ihren frühen und qualvollen Tod in Kauf nimmt. Ihren umfangreichen schriftlichen Nachlass lässt FWvB im Einvernehmen mit seiner Verwandtschaft zusammen mit vielen anderen belastenden Dokumenten alsbald unausgewertet vernichten.

Die Flüchtlingsstadt oder der Erfolg hat viele Väter

Es ist viel, sehr viel über die Anfänge Espelkamps geschrieben worden, viel Legendäres und viel Geschichte... Viele Namen sind mit an dem großen christlichen Liebeswerk Espelkamp leuchtend geworden, andere wurden zu sehr mit Goldglanz aufgewertet... Warum hat man wohl so sehr in allen Geschichtsschreibungen so geflissentlich das Christenhäufchen des Evangelischen Aufbaudienstes und seine führenden Männer vergessen?

Pastor Erich Schulte

Wir hätten einen fremden Glauben und eine fremde Staatszugehörigkeit haben müssen, um erwähnenswert für Espelkamp zu sein.

Generalmajor a. D. Erich Hampe

Viele dieser alten Siedlungsschüler sind inzwischen in ihre ursprünglich erlernten Berufe zurückgekehrt und betrachten – zumeist in hervorragenden Stellungen in Staat und Wirtschaft, ihre ‚Dünner Lehrzeit‘ als wesentlichen Lebensabschnitt.

F. W. v. Bodelschwingh

Schultes Klage, die in Vier-Augen-Gesprächen noch viel deutlicher und gewichtiger ausfallen konnte, ist auch über die Jahrtausendwende hinaus berechtigt, zutreffend und aktuell geblieben, denn obwohl inzwischen alle damals einflussreichen Akteure verstorben sind und damit ihre Rollen beleuchtet werden dürften, ohne sie in ihrem Anspruch auf die Ehre besonderer Verdienste zu kränken, wird weiterhin von offizieller wie quasi-offizieller Seite erkennbar nur halbherzig geforscht.

Der Wahrheit, soweit sie überhaupt greifbar war und ist, kommt noch am nächsten eine Kurzbeschreibung von Walter Vollmer aus dem Jahre 1960:

Als 1946 die Bunker gesprengt wurden, erreichte es der schwedische Pfarrer Birger Forell bei den damaligen Besatzungsmächten nach großen Bemühungen, dass hier eine neue Heimat für alle jene Kriegsgefangenen erbaut werden dürfe, die nach Verlust der Ostgebiete heimatlos in den Lagern saßen... Und niemand wird in diese Waldstadt hineingelassen, der nicht Beschäftigung in einem der Betriebe oder eine Wohnung nachweisen kann. Man will keinesfalls ein Dorado für den Lebensschwachen bauen, keine Hilfe geben, wie sie Bethel bei Bielefeld aus ganz anderen Voraussetzungen heraus gibt, man will eine lebensfähige Stadt bauen, die frei ist vom Ballast vermeidbarer Kommunalorgen.

Die Geschichte der heutigen Stadt Espelkamp¹⁰⁰ beginnt mit ersten Überlegungen für eine Weiterverwendung der Heeresmunitionsanstalt (Muna) bereits während des Zweiten Weltkrieges, als sich nach der verlustreichen „Winterschlacht im Osten“ (1941/42) für gut informierte eine Niederlage des III. Reiches schon abzeichnet. Infolge der vielen Einberufungen zur Wehrmacht läuft zu diesem Zeitpunkt das Sammelvikariat Dünne fast im Ruhemodus, aber es werden hier im kleinen Kreis schon Planspiele abgehalten, für die später das Ev. Hilfswerk, die Ev. Kirche von Westfalen, die britischen Besatzer und nicht zuletzt einflussreiche Persönlichkeiten aus dem Raum der schwedischen Kirche gewonnen werden können.

Dozent Martin Stallmann wird 1941 zu den Waffen gerufen, nach der militärischen Grundausbildung zum Kraftfahrer geschult und dank der guten Beziehungen Gustav von Bodel-

¹⁰⁰ <https://de.wikipedia.org/wiki/Espelkamp>

schwings einrichtungsnah als Chauffeur von hiesigen Arbeitskräften der Muna eingesetzt. So lernt er als vergatterter Geheimnisträger das gesamte Areal und damit auch dessen Potential für eine Konversion aus nächster Nähe kennen, während seine Fahrgäste von der Ladefläche des Lkw aus nur einen kleinen Ausschnitt in Augenschein nehmen können, wenn die Plane am jeweiligen Zielort kurz hochgeschlagen wird. Von seinen Beobachtungen berichtet Stallmann bei seinen Besuchen in der Heimstätte.

Im idyllischen Dünne treffen sich ziemlich regelmäßig und sehr diskret weitsichtige Entscheidungsträger aus Partei, Staat, Wirtschaft und Kirche, wobei es zumeist um den Wiederaufbau und auch um einen schnellen Ausgleich der Verluste an jungen Menschen nach dem Krieg geht. Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink versucht hier, Vertreter Bethels für ihre Vorstellungen einer Bevölkerungs-Wiederaufrüstung zu gewinnen. Sie möchte angesichts der dramatischen Verluste an wertvollem arischen Erbgut auf den Schlachtfeldern die ehelose Mutterschaft gesellschaftsfähig machen und dabei möglichst auch ledige Krankenschwestern und Diakonissen einbinden. Sie wird Anfang der 50-er Jahre in Dünne berichten, sie habe dafür offene und geneigte Ohren gefunden.

Zu den gelegentlichen Gesprächsteilnehmern zählt auch der spätere Bethel-Chef Friedrich v. B. III (FvB3), und an das Pläneschmieden soll er sich erinnern, als er als Kriegsgefangener von den Briten dem Norton-Camp zugeteilt wird, wo deutschen PoWs¹⁰¹ ein Theologie- bzw. Lehrerstudium absolvieren dürfen, verbunden mit der Erwartung, dass diese Leute nach der deutschen Niederlage ganz im Sinne der künftigen Besatzer daheim tätig werden. Eine der treibenden Kräfte ist hier der schwedische Pfarrer Birger Forell, der später als Gründungsvater Espelkamps zu Ehren kommen soll. Dank der Informationen Bodelschwings kann sich dieser früh auf ein gezieltes Engagement in und für Espelkamp vorbereiten.

Das Norton-Camp ist bestenfalls mit großen Einschränkungen als Umerziehungslager zu verstehen, und die ausgelesenen Deutschen, die dort in verantwortlichen Funktionen agieren, müssen keinesfalls antimilitaristische Positionen vertreten, so wie auch trotz der christlichen Ausrichtungen die militärischen Dienstgrade nicht nur weitergeführt, sondern auch in der Organisation des Zusammenlebens die Hierarchie unter den Gefangenen bestimmen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Lagerbibliothek, die selber Bücher in der so genannten Zaunkönig-Bücherei verlegen darf und für die Engländer Druckkapazitäten und das von Schweden spendierte Papier durchreichen, einer äußerst milden Zensur unterliegt. So kann hier u. a. gar eine Ausgabe von Ernst Jüngers „Atlantische Fahrt“ erscheinen.

Forells Mission in England erschöpft sich nicht in der seelsorgerlichen Betreuung deutscher Gefangener, er arbeitet zugleich sehr diskret auch an der Lösung einer besonders delikaten Aufgabe. In den SS-Divisionen Wiking und Nordland dienen in großer Zahl Freiwillige aus den skandinavischen Ländern, die bei Kriegsende ein noch schlimmeres Ende zu erwarten haben als ihre deutschen Kameraden, drohen ihnen doch daheim von ihren aufgebracht Landsleuten Ausgrenzung, Verfolgung und schwerste Strafen. Erst später soll sich erweisen, dass schwedische SS-Leute daheim nicht behelligt werden würden. Diesbezügliche Hoffnungen gibt es schon vor dem deutschen Zusammenbruch, die sich aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf die Schweden beziehen, die zu Beginn ihres SS-Eintritts im Baltikum oder in Finnland gelebt haben und nicht nach dort zurückkehren können.

Ausgerechnet den Angehörigen der Division Nordland haftet zudem der fragwürdige Ruhm an, Hitlers Bunker in Berlin mit beispielloser Aufopferungsbereitschaft und fast bis zur

¹⁰¹ POW - prisoner of war <https://de.wiktionary.org/wiki/POW>

sprichwörtlich letzten Patrone und zum letzten Blutstropfen verteidigt zu haben. Der Blutzoll bei der angreifenden Roten Armee lag dabei noch um ein großes Vielfaches höher, hatte doch Sowjetmarschall Konjew das ehrgeizige Ziel verfolgt, das zerschlagene Deutschland auch zum Preis von zahllosen gefallenen eigenen Leuten Stalin symbolträchtig zum 1. Mai, dem Feiertag der internationalen Arbeiterklasse, sozusagen zu Füßen zu legen.

Hitler soll dem SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Schwager der Eva Braun, nach dessen gescheitertem Ausbruchversuch aus Berlin, bevor er ihn hinrichten ließ, vorgehalten haben: „Schämt er sich nicht, als Landstreicher verkleidet zu fliehen, während unsere Feinde von gestern uns verteidigen?“

Rettung verspricht man sich von einer wenigstens vorübergehenden Unterbringung der zu- meist jungen Männer im besiegten Deutschland. Dafür gilt es nun schon, die Voraussetzungen zu schaffen. FvB3 kann Forell nicht nur mit dem Vorschlag eines denkbaren Ortes dienen, sondern auch von einem besonders günstigen Umfeld berichten, in dem die auch international hoch angesehenen und vernetzten Bodelschwings nach wie vor großen Einfluß genießen und auch weiterhin erwarten dürfen – und wo die Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung noch wohltuend nachwirkt.

Hier kann man sich auf die „Stillen im Lande“, auf den „Ravensberger Quietismus“ verlassen, der weniger in völliger Gottergebenheit in Erscheinung tritt, als vielmehr in der konsequenten Weigerung, Unrecht und Leid, das anderen geschieht, öffentlich zu thematisieren oder diesem gar entgegenzuwirken. GvB zitierte dazu gern einen von ihm sehr geschätzten Dünner Landwirt mit den hierzulande oft gehörten „De Herrgott schall se wall.“ (Der Herrgott wird es den dafür Verantwortlichen schon heimzahlen.), so wie Wilhelm Busch eine seiner bäuerlichen Gestalten sagen lässt: „Watt geiht meck datt an?“ Ja, man glaubt in diesem Land der Frommen und Selbstgerechten sich auf Zinzendorfs Kirchenlied „Jesu geh voran“ berufen zu können, wo es heißt: „Rühret eigner Schmerz irgend unser Herz, kümmert uns ein fremdes Leiden, o so gib Geduld zu beiden.“ Um Abhilfe wird nicht gebetet, weil Gott das Leid veranlasst und für die hienieden nicht Gesegneten der Weg durch „Trübsal hier“ führt. Wer Unrecht tut, deckt oder fortschreibt, hat im nordöstlichen Zipfel Westfalens von den Alteingessenen also wenig zu befürchten, da die sich nur zu bereitwillig auf die Strafverfolgung durch das Jüngsten Gericht verlassen.

Forell und seinem schwedischen Hintergrund gelingt es, die Repatriierung der Norton-Dozenten Rudolf Damrath, ehemals Wehrmachtsoberpfarrer und Geistlicher an der Potsdamer Garnisonskirche, Magister Hellmuth Frey aus Dorpat (Estland), später Bethel, FvB3 und Carl-Gunther Schweitzer bald nach dem Zusammenbruch zu bewirken. Sie sollen Forell in besonders effektiver Weise behilflich werden, gilt es doch, die besagten SS-Freiwilligen für längere Zeit in der Masse der Kriegsheimkehrer untertauchen zu lassen.

Bethel ist zumindest in den gehobenen Kreisen der britischen Insel ein Begriff, dienen doch im hoch geschätzten Londoner German Hospital tüchtige Ärzte und gut ausgebildete Diakonissen, die von der Anstalt entsandt waren. Die hervorragenden medizinischen und pflegerischen Leistungen des Krankenhauses hatte man in Friedenszeiten deshalb gern und dankbar in Anspruch genommen. Aber auch der bekannte deutschstämmige Bankier Bruno von Schröder, ein treuer Förderer der Betheler und Dünner Aktivitäten sowie des German Hospital, hat in seiner Wahlheimat über viele Jahre für einen guten Leumund gesorgt. Mit diesem Pfund kann Forell in England wuchern, wenn es darum geht, für Bethel vorzeitig Gefangene loszueisen.

Die Liegenschaften der Heimstätte stehen nach Kriegsende zwar noch immer im Eigentum des Sammelvikariats, doch ist es FWvB gelungen, sie handstreichartig zu requirieren. Von seinem Vetter FvB3 schon lange in die Planspiele bezüglich Espelkamp eingeweiht, hat er bereits vor Kriegsende die ersten Weichen gestellt. Als Montgomery im benachbarten Melle Quartier bezieht, ist der bereits informiert, dass ihn in Dünne Bemerkenswertes erwartet. Er findet sich dafür sogar bereit, FWvB in Wehrmatsuniform (!) zu empfangen und ihn dafür mit seiner offenen Luxuskarosse abholen zu lassen. FWvB kann ihm berichten, dass die Engländer sich in Dünne sozusagen auf für sie heiligem Boden befinden, sollen sich doch die Heere der Angeln und Sachsen vor ihrem Zug nach England hier vereinigt haben. Als Beleg weist er auf das Bänder Stadtwappen hin, welches die beiden Führer Hengist und Horsa zeigt. Und damit nicht genug: Die Ahnen der Engländer kommen damit also zu einem Großteil aus Jöllenbeck, Enger, Herford, Bünde und Umgebung. Zudem entstammt die Mutter des FWvB dem altehrwürdigen Geschlecht derer von Ledebur, das für sich in Anspruch nimmt, das britische Ledbury gegründet und nach sich benannt zu haben, und Hereford lässt sich auf Herford zurückführen. Diese Informationen beeindrucken Montgomerys Nachfolger Robertson, der später im Espelkamp zugeschlagenen Gut Benkhausen residiert, gleichermaßen nachhaltig, so dass er sogar seine Tochter hier „near the roots“ heiraten lässt.

Der rechtmäßige Hausherr der stattlichen Liegenschaft, Alhard von dem Bussche-Münch, wird um-, aber nicht ausquartiert und dient sich gleich mit großem Erfolg den Besatzern als vermeintlich redlicher Vermittler an. Dem ausgewiesenen Lebemann mit guten englischen Sprachkenntnissen hat früher der größte Teil des Muna-Areals gehört. Gern erzählte man sich in hiesigen Adelskreisen, der Baron sei ein Autonarr gewesen, der sich nicht zuletzt dank der erstrittenen hohen Entschädigung eine Luxuskarosse samt Chauffeur leisten konnte, mit der er sich u. a. einmal im Monat in die Reichshauptstadt zu einem Prominentenfriseur fahren ließ. Wurde er auf der Reichsautobahn von einer Limousine überholt, orderte er dieses Modell gleich nach der Ankunft in Berlin für den eigenen Fuhrpark.

Der wendige wie weltläufige Gutsherr gewinnt umgehend das Vertrauen seiner hochrangigen britischen Mitbewohner, um fortan zwischen diesen, den örtlichen und regionalen deutschen Behörden und Entscheidungsträgern, dem Ev. Hilfswerk mit seinem adelsverliebten Gerstenmaier, der Herforder wie der westfälischen Kirchenleitung und den Dünner Bodelschwings, mit denen er sich über die von der Reckes und Ledeburs herzlich verbunden weiß, mit großem Erfolg zu kungeln, zu antichambrieren und zu intrigieren – um gleichzeitig in Espelkamp mit nachhaltigem Erfolg den großherzigen und gänzlich uneigennütigen Menschenfreund zu mimen. Zu den IG Farben bestand immerhin eine indirekte Verbindung durch seine wohl recht einträgliche Einheirat in die Industriellenfamilie von Brüning (Farbwerke Hoechst).

Als Forell in Ostwestfalen auftaucht, hat FWvB unter dem Wohlwollen, ja dem Schutz der Besatzer bereits die ersten Vorarbeiten für eine evangelischen Rattenlinie Nord geleistet, die so klandestin funktionieren wird, dass ihr ein Einzug in die Geschichtsschreibung erspart bleibt. Dieser weit verzweigte Rettungsweg beginnt in einer Diasporagemeinde in Spittal an der Drau und auf deutschen Boden in München und Bad Vilbel bei Frankfurt, um dann der von den Amerikanern initiierten Linie des „Heckeneilzuges“ zu folgen, der bald den Standort des US-Hauptquartiers mit dem von den Amerikanern verwalteten Bremen verbindet. Die Strecke führt bekanntlich über das Paderborner Land, Bielefeld, Herford, Bünde, Lübbecke und Espelkamp mit dem wichtigen Abzweig Sulingen, über den man zur berühmten Bethel-Tochteranstalt Freistatt gelangt, die eine besonders unrühmliche Rolle an der Rattenlinie spielen soll. FWvB richtet schon 1945 in den brachliegenden Gebäuden des Seminars wieder eine Lehmbauschule ein und nimmt als Auszubildende gezielt NS-Belastete auf. Darunter sind auch Prominente, die erkannt werden, aber trotzdem unbehelligt bleiben. So beginnt Ex-

General Otto-Ernst Remer, der maßgeblich an der Niederschlagung des 20. Juli beteiligt war, hier eine Maurerlehre.

Der SS-Mann Heinrich Klaustermeyer, u. a. wegen ihm zugerechneter Verbrechen während des Warschauer Ghetto-Aufstandes später vom Landgericht Bielefeld zu Lebenslänglich verurteilt, sucht nach seiner Rückkehr ins heimatliche Bünde Deckung und Hilfe in der Heimatstätte und wird von dort nach Bethel vermittelt, wo er bis in die 60-er Jahre unbehelligt bleibt.

Identifiziert werden weiter im Laufe der Zeit u. a. Horst Wessels Mutter und Schwester, Wilfried von Oven, Gertrud Scholtz-Klink, August Heißmeyer, Margarete Himmler mit Tochter und viele SS-Angehörige, die trotz ihrer Tätowierungen ungeniert bei der Arbeit die Ärmel aufkrepeln. Neben Deutsch hört man auch dänische, norwegische, holländische und sogar russische Stimmen. Letztere sind Angehörigen der Wlassow-Armee zuzuordnen, die sich bis nach Ostwestfalen durchgeschlagen haben. Aus diesem bunten Gemenge bildet sich dann die Dünner Gruppe, die in der Muna mit Lehmbröten sozusagen den Grundstein für ein ziviles Espelkamp legen wird.

Für geeigneten Nachschub sorgt auch Pfarrer Heinrich Grothaus, der als Gefangenenbetreuer im Internierungslager Recklinghausen als ehemaliges NSDAP-Mitglied sorgfältig Auswahl treffen kann, während auf dem Hauptbahnhof Hannover ein Mitglied mit Kennerblick junge heimkehrende Waffen-SS-Kämpfer anspricht und ihnen eine Zukunft in Dünne mit Endstation Espelkamp in Aussicht stellt. Diese meist völlig desillusionierten und perspektivlosen jungen Männer erinnert man an ihre einst geleisteten Treueschwüre und nimmt sie damit in Schweigepflicht. So haben auch die höheren Chargen wenig zu befürchten. Die führenden Männer aus Dünne stellen die Leitung der Aufbaugemeinschaft Espelkamp und kommen damit besonders komfortabel unter. Das betrifft Wohnung, Verpflegung, Entlohnung, Einfluß und nicht zuletzt Prestige.

Heinrich Grothaus ist für Espelkamp ein dramatisch unterschätzter Mann der ersten Stunde, und er nimmt nicht ohne triftigen Grund den beschwerlichen Pendelverkehr per Leichtkraftrad auf sich. Er wohnt in Beendorf, einem Nachbarort von Dünne, unmittelbar neben den Bodelschwings. Beide Grundstücke ragen in den südlichen Waldrand des Wiehengebirges, in dem zahlreiche Waffen-SS-Angehörige Unterschlupf gefunden haben und weit über das Kriegsende hinaus mit voller Bewaffnung marodieren. In den frühen Morgenstunden gehen sie bevorzugt auf Jagd und liefern das Wildbret nach Eintritt der Dunkelheit bei den Grothaus' und den Bodelschwings ab, um dann von diesen für ein Leben unter freiem Himmel rundum versorgt zu werden. Aber es bleibt nicht bei der Wilddieberei. Man macht auch Jagd auf noch nicht abgereiste französische Kriegsgefangene, und in Bieren erschließen sie im Wiehengebirge den 19-jährigen polnischen Bäckerjungen Eduard Zenka vor den Augen seiner deutschen Freunde, nachdem sie ihn an seiner Sprache erkannt haben – wohl aus der Furcht, von diesem an die Alliierten verraten zu werden.

Den Bodelschwings kommt es vor allem im Umfeld ihres Wohnsitzes in Beendorf zugute, dass hier im Herbst 1944 eine Batterie der Leibstandarte Adolf Hitler für einige Wochen stationiert war. Die Bevölkerung erlebte eine insgesamt ausgesprochen disziplinierte und sich entsprechend korrekt verhaltende Truppe, die zu einem beträchtlichen Teil aus sehr jungen Soldaten bestand, die zudem mehrheitlich nicht als Freiwillige zur Waffen-SS gekommen, sondern ohne Zustimmung ganz einfach gezogen worden waren. Vielen stand an der schon überall zusammenbrechenden Westfront erst noch die Feuertaufe bevor und den meisten war angesichts der militärischen Lage klar, dass ein Großteil den bevorstehenden Einsatz nicht

überleben würde. Entsprechend gedrückt war die Stimmung. Gästen wie Gastgebern war die ganze Tragik bewusst, und manche Kriegermutter sah in dem bei ihr einquartierten jungen Soldaten einen Stellvertreter des eigenen Sohnes, dem man noch ein wenig mütterliche Zuwendung angedeihen lassen konnte.

Wie freundlich die Grundstimmung im Dorf war, lässt sich an einer Aufstellung ablesen, mit der eine Sammlung von Obst und Feldfrüchten im Schulbezirk Beendorf für die SS-Einheit erfasst wurde. Trotz der auch auf dem Lande schon schlechten Versorgungslage und dem Bedürfnis, möglichst viel Lebensmittel für den bevorstehenden Winter einzulagern, konnten addiert werden 148 Kohlköpfe, 90 Pfund Grünkohl, 3,81 Zentner Möhren, 5,84 Zentner Birnen, 41,2 Zentner Kartoffeln und „kleinere Mengen Zwiebeln und „anderer Gartenfrüchte“. In den folgenden Jahren kamen bei vergleichbaren Sammlungen für Bombenevakuierete und Flüchtlinge nicht andeutungsweise vergleichbar gute Ergebnisse zustande.

Auch bei den jungen Mädchen, deren männliche Altersgenossen ja fast ausnahmslos an der Front standen, war die erste Zurückhaltung schnell verfliegen, so dass es bei der nächtlichen Bahnverladung in Löhne und Bünde schließlich manch tränenreichen Abschied gab und viele Male versprochen wurde, sich über Sieg oder Niederlage hinaus die Treue zu halten. Das Ergebnis war, dass nicht wenige dieser Schwüre auch eingehalten und eine stattliche Zahl von Ehen rund um Lübbecke nach 1945 geschlossen wurden. Und auch mancher SS-Mann, der hier keine derartige Verbindung hatte knüpfen können, kehrte gern an die Orte der freundlichen Aufnahme zurück, weil er nicht mehr ungefährdet in die von den Sowjets oder Polen besetzten deutschen Ostgebiete heimkehren konnte.

Dass die geschlagenen Soldaten sich teilweise nicht ergeben, sondern im Chaos des ungeordneten Rückzuges mit ihren Waffen bis ins Wiehengebirge durchgeschlagen hatten, empfanden die Einheimischen keineswegs als bedrohlich, waren die Männer doch außerordentlich gefürchtet bei den ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern, die während des ganzen Jahres 1945 nach ihrer Befreiung zur Osterzeit plündernd und gelegentlich auch mordend durch die Dörfer zogen und vor allem bei den Bauern für Angst und Schrecken sorgten.

Nachdem in Dünne vagabundierende Polen ohne erkennbaren Grund den Landwirt Klappmeier bei einem Überfall erschossen hatten, war man auch hier dankbar für nächtliche Streifen der SS-Leute und ließ sich den Einsatz der „Schutztruppe“ auch beträchtliche Zuwendungen in Form von Lebensmitteln kosten, die man in der Heimstätte problemlos abgeben konnte. Die Briten waren über diesen so effektiven Selbstschutz informiert und duldeten ihn stillschweigend, weil er im Verwaltungszentrum ihrer Besatzungszone zumindest vorübergehend für die auch für sie wichtige öffentliche Sicherheit und Ordnung sorgte.

Vor diesem Hintergrund können die Bodelschwings ohne nennenswerte Schwierigkeiten ehemalige skandinavische und flämische SS-Freiwillige unter ihre deutschen Kameraden mischen, unterbringen und angemessen verpflegen, wobei Pfarrer Heinrich Grothaus bald auch für eine Teilhabe an den Gaben der Schwedenhilfe in Espelkamp sorgen wird. Viele dieser SS-Leute nehmen sukzessive den Weg über die Heimstätte und/oder die Flüchtlingsstadt und finden nicht selten, ausgestattet mit neuen Identitäten, Arbeit als Erziehungsdiakone in Freistatt.

Als Seelsorger mit besonderem Aufgabenfeld tritt auch der Pfarrer Friedrich Wilhelm Harre in Erscheinung. Er ist ein enger Vertrauter von Martin Stallmann, Sohn seines Vorgängers im Pfarramt von Börninghausen (Kreis Lübbecke). Im Nebenamt leitet er den Steilhof und entscheidet hier nicht zuletzt über die Auswahl der Mitarbeiter und der Aufzunehmenden. Damit

haben die Bodelschwingsh zunächst die beiden wichtigsten Schlüsselfiguren in Espelkamp in der Hand, während die meisten Flüchtlinge in dem Glauben gehalten werden, alle Entscheidungen würden vom westfälischen Zweig des Evangelischen Hilfswerkes getroffen. Selbst Forell ist lange davon überzeugt, in Karl Pawlowski seinen wichtigsten Ansprechpartner zu haben.

Zu denen, die sich bezüglich des Aufbaues von Espelkamp mit fremden Federn schmücken und/oder schmücken lassen, zählt Erich Hampe schließlich Ehrgeizlinge wie den späteren Militärbischof D. Hermann Kunst, Karl Pawlowski vom Johanneswerk Bielefeld, Eugen Gerstenmayer als allmächtigen Chef des Ev. Hilfswerkes und Präses Wilm. Als besonders delikate Persönlichkeit gilt Dr. Max Ilgner als Vorstandmitglied im Nürnberger IG-Farben-Prozeß Verurteilter, für den sich Forell besonders engagiert, weil dessen Ehefrau Schwedin aus gutem Hause ist. Ihm bescheinigt Hampe uneingeschränkt fachliche Kompetenz. Ilgner ist nach seiner Haftentlassung nahtlos und mit dem Segen der Briten als Verwaltungsleiter in Espelkamp installiert worden. Dr. Emil Weerts, die rechte Hand Birgel Foreells, heiratet Adelheid v. B., Schwester des FWvB. Beide sind für Forell dank ihrer weitreichenden Verbindungen, ihrer bedingungslosen Loyalität und ihrer Verschwiegenheit bei der Betreuung der skandinavischen SS-Freiwilligen eine besonders wertvolle Stütze. In Schweden wissen es einflussreiche Kreise in Staat, Wirtschaft und Kirche zu schätzen, dass Forell in Deutschland auf zwei Schultern trägt. Deshalb gelingt es ihm auch, die für Espelkamp so wichtige Schwedenhilfe auf ein hohes Leistungsniveau zu bringen.

Als der ehemalige Wehrmachtsgeneral Erich Hampe mit Gefolgsleuten des Deutschbalten Friedrich von der Ropp in Espelkamp auftaucht, um mit seinem Ev. Aufbaudienst der guten Sache zu dienen, muss er bald erkennen, dass er mit seinen Vorstellungen alles andere als willkommen ist. Hampe hat während des Krieges die Technische Truppe befehligt, die allein damit beschäftigt war, zerstörte Infrastruktur in kürzester Zeit wieder funktionsfähig zu machen. Von seinen Fachkenntnissen her ist er die Idealbesetzung für Espelkamp, doch er passt nicht ins System. Er will nämlich neben der materiellen Aufbauarbeit seine Leute auf christlicher Basis von der NS-Ideologie lösen. Nur gerade das ist an diesem Ort nicht erwünscht. Er wird von der Materialversorgung durch das Ev. Hilfswerk weitgehend abgeschnitten, die Planer aus Dünne durchkreuzen seine Vorhaben und die Lebensmittelversorgung liegt unter dem ohnehin schon sehr niedrigen Niveau. Seine jungen Schützlinge würden dennoch für ihren „Papa Hampe“ durchs Feuer gehen, obwohl er ihnen viel mehr abverlangt und zumutet, als unter den gegebenen Umständen leistbar ist. Schließlich resigniert er und verlässt verbittert Espelkamp.

Dabei war Erich Hampe zunächst mit vollem Elan dabei und im Begriff, die tüchtigsten Leute aus seiner Wehrmachtseinheit, sofern sie den Krieg überlebt und nun noch zu ermitteln waren, in Espelkamp für eine generalstabsmäßig durchgeplante Aufbauarbeit zu sammeln. Aber schon mit seinem energisch vorgebrachten Vorschlag, zunächst einmal eine umfassende Bestandsaufnahme in der teilzerstörten Muna durchzuführen, stieß er bei den geistlichen Würdenträgern, die sich später als die um Espelkamp hochverdienten Väter der Siedlung darstellen (lassen) sollten, nicht nur auf Unverständnis und eisige Ablehnung. Das nährte bei Hampe den Verdacht, dass es in der Muna etwas zu verbergen galt, was die Kirchenmänner mit ihren teilweise vom Fachmann als chaotisch wahrgenommen Entscheidungen unter der Decke zu halten trachteten. In wessen Wohle und Vorteil sie handelten, war für Hampe und seine Leute nicht sicher erkennbar. Verbargen sich da tief unter dem Waldboden noch Anlagen, die die Besatzer nicht entdeckt hatten und die die Männer um den IG-Farben-Mann Ilgner in hohem Maße interessierten?

Im Planungsbüro der Aufbaugemeinschaft glaubte Hampe jedenfalls eine Auffanggemeinschaft für Leute erkannt zu haben, die hier fast durchgängig fehl am Platze waren, weil sie eine pragmatische Herangehensweise an die Aufgabe konsequent durch ein Übermaß an Bürokratie zu sabotieren wussten und vor allem schnelle und mit den vorhandenen Mitteln realisierte [realisierbare] Lösungen verhinderten. So hätte sich nach seiner Ansicht die Stromversorgung kurzfristig flächendeckend wiederherstellen lassen, wenn man sich wenigstens vorübergehend von hinderlichen Sicherheitsvorschriften freigemacht hätte, wie es während des Bombenkrieges ständige Praxis gewesen war.

Der über alle Maßen eitle Hermann Kunst* (* Zu Kunst ein ehemaliger Espelkamper Sparkassenmitarbeiter: „Ich habe bis heute nie wieder einen Menschen kennen gelernt, der so eitel und arrogant war, wie er. Ob...Kunst etwas mit den dubiosen Geldgeschäften in Herfords Kirchen-Kreis-Kassen zu tun hatte, wo plötzlich 50.000.000 € aus dem Nichts auftauchten, ist möglich bis wahrscheinlich – allerdings unbewiesen. Kunst gilt als einer der Gründungsväter Espelkamps...Meines Erachtens gibt es verdienstvollere Personen, die eine entsprechende Ehrung verdient hätten...“)

setzt sich bei der Betreuung der NS-Belasteten derweil ganz groß in Szene – und das bis wenigstens in die 60-er Jahre. In Bünde hat er den späteren Kanzleramtschef Hans Globke¹⁰², hier für die Briten mit der Vorformulierung des Grundgesetzes der Bundesdeutschen befaßt, kennen und schätzen gelernt. Er darf für seine Anliegen sich später in hohem Maße finanzieller Zuwendungen aus Adenauers Reptilienfonds erfreuen, den Globke verwaltet, und er genießt das Vertrauen des katholischen Kanzlers wie kein anderer deutscher Protestant. Immerhin gelingt es ihm schließlich sogar, die gesamtdeutsche Synode 1955 nach Espelkamp zu dirigieren, weil er von den hier ansässigen Flüchtlingen keine öffentlichen Proteste gegen die Wiederbewaffnung der BRD erwartet, um die in dieser denkwürdigen Versammlung gerungen wird. Das Ergebnis ist bekannt. Der Magdeburger Präses Lothar Kreyszig¹⁰³ übernachtet nicht im dafür geräumten Internat der Aufbauschule, sondern bei Freunden in Dünne, wo er Denkwürdiges zu berichten weiß.

Als Bernhild v. B allzu öffentlich Anstoß an der Verwendung des in der Heimstätte verbliebenen Geldes nimmt, wird dieses beim Kirchenkreis Herford, dessen Superintendent noch immer Hermann Kunst heißt, deponiert, hier diskret verwaltet und durch Zuwendungen aus vielen Quellen vermehrt. Der rührige Kirchenmann, der zugibt, eigentlich lieber Generalfeldmarschall geworden zu sein, erweist sich beim Fundraising als besonders kreativ. Hat die Organisation – nicht zuletzt mit der stillen Hilfe der ehemaligen Nortoner – einem Schützling aus wohlhabender Familie erfolgreich beigestanden, so bittet man diese sehr nachdrücklich und fast immer nicht vergeblich um Unterstützung für die weitere Arbeit. Dieses Verfahren bewährt sich so hervorragend, dass er es schließlich auch noch bei den Freikäufen von DDR-Verfolgten, die bekanntlich über die ev. Kirche abgewickelt werden, sehr einträglich anwendet. Als Kunst schließlich zu höheren Aufgaben im Range eines selbsternannten Prälaten nach Bonn wechselt, übernimmt Dr. Wilhelm Bartelheimer dessen Amt in Herford und damit auch die wohlgefüllte Kasse samt weiter sprudelnder Quellen. Alexander Schalck-Golodkowski¹⁰⁴ erinnerte sich, die „Kirchengeschäfte“ seien in den frühen 60-er Jahren angelaufen und auf Seiten der evangelischen Kirche von Hermann Kunst und Probst Heinrich Grüber¹⁰⁵ getätigt worden. Obwohl auf diesem Feld Milliarden umgesetzt wurden, findet man bei Wikipedia (Stand Juli 2019) bei beiden Kirchenmännern keinen Hinweis auf diesen Teil ihrer mannigfaltigen Tätigkeiten. Als unbestritten gilt, dass hier weder von den kirchlichen Behörden, noch von staatlicher Seite in beiden deutschen Teilstaaten ordnungsgemäß Buch geführt wurde.

¹⁰² https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Globke

¹⁰³ https://de.wikipedia.org/wiki/Lothar_Kreyszig

¹⁰⁴ https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander_Schalck-Golodkowski

¹⁰⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Gr%C3%BCber

Das sonderbare Sondervermögen

Bartelheimer hat sich in besonderer Weise für dieses Amt empfohlen, ist er doch über das „Sondervermögen“ bestens informiert und schon in dessen Verwendung eingebunden. Nicht ohne Grund hat man nämlich das in der frühen Phase des Krieges zum Erliegen gekommene Sammelvikariat nicht etwa nach dem Zusammenbruch konsequenterweise liquidiert, sondern stillschweigend bis ins Jahr 1956 fortgeführt. Als Geschäftsführer fungiert bis dahin Bartelheimers Halbbruder Heinrich Grothaus. Bei der Auflösung ist wohl nicht ohne Grund der Kirchenkreis federführend, obwohl Bartelheimer als Mitgesellschafter nicht unbedingt als Garant für eine korrekte Abwicklung angesehen werden kann.

Am Beginn des Jahres weist Kreissynodalrechner Weitkamp nach einer Prüfung der Jahresrechnungen 1948 bis 1956 einen Kassenbestand in Höhe von 498 bis 2.862,52 DM aus. Weshalb die Zeit zwischen Kriegsende und Währungsreform, in der die von Bernhild v. B. beanstandeten Transaktionen – hier insbesondere der zu dieser Zeit außerordentlich wertvollen Devisen – nicht einer Prüfung unterzogen werden, wird nicht erklärt – wie es auch keine Begründung für die Fortführung der Gesellschaft gibt, von der man doch schon nach dem Zusammenbruch wusste, dass es zur Wiederinbetriebnahme einer NS-nahen Bildungsstätte wohl kaum kommen dürfte. Zudem hatten Stallmann und auch Stock längst anderweitig Karrieren gesucht und gefunden. Was also konnte sie veranlasst haben, ein offiziell zum Erliegen gekommenes Engagement über einen so langen Zeitraum nicht zu beenden?

Unbeantwortet ist bisher auch die Frage geblieben, was dafür sprach, 1949 ausgerechnet Bartelheimer in das Amt des Synodalassessors zu berufen, was bei der häufigen Abwesenheit des Superintendenten Hermann Kunst schon fast einer Beauftragung mit der Kirchenkreisleitung entsprach. Gegen die Wahrnehmung dieser Aufgabe sprachen immerhin gewichtige Gründe: die stark angegriffene Gesundheit des Kandidaten, die Doppelbelastung durch die Beibehaltung des Pfarramtes in Hagedorn und nicht zuletzt die Stellung Bartelheimers gegenüber der den Kirchenkreis dominierenden Bekennenden Kirche. Immerhin hatte es mit dem Bündler Pfarrer Wilhelm Phillips einen kompetenten Mitbewerber um das Amt gegeben. Was mochte den Herforder Pfarrer Helmut Gaffron getrieben haben, Bartelheimer zur Wahl zu empfehlen, und die Synode veranlasst haben, sich mit deutlicher Mehrheit ausgerechnet für ihn zu entscheiden?

Sehr bald ließ sich Kunst für seine Tätigkeit in Bonn als „Bevollmächtigter des Rates der EKID“ bei der Bundesregierung vom Amt des Superintendenten in Herford beurlauben, um dieses dann 1952 ganz zur Verfügung zu stellen. Der Übergang auf Bartelheimer war dann offenbar nur noch Formsache. Zwei schwere und langwierige Krankheiten wurden Bartelheimer für die Jahre 1955 und 1956 attestiert, was allerdings nur dazu führte, dass sein Amtssitz von Hagedorn nach Herford verlegt und er mit dem Pfarramt der Herforder Münster-Kirchengemeinde betraut wurde. Selbst ein erster Herzinfarkt im Sommer 1966 konnte Bartelheimer nicht dazu bewegen, aus dem Amt zu scheiden. Immerhin war er zu diesem Zeitpunkt schon 63 Jahre alt. Was konnte ihn in dieser Situation dazu bewegt haben, im Folgejahr noch eine besonders brisante Entscheidung zu treffen, und weshalb sah sich nicht wenigstens sein unmittelbarer Nachfolger Gaffron während seiner ganzen Amtszeit bis 1976 veranlasst, diese Aktion öffentlich zu machen?

2011 geht der Kirchenkreis Herford unter seinem neuen Superintendenten Michael Krause mit der Nachricht an die Öffentlichkeit, es existiere bei ihm ein verschwiegenes Vermögen in Höhe von 50 Mill. € (!), angeblich von Bartelheimer und Getreuen aus Gemeindemitteln für Notzeiten angelegt und durch besonders glückliche Anlage auf diesen stolzen Betrag

gebracht. Dabei hat der Pfundewucherer eine delikate Vorgeschichte, ist er doch der ehemalige Leiter des NS-nahen Sammelvikariats Dünne und damit in dieser Zeit in klarer Gegnerschaft zum flächendeckend von der BK beherrschten Kirchenkreis. Und sein Halbbruder heißt Heinrich Grothaus, bekanntlich erster Pfarrer in Espelkamp, obwohl dort genug geflüchtete Seelsorger gerne angetreten wären.

Wenn man den biografischen Beitrag über Bartelheimer zum 200. Jubiläumsjahr des Kirchenkreises im Historischen Jahrbuch für den Kreis Herford 2018* zugrunde legt, dann darf man wohl diese Darstellung als vom Kirchenkreis zumindest gebilligt ansehen:

1967, im letzten Jahr seiner Amtszeit, stand Dr. Bartelheimer (*Dieter Brunswig: Dr. theol. Wilhelm Bartelheimer, S. 219) vor dem Problem, dass mehr Geld in der Kirchenkreis-Kreis-Kasse war, als man brauchte. Er entschied sich dafür, eine Art Sonderkonto für schlechte Zeiten anzulegen nach dem Motto „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not“. In der Folgezeit wurde dieser Finanzstock in Höhe von rund 1,5 Mio. DM sorgsam gehütet und verschwiegen gemehrt, so dass um das Jahr 2010 ein aufgetauchter 50-Millionen-Euro-Reichtum des Kirchenkreises bundesweit Schlagzeilen verursachte. Die Frage, wie sich die ursprüngliche Anlage des Jahres 1967 in solch eine Summe verwandelt hat, ist nicht in allen Einzelheiten zu klären gewesen.

Selbst dem unvoreingenommenen Betrachter der nackten Zahlen drängen sich da erhebliche Zweifel auf. Der Kirchenkreis hatte zu diesem Zeitpunkt etwa 150.000 Gemeindeglieder, was einer Pro-Kopf-Umlage von immerhin 10 DM bedeutet hätte, beschränkt auf Kirchensteuerzahler etwa das Doppelte. Für jede der damals 18 Kirchengemeinden wäre man damit auf einen Schnitt von deutlich über 8.000 DM gekommen. Wie konnte der Kirchenkreis diese Summen ausschleusen, ohne dass in wenigstens in der einen oder anderen Gemeinde sich Widerspruch regte? Immerhin stand man allerorts zumindest auf dem Gebiet der Diakonie noch vor vielen unbewältigten Aufgaben. Allein die Folgen der jahrelangen Massenflucht aus der DDR, die erst mit dem Mauerbau sechs Jahre zuvor unterbunden worden war, galten keinesfalls als bewältigt. Und für Renovierungen von kirchlichen Gebäuden und für die Errichtung von Neubauten wurde mit Hinweis auf eine unzureichende Finanzausstattung fast überall eine kräftige Spendenbeteiligung der Gemeindeglieder eingeworben.

Auch wenn man konzedieren möchte, dass Bartelheimer und mit ihm seine engsten Vertrauten im Kreiskirchenamt in guter Absicht und guten Gewissens das Geld der Gemeinden an die Seite legten, bleibt die Frage offen, was aus dem Geldnachlaß der Gesellschaft „Evangelisches Gemeindehaus“ und der Heimstätte sowie den Aufstockungen aus unterschiedlichsten Quellen geworden ist – und eine auch nur halbwegs nachvollziehbare Erklärung dafür, wie sich eine Rücklage in 43 Jahren bei seriöser Anlage auf das fast Siebzigfache vermehren konnte, bleibt im Raume stehen. Und die Verschwiegenheit der nachfolgenden Superintendenten und Mitwisser über diesen langen Zeitraum? Auch mit der speziellen Ravensberger Quietas ist die wohl nicht zu begründen. Eher mag eine Erklärung in der Tatsache zu suchen sein, dass der wohl nicht unbeteiligte und nicht unbedingt an einer Aufdeckung interessierte Hermann Kunst erst im hohen Alter von 92 Jahren und damit über 30 Jahre nach Bartelheimer stirbt.

Aus Dünner Sicht

FWvB, der 1951 in seinem Beitrag für die Dünner Jubiläumchronik die Aktivitäten in Espelkamp verschweigt, liefert Jahre später eine Kurzdarstellung, die wenig Informationen über die eigentlichen Intentionen dieses Engagements liefert:

Im Frühjahr 1948 wurde der Verein Heimstätte...zur Mitarbeit nach Espelkamp gerufen, um hier seine alten Erfahrungen in der Selbsthilfe im Bau- und Siedlungswesen praktisch wirksam werden zu lassen. Unter der Gesamtleitung von Helmut Stoppel und der baufachlichen Führung von Architekt Gielen und Bauingenieur Seeliger zog eine Gruppe von Siedlungs- und Bauhelfern im Klosterhof ein, um alsbald mit dem Ausbau von Baracken im Lehmselbsthilfungsverfahren zu beginnen.

Wer war diese Dünner Gruppe und was war ihr Anliegen? Der Verein Heimstätte in Dünne ist der Nachfolger des Vereins Arbeiterheim in Bethel, welcher von Vater Bodelschwingh im Jahre 1887 als Vorkämpfer des Arbeiterheimstättengedankens ins Leben gerufen worden war. Schon damals hatte er neben caritativer Arbeit an den Kranken de ihm noch wichtiger erscheinende Aufgabe erkannt, das in Selbsthilfe errichtete Einfamilienhaus auf eigener Scholle in den Mittelpunkt aller Sozialarbeit zu stellen unter dem Motto: Vorsorge statt Fürsorge.

Die Arbeit war von seinem Sohn, Pastor Gustav v. B., weitergeführt worden, der „Lehmpastor“ in der Zeit zwischen den Weltkriegen von Dünne aus das sogen. Dünner Lehmbauverfahren entwickelt hatte, mit dessen Hilfe umfangreiche Einzelbauten und geschlossene Siedlungen entstanden waren.

Als nach dem zweiten Kriege die Wohnungsnot ein bisher ungekanntes Ausmaß angenommen hatte, wurde die Lehmbau- und Selbsthilfearbeit nunmehr in der dritten Generation unter F.W.v.B. in Dünne und Bethel weitergeführt, wobei nun in erster Linie neben der Errichtung einzelner Musterbauten¹⁰⁶ die Schulung von Fachleuten und Laien in der Dünner Selbsthilfebauweise im Vordergrund stand, um dadurch eine Hilfe auf breiter Front zu ermöglichen.

Aus dieser Arbeit in Dünne ging jener Bautruppp hervor, der in Espelkamp nun als „Dünner Gruppe“ an die Arbeit ging mit dem Ziel, in erster Linie durch den Ausbau der hierzu geeigneten Baracken des Munageländes Wohnungen zu schaffen.

Zeigte es sich auch bald, dass der Espelkamper Lehm in ungebrannter Form nicht gut zum Bau geeignet war, so hat die Dünner Gruppe doch weithin zum Aufbauwillen und zur Aktivierung der Selbsthilfe beigetragen. Bald stießen zu den ersten „Dünnern“ weitere freiwillige Helfer aus allen Richtungen, die den Bautruppp zu einer vielgestaltigen, aber fest zusammengeschlossenen Einheit werden ließen, dessen Pionierarbeit nicht unwesentlich beigetragen hat.

Aus der Sicht des Ev. Aufbaudienstes

Der Espelkamper Pfarrer Erich Schulte, mit dem Evangelischen Aufbaudienst des ehemaligen Wehrmachtsgeneral Erich Hampe in die Flüchtlingssiedlung gekommen, hat die Pioniertat aus einer etwas anderen Perspektive wahrgenommen und nach dem Eintritt in den Ruhestand seine Sicht zu Papier gebracht. Die von ihm „gehobene Schicht“ genannte Planungselite rechnet er nicht der „Dünner Gruppe“ zu, obwohl sie auch von der Heimstätte entsandt ist.

Im Jahre 1948 kamen in den Wald von Espelkamp....einige junge Männer unter der Führung eines Mannes, den sie „Vater Hampe“ nannten. Sie kamen aus der evangelisch-religiösen Helferschule Rottland des Barons von der Ropp und wollten helfen, die hier geplante neue Stadt zu bauen. An Hab und Gut brachten sie äußerlich nicht viel mehr mit als ihre starken, jungen Kräfte. Innerlich aber waren sie durch den Geist Jesu Christi und Seiner frohen Botschaft stark...

Im Heiligen Geist wohnte Christus mitten unter dieser kleinen Männergemeinde. Die Gegen-

¹⁰⁶ Abb. 11

wart des Herrn war ihr tröstlichster Trost, der ihnen durch die Zeit mit ihrer harten Arbeit half. Schon weit vor 6 Uhr standen sie täglich auf, versammelten sich in dem kleinen kargen Raum, den sie zur Kapelle liebevoll in der von ihnen bewohnten Munitionshalle ausgebaut hatten, zur Morgenandacht, um dann nach einem sehr bescheidenen Frühstück zur schweren Waldarbeit zu gehen...

Das Mittagsbrot, meist nur eine Nahrungssuppe, erhielten sie um 12 Uhr aus der damaligen Steilhof-Küche und setzten gleich darauf die schwere Arbeit fort. Am Abend um 19 Uhr waren sie nach dem einfachen Abendbrot aus Brot und Margarine wieder in ihrer Kapelle zur Andacht versammelt. Sie hatten keine Chance zu geistlicher Überheblichkeit. Sie waren und blieben arme Kerle, die aber doch hineingenommen werden sollten in die Geschichte der Stadt Espelkamp. Armselige Soldaten waren sie, aber sie dienten unter einem großen Feldherrn, der trotz allem viel Gutes und Brauchbares für Espelkamp aus ihnen herausholte und sie durch Niederlagen und Erfolge teilhaben ließ am Aufbau einer werdenden Stadt ... Eine enge brüderliche Verbundenheit bestand zu den anderen Gruppen in Espelkamp, der Dünner Gruppe unter ihrem Leiter, dem frommen, tapferen und tüchtigen Idealisten Hellmuth Stoppel, der später die Baugemeinde in Espelkamp gründete und viel Segensreiches schuf ... Eine „gehobene Schicht“ gab es damals schon in Espelkamp, das waren die Männer der Planung, aus der später die heutige Aufbaugemeinschaft hervorging. Das waren Fachleute für den Aufbau in für damals gut dotierten Stellungen und Ämtern, die von der Not und der Armut im Waldlager nicht so betroffen waren und den „Armseligen“ auf ihrer Höhe ferner standen.

Der Evangelische Aufbaudienst

Erich Hampe, General und Kommandeur der Technischen Truppe während des Zweiten Weltkrieges, kommt durch Vermittlung des vorübergehenden GvB-Freundes Friedrich von der Ropp nach Espelkamp. Letzterer konnte sich bei den zuständigen britischen Stellen in Bünde erfolgreich auf seine guten Vorkriegsbeziehungen nach England berufen. Ihm wurde deshalb die treuhänderische Verwaltung und Bewirtschaftung eines Gutes im Bergischen Kreis anvertraut, das zuvor dem berüchtigten und in Nürnberg angeklagten Reichsleiter Robert Ley gehört hatte.

Der welt- und sprachgewandte Baron war nicht etwa einer der vielen unterwürfigen Bittsteller, die sich bei den allgewaltigen Besatzern an Else und Werre die Klinke in die Hand gaben. Zu seinem Auftritt hier schreibt er:

Naturgemäß hatten die Besatzungsmächte einen großen Einfluß. Wir waren ihnen ja auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ich trat bald mit ihnen in Verbindung, dank meiner Freunde in England, die sich aufs wärmste für mich einsetzten. So erhielt ich Zutritt zum englischen Hauptquartier in Oeynhausen und Bünde, wurde dorthin eingeladen und suchte aufklärend zu wirken. Die Kenntnis der inneren Vorgänge in Deutschland war erstaunlich gering. Die Fremden glaubten in sehr überlegener Weise, dass dieses durch Hitler vergiftet sei und nun eine Gesundungskur durchmachen müsse, „reeducation“ genannt. Wir sollten sofort zu Demokraten erzogen werden. Diese „Idee“ der „hochstehenden“ Sieger saß so fest, dass man nichts dagegen ausrichten konnte. Die Bereitschaft zu einer tiefgreifenden Wandlung blieb ungenützt, obgleich die Götzen des Nationalismus, der falschen Ehr- und Rassenanbetung gefallen waren.

Hampe hat vor seinem Zusammentreffen mit GvBs Freund von der Ropp, den er schon aus seiner Berliner Zeit kannte und schätzte, in den alliierten Beugelagern intensive Kontakte zu SS-Angehörigen gepflegt und ist dabei zu einer sehr differenzierten Einschätzung dieser

Menschen gekommen, die weitgehend mit der seines Freundes übereinstimmt. Der hat mit britischer Genehmigung internierte SS-Leute im Lager Staumühle besuchen und mit zwei dreitägigen „Evangeliumsübungen“ versorgen dürfen, die er zu den ergreifendsten zählt, die er je erlebt habe:

Besonders erregt waren die jungen Offiziere. Sie lernten den kennen, der ihnen vorher als verlogener Judenschwächling dargestellt worden war. Und nun sahen sie ihn aus den Berichten selbst als den Größten, der je über die Erde ging. Sie sträubten sich mit aller Kraft, doch wenn sie sich umsahen, lag hinter ihnen ihr „Heiland“, der Selbstmörder Hitler, der sie im Stich gelassen hatte. Statt sich offen dem Sieger zu stellen und die Schuld an dem Jammer auf sich zu nehmen und so seine Gefolgschaft zu schützen, hatte er sich feige aus dem Leben gedrückt und seine Geliebte noch mit umgebracht. Die jungen Hitleranbeter mochten sich nicht eingestehen, so erbärmlich war das alles, so undenkbar. Es waren feine Männer, verführt und betrogen und vieler ihrer Kameraden auf den Schlachtfeldern geblieben. Mir wurde wieder deutlich, dass zu den Nazis die Schlechtesten und die Besten gehört hatten. Wer mühte sich nun um diese entwurzelten Seelen? Fand sich niemand? Und so strömten sie denn später in die Masse wieder zurück als Enttäuschte, im Herzen ihre Sehnsucht nach vergangenem Ruhm.

Dem Machtanspruch und folglich den Aktivitäten des Evangelischen Hilfswerkes und damit der Kirche überhaupt steht Ropp äußerst kritisch gegenüber und überträgt seine Auffassung auf Hampe, der ebenfalls vorbehaltlos jeden, der dem untergegangenen Dritten Reich als junger Mann gedient hat und nun guten Willens ist, in den Wiederaufbau einbinden und dauerhaft eine Chance als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft geben möchte – sofern er nur bereit ist, seine Vergangenheit unter Zuhilfenahme des Evangeliums schonungslos aufzuarbeiten. Damit liegen Hampe wie Ropp auf einer ganz anderen Linie als Gerstenmaiers Hilfswerk und noch weiter entfernt von der Heimstätte unter FWvBs Leitung, denen es mehr oder weniger deutlich um die Bewahrung tatsächlicher und zugleich uneinsichtiger Täter vor Strafverfolgung und Ausgrenzung geht, wobei in Dünne gar intern völlig ungeniert von einer Wiederaufrichtung des Reiches in alter Größe mit den bisherigen Eliten geträumt wird. Espelkamp ist für FWvB und seinen Stab nur ein vorläufiger Rückzugs- und Versorgungsraum, keinesfalls aber Ort der moralischen Erneuerung und Neuorientierung, das Hilfswerk dabei nur eine starke Ressource, über die er nicht zuletzt dank seines Namens großzügig und ziemlich willkürlich verfügen kann.

Friedrich von der Ropp dagegen hält es für fatal, dass die Alliierten den Kirchen so früh und so unkritisch einen großen Vertrauensvorschuss gewähren, indem sie allein ihnen als Großorganisationen weitreichende Handlungsspielräume zugestehen, die sogar die Zonengrenzen übergreifen. Deshalb erlebten sie seiner Auffassung nach die deutsche Tragödie und das damit verbundene Elend nicht in seiner vollen Härte mit und hielten es auch nicht für erforderlich, mit ihren Möglichkeiten auch auf eine geistig-geistliche Wende hinzuwirken, für die das daniederliegende Volk gerade jetzt in besonderem Maße empfänglich sei. Ein Versagen auf diesem Feld sieht er besonders bei den Evangelischen. Ihre Gewohnheit, sich politisch einzumischen und zu beteiligen und dabei auch noch theologische Argumente ins Feld zu führen, hätten deren Kirchenleute auch nach den Verstrickungen in der NS-Zeit nicht abgelegt, womit er insbesondere auf Eugen Gerstenmaier und seine Unterstützer abzielt.

Die Kirche müsste nach Ropps Auffassung die totale Niederlage der Nation und ihrer Menschen als eine Gnadenstunde ansehen und annehmen. Einziges Ziel sollte die „Gewinnung wunder, aufgerissener Herzen“ sein. Als Ropp bei seinem Besuch der Briten in Bünde auch die Heimstätte in Dünne aufsucht, glaubt er in einem Vertreter der Familie Bodelschwingh

einen Gleichgesinnten zu treffen. Im Gespräch mit FWvB wird dessen ganz andere Intention aber nicht deutlich, so dass Ropp hier mit Erfolg seinen Mitstreiter Hampe für einen Einsatz in Espelkamp empfehlen kann. FWvB umgekehrt erwartet bei einem Wehrmachtsgeneral, den die Briten zweieinhalb Jahre in Lagerhaft gehalten haben, nicht gerade das Bedürfnis, sich weiterhin mit den Untaten des NS-Regimes auseinanderzusetzen. So fordert er im Oktober 1948 den Mann, der zu dieser Zeit auf dem Ley-Gut zusammen mit Ropp Flüchtlinge und Heimkehrer betreut, für Espelkamp an. Aus dem beiderseitigen Irrtum soll ein schwieriges Unterfangen werden, das schließlich mit dem Sieg von FWvB, Gerstenmaier und Kunst enden wird.

Hampe stellt aus seinen ledigen männlichen Schützlingen einen im Roppschen Sinne motivierten Trupp zusammen, den FWvB mit einem ihm vom Hilfswerk zur Verfügung gestellten Lastkraftwagen im Bergischen Land abholen lässt. Da es in der zugewiesenen Baracke nicht ein einziges intaktes Fenster gibt, verbringt man die erste Nacht in einem Toilettenraum, um dann gleich am nächsten Tag mit der Aufbauarbeit zu beginnen, wobei die Einrichtung eines Andachtsraumes Priorität hat. Schwere Kartuschen werden zu Altarbeiten umfunktioniert, Filtergehäuse von Gasmasken zu Kerzenständern.

Die führenden Männer der Dünner Gruppe sehen das Treiben mit Befremden, wollen sie doch von einer begleitenden moralischen Aufrüstung nichts wissen. Im Gegenteil, sie befürchten, dass unter Hampe eine kritische Truppe unbehaglichen Einfluß gewinnen könnte. Sogleich begleitet man deren Aktivität mal mit Nadelstichen, mal mit offen zwischen die Beine geworfenen Knüppeln. So überreichen die Macher nach wenigen Tagen Hampe eine gepfeferte Rechnung des Ev. Hilfswerkes für den Lkw-Transport, wohl wissend, dass der über keinerlei Geldmittel verfügt. Die einzige Gegenleistung des Hilfswerkes für die Arbeiten besteht nämlich lediglich aus einer mehr als dürftigen Verpflegung, und obwohl Dünne ja auch Baufachleute entsandt hat, die auch noch gut besoldet und verpflegt werden, gibt es für den Aufbaudienst keinerlei Einsatzpläne. Hampe, der während des Krieges mit seiner Truppe bei der Wiederherstellung von durch Kampfhandlungen oder Bomben zerstörter Infrastruktur in kürzester Zeit und unter widrigsten Umständen Bewundernswertes geleistet hat, ist ob dieser Desorganisation fassungslos.

Als er mit der ihm eigenen Energie der Sache auf den Grund zu gehen versucht und sich um Abstellung der Missstände bemüht, stößt er auf ein kaum zu entwirrendes Geflecht von sich überschneidenden Zuständigkeiten und Machtansprüchen. Offiziell ist das Ev. Hilfswerk federführend, doch deren westfälischer Chef Pastor Karl Pawlowski verlässt nur selten seinen Amtssitz im Bielefelder Johannesstift, um sich vor Ort um Espelkamper Angelegenheit zu kümmern. Hampe nimmt ihn mehr als einen Mann großer Worte als handfester Taten wahr. Weiter treten auch kommunale und staatliche Stellen mit abträglichen Vorstellungen, Forderungen und Anordnungen auf den Plan. Duftmarken glauben aber auch immer wieder die geistlichen Herren Hermann Kunst und Ernst Wilm setzen zu müssen, und selbst die externen Pfarrer Heinrich Grothaus und Friedrich Wilhelm Harre beanspruchen Mitspracherechte, während Bethel-Diakonissen auf dem hier mannigfaltigen Feld der Diakonie bestimmend sind und ihre Direktiven aus dem Mutterhaus Sarepta in gewohntem Gehorsam erfüllen.

Hampe erkennt in diesem Kompetenzwirrwarr das Haupthindernis für einen raschen Aufbau und damit zügige Beseitigung der extremen Wohnungsnot. Als er diesbezüglich bei den Verantwortlichen mit pragmatischen Vorschlägen vorspricht, schlägt ihm eisige Ablehnung entgegen. Er ist als Störfaktor erkannt und wird nun sogar von der Materialversorgung weitgehend abgeschnitten. Als aber zahlreiche Masten für die Stromversorgung der verstreuten

Siedlungsräume gesetzt und bespannt sowie die Hausanschlüsse erstellt werden müssen, kann Hampe seine im Krieg erworbenen Fähigkeiten beeindruckend unter Beweis stellen. Dafür zahlt der zuständige Energieversorger an den Aufbaudienst, so dass es zumindest vorübergehend etwas finanziellen Spielraum gibt. Danach sieht Hampe sich allerdings gezwungen, selbst Geldmittel bei alten Freunden einzuwerben, um sich überhaupt in größerem Umfang an den Arbeiten in Espelkamp weiter beteiligen zu können.

Bei seinen Erkundungsgängen im Wald stößt Hampe auf ein bisher offenbar unentdecktes und deshalb auch ungenutztes und unbeschädigtes Wachhäuschen mit Ofen, indem er gleich sein Quartier aufschlägt. Doch diese Eigenmächtigkeit bleibt nicht lange verborgen. An einem Sonntagabend findet er an der Eingangstür ein Schild mit der Botschaft: „Sofort zu räumen, morgen wird es abgebrochen. Evangelisches Hilfswerk“. Ohne erkennbaren Sinn und Zweck wird der intakte Bau tatsächlich abgerissen. Hampe weiß nun zweifelsfrei, daß seine Anwesenheit in Espelkamp unerwünscht ist.

Zumindest als vorübergehend hilfreich erweist es sich da, dass ausgerechnet die britische Militärbehörde in Bünde auf die Leistungen des Aufbaudienstes aufmerksam wird und eine Offiziersdelegation nach Espelkamp schickt. Diese zeigt sich tief beeindruckt und ein Reserve-Captain und angehender Londoner Pfarrer lässt sich spontan für einige Wochen beurlauben, um unter einem ehemaligen Wehrmachtsgeneral handfeste Arbeit zu leisten. Schon nach kurzer Zeit spricht er seinen freiwillig gewählten Vorgesetzten wie alle anderen mit „Vater Hampe“ an. Für einige Zeit hat dessen Truppe einen wertvollen Fürsprecher in Bünde, wo im Zweifelsfalle noch immer die Entscheidungen fallen und wo die konkurrierenden Gruppen weiterhin fleißig die Klinken putzen.

In der selbst hergerichteten Halle entsteht ein eigener Andachtsraum mit Altar ohne konvertierte Munition, dafür aber mit einem Harmonium und eigenen Gesangbüchern. Die Bibelstunden, die Hampe hier hält und in denen bemüht ist, die Bibeltexte so auszulegen, dass sie einen Bezug auf die aktuelle Situation in Espelkamp und im geschlagenen Vaterland finden, ziehen auch Menschen an, die nicht zur Gruppe gehören. Als gar ein sehr wohlwollender Bericht in der Londoner „Times“ erscheint, kommt sogar aus England sehr willkommene Hilfe in Form von selbst gestrickten Bekleidungsstücken und Babywäsche. Hampe erreicht damit eine gewisse Unabhängigkeit vom Hilfswerk und dessen Schaltstelle in Dünne. Dennoch bleibt die Außenseiterrolle quälend. Dazu erinnert sich Hampe im Rückblick auf Espelkamp:

Außer uns hatte sich auch eine Gruppe amerikanischer Mennoniten im Lager angesiedelt, die übrigens eine ähnliche Lebensführung wie wir einhielten. Wir hatten dadurch eine sehr enge Verbindung und luden uns gegenseitig ein. Sie wurden wegen ihres untadeligen Benehmens und wohl auch der reichen Lebensmittelvorräte, die sie von ihren Zentralen erhielten und von denen sie reichlich abgaben, von allen Lagerinsassen einschließlich der Leitung des Evangelischen Hilfswerkes sehr geschätzt. Wir deutschen Helfer, das vergaß man wohl, leisteten mindestens so schwere Arbeit und waren auf die manchmal sehr fragwürdige Verpflegung des Evangelischen Hilfswerkes angewiesen.

Und auch die Problematik, dass ein materiell wohlversorgter westfälischer Pfarrer in der Gestalt des Oberbauerschafter Bodelschwingh-Freundes und Mitstreiters zu Zeiten des Sammelvikariats, Heinrich Grothaus, für die Seelsorge an den Flüchtlingen zuständig ist, spricht Hampe an: ... *ich denke an die Andachten, die ich für die im nahegelegenen Arbeitslager untergebrachten Flüchtlinge halten durfte. Hier schlug mir ein echtes Verständnis, ja treuherzige Liebe entgegen. Denn sie fühlten wohl, dass hier auch ein*

Heimatloser, der durch viel Leid gegangen war, zu ihnen sprach. Der Pfarrer, der sie betreuen sollte, hatte ja Haus und Garten behalten und selbst von dem Leid des Krieges wenig verspürt.

Das Ansehen der Aufbaudienste nimmt derartig zu, dass wiederholt Ausländer, hier vor allem Schweden und Engländer, sich für einen Freiwilligendienst einreihen und sich auch begeistert an den Andachten und Gottesdiensten beteiligen. Schließlich gelingt es sogar, mit der eigentlichen Arbeitskolonne aus Dünne, zu der die sich de facto schon abgesonderte Führungsschicht nur noch in sehr losem Kontakt steht, einen gemeinsamen Verein, den Ev. Aufbaudienst Espelkamp e.V. zu gründen, was allerdings in der Heimstätte Dünne auf wenig Begeisterung stößt.

Hampe bleibt als kritischer Beobachter der Vorgänge um die Unterbringung und Weitervermittlung von unbelehrbaren NS-Belasteten ein Pfahl im Fleische. Hermann Kunst kann schließlich dank bester Verbindungen in Bonn eine elegante Lösung arrangieren: Der Innenminister bietet Hampe mit der Abteilung „Innere Sicherheit und Ordnung“ eine geradezu auf ihn zugeschnittene Aufgabe an, aus der schließlich u. a. das Technische Hilfswerk entstehen soll.

Die unheilige Allianz

FWvB rühmte sich gerne seiner angeblich engen Freundschaft mit dem späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier, mit dem er nicht nur im Rahmen der Konversion der Heeresmunitionsanstalt Espelkamp früh in Kontakt gekommen war. Aus der Beteiligung der Heimstätte an der von Gerstenmaier ins Leben gerufenen Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft des Hilfswerkes der EKID resultierte auch der Einsatz der zweiten „Dünner Gruppe“ am Siedlungsprojekt auf dem Heilsberg in Bad Vilbel und damit in der amerikanischen Zone. Der umtriebige Hilfswerkchef im Süden, ausgestattet mit besten Kontakten auch in die französisch besetzte Zone, und der Heimstätten-Leiter im Verwaltungsbereich der Briten im Norden, sie konnten nun so diskret wie wirkungsvoll bei einer beiden Männer sehr am Herzen liegenden Mission zusammenwirken: der Bewahrung von NS-Belasteten vor Strafverfolgung und ihrer Wiedereingliederung in die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft oder Verbringung in ein ihnen freundlich gesonnenes Land in Südamerika, Nahem Osten und auch in Schweden, Spanien und Portugal.

Gerstenmaier erfreute sich dabei bekanntlich schon kurz nach dem Zusammenbruch dank eines hohen Spendenaufkommens für das Hilfswerk aus dem Ausland über stattliche Devisenbeträge, die in der Schweiz eingingen und von dort aus eingesetzt oder auch über die Grenze nach Deutschland gebracht wurden. Der Konsistorialrat war diesbezüglich von den Kirchenoberen mit allen Vollmachten ausgestattet und konnte über dieses und auch deutsches Geld nahezu unkontrolliert verfügen. Erst im Zuge der Affäre um seine Entschädigungsforderung wegen einer ihm angeblich durch die Nazis verweigerte Professur, über die er schließlich spektakulär stürzte, sollte sein Parteifreund Georg Kiesinger den Mut zu der Feststellung finden, in Geldangelegenheit sei der Kirchenmann schlicht und einfach unzurechnungsfähig.

Zunächst hatte man den Aktivitäten Gerstenmaiers vor allem in Bethel wie überhaupt bei den Vertretern der Inneren Mission (IM) reserviert bis ablehnend gegenüber gestanden, beanspruchte der durchsetzungsstarke Schwabe doch nicht weniger als die alleinige Oberhoheit über alle Hilfsmaßnahmen der evangelischen Kirche im besetzten Deutschland einschließlich sowjetische Besatzungszone und damit eine weitgehende Schwächung der einst so starken und selbstbewussten Inneren Mission. Handstreichartig hatte er schon auf der Konferenz der

Kirchenfürsten in Treysa im Sommer 1945 alle Macht und alle denkbaren Vollmachten an sich reißen können. Dabei war man in Bethel von der Erwartung ausgegangen, dass es mit Namen und Reputation der Anstalt gelingen sollte, die gewaltigen karitativen Aufgaben nach der Teilung Deutschlands hier zu bündeln und zu verwalten. Zu dieser Zeit war FvB2 wegen anhaltender gesundheitlicher Probleme aber nur noch sehr bedingt belastbar, und an einem Bodenschwingh vorbei konnte man in Bethel unter keinen Umständen Anspruch auf diese Arbeit erheben.

So war denn Gerstenmaier schon ganz früh fest etabliert und deshalb 1948 nur sehr bedingt als Festredner zum hundertjährigen Bestehen der IM in Bethel willkommen. Am Rande der Feierlichkeiten nahm man die Gelegenheit wahr, nicht nur seinen Machtanspruch zu kritisieren, sondern auch Anstoß an seiner Personalpolitik zu nehmen, hatte Gerstenmaier doch nicht nur vielen Bekannten aus dem Auswärtigen Amt Ribbentrops in gut dotierte und einflussreiche Positionen des Hilfswerkes berufen, sondern auch mit Maria und Walter Gerstenmaier zwei seiner Geschwister mit leitenden Funktionen bedacht. Darauf vorwurfsvoll angesprochen, verwies er süffisant darauf, dass diese Verfahrensweise sich doch gerade hier in Bethel in eindrucksvoller Weise bewährt habe und noch heute segensreich wirke. Damit war diesem eigentlich mehr als angezeigten Vorstoß die Spitze gebrochen.

Alles andere als glücklich war man in Bethel auch darüber, dass Gerstenmaiers Statthalter für Westfalen, Karl Pawlowski, der in Personalunion das Johannesstift in Bielefeld–Schildesche führte, ziemlich ungeniert das anspruchsvolle Ziel verfolgte, in Espelkamp eine diakonische Anstalt nach dem Vorbild und wenigstens in den Dimensionen Bethels aufzubauen. Dabei war Minden-Ravensberg schon zur Kaiserzeit dank Erweckungsbewegung mit derartigen Einrichtungen so überversorgt, dass selbst Bethel sich immer neue Aufgabengebiete hatte suchen und sogar in großem Stil in andere Provinzen des Reiches ausweichen müssen, um seine ambitionierten Wachstumsziele zu erreichen. So war denn FvB3, nun als Quasi-Erbe seines kinderlosen Onkel FvB2 in der Bethel-Leitung, mehr als froh, seinen Vetter in Dünne, mit dem er schon früh seine Begeisterung für den Nationalsozialismus geteilt hatte und der ihn später zu einem der Gesellschafter der Heimstätte machen sollte, einen guten Verbindungsmann zum finanz- und entscheidungsstarken Hilfswerk und zugleich zu den von Bünde aus herrschenden Briten zu haben, der dem hoch ambitionierten und selbstbewussten Pawlowski bei wichtigen Entscheidungen bezüglich Espelkamp Einfluß abzugraben vermochte. Dabei kam ihm nicht zuletzt zugute, dass Gerstenmaier bekanntermaßen die Nähe zum Adel suchte und es genoß, in diesen Beziehungen als bedeutend wahrgenommen zu werden.

Gemeinsam pflegten diese beiden Männer denn auch Kontakte zur deutschstämmigen Gräfin Lili Hamilton, die in Schweden den „Hilfsausschuss für Deutschlands Kinder“ gegründet und schon 1945 als dessen de facto-Leiterin einen imposanten Spendenfluss in Form von Lebensmitteln und Textilien auf den Weg nach Deutschland brachte. Gerstenmaier gelang es, diesen größtenteils zu seinem Hilfswerk zu lenken, aber auch die Heimstätte profitierte von dem Segen, konnte sie doch früh die Gräfin und ihre Mitstreiter davon überzeugen, dass die Hilfsgüter auch bei den am Wiehen-Gebirge gestrandeten skandinavischen SS-Freiwilligen gut angelegt waren. Hamilton hatte wie ihr Landsmann Forell kein Problem damit, dass von den Spenden auch NS-Belastete profitierten. Sie wurde deshalb in rechten Kreisen in Deutschland als zweite Elsa Brändström gefeiert, Letztere unterstützte von den USA über eine Hilfsorganisation für deutsche Kinder ebenfalls vorurteilslos auch Notleidende im Erwachsenenalter. Brändström hatte am Rande ihrer Tätigkeit als „Engel von Sibirien“¹⁰⁷ FWvBs Tante Frieda, die u. a. im Baltikum als Johanniter-Schwester im Einsatz war, kennen und schätzen gelernt

¹⁰⁷ <https://www.mdr.de/zeitreise/elsa-braendstroem-geschichte-mitteldeutschlands100.html>

und damit auch ein offenes Ohr für die Wünsche aus Dünne und Beendorf.

Mit der Hilfe Hamiltons und ihres großen Helferkreises in Schweden konnten Bedrängte auch in diesem Land Zuflucht finden oder von dort an andere Ziele vermittelt werden. Der von Hitler hochdekorierte Sturzkampfpilot Ulrich Rudel¹⁰⁸, der in der Rattenlinie Nord eine wichtige Rolle spielte und diese auch für seine Schützlinge zu nutzen wußte, war damals wie auch viel später noch ein gern gesehener Gast in der Heimstätte. Und Eugen Gerstenmaier ließ es sich nicht nehmen, der Gräfin noch rechtzeitig vor ihrem frühen Unfalltod das Bundesverdienstkreuz anzuheften.

Dass der Bundestagspräsident ausgerechnet durch einen wohl von ihm - und nicht ohne den Einsatz von Barmitteln des Hilfswerkes - aus französischer Haft losgeeeisten Wehrmachtsgeneral ein erstes Mal ins Straucheln gebracht werden sollte, traf den als „Manager Gottes“ Gerühmten schwer und nachhaltig, während FWvB über seinen Tod hinaus diesbezüglich und auch ansonsten unbehelligt blieb und eben diesen Kriegshelden – wie auch dessen nun in Bad Salzuflen wohnenden Mitstreiter General Kurt Student – zu seinem Freundeskreis von Gleichgesinnten zählen durfte.

Hermann-Bernard Ramcke, Fallschirmgeneral und für seine militärischen Leistungen beim Luftlandeunternehmen Kreta und der Verteidigung des von den Alliierten so begehrten Hafens Brest zu Ehren gekommen, hatte sich nach mehrjährigem Gefängnisaufenthalt und Rückkehr nach Deutschland u. a. für eine Rehabilitierung der Angehörigen der Waffen-SS ausgesprochen und damit den Unmut der Franzosen erregt, die ihn nur unwillig hatten ziehen lassen, weil ihm keine Kriegsverbrechen nachzuweisen waren. Nun nahmen sie Anstoß an seinen neuen Aktivitäten, der in Form von harscher Kritik auch Gerstenmaier erreichte. Das trieb diesen dazu, Ramcke der Unbelehrbarkeit und der Undankbarkeit ihm gegenüber zu bezichtigen, was wiederum den so hart Gescholtenen aber auch hart Gesottenen dazu veranlasste, sich näher mit der Vorgeschichte des Konsistorialrates zu befassen, der bis dahin unwidersprochen als Widerstandskämpfer des 20. Juli galt und mit diesem Glanz schon 1945 die massive Unterstützung durch die Amerikaner in Anspruch nehmen durfte.

Offen zweifelten Ramcke und sein Anwalt nicht nur die Beteiligung Gerstenmaiers am gescheiterten Putsch an, sondern bezichtigten ihn sogar des Verrates der Männer um Stauffenberg bei den Verhören durch die Gestapo und versuchten damit auch die mit sieben Jahren Zuchthaus milde Bestrafung durch Roland Freisler und Verbringung in ein Gefängnis nach Bayern zu erklären, wobei die zugesprochene Haftzeit angesichts des bevorstehenden Kriegsendes tatsächlich wohl nur noch symbolischen Wert gehabt hatte. Pikanterweise konnte sich Ramcke auf eine Veröffentlichung aus Ostberlin zu Gerstenmaier berufen, der in der Folge in einer jahrelangen und für ihn zermürbenden Auseinandersetzung sich sogar mit dem Vorwurf konfrontiert sah, in Wahrheit nicht von den Nazis um eine Professur gebracht worden, sondern zumindest ein Mitläufer gewesen zu sein. Als er dann sich in dieser Bedrängnis Zeugen für seine Gegnerschaft zum NS-Regime suchte, konnte sich der von ihm u. a. aufgebotene Martin Niemöller an ein aktives Mitglied der Bekennenden Kirche namens Gerstenmaier nicht erinnern. Das von Gerstenmaier angestregte Gerichtsverfahren, welches sich unerträglich in die Länge zog, sollte schließlich mit einem für den Bundestagspräsidenten nicht unbedingt befriedigenden Vergleich enden.

Was FWvB zweifelfrei mit Gerstenmaier verband, das waren nicht nur die angestrebten Ziele, sondern auch der selbstherrliche Umgang mit den dafür eingesetzten Spendenmitteln und

¹⁰⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Hans-Ulrich_Rudel

sonstigen Ressourcen, die ihnen unkontrolliert zur freien Verfügung standen. Wie früh sich der Hilfswerk-Chef, ohne dass dessen Masse an Spendengebern etwas davon ahnte, auf diesem Feld betätigte, gibt dieser ausgerechnet in seinen Erinnerungen an den Fall Ramcke preis:

Der schließliche Vergleich mit Ramcke ist mir hingegen bitter schwer gefallen. Als Vorsitzender eines einschlägigen parlamentarischen Gremiums hatte ich mir mit meinen Kollegen redliche Mühe gegeben, die lange nach Kriegsende auch im Westen nach festgehaltenen Kriegsgefangenen nach Hause zu bringen. Als Leiter des Hilfswerkes hatte ich schon die größten Schwierigkeiten gehabt, die Devisen aufzubringen für die von uns gestellten Verteidiger deutscher Soldaten in ausländischen Kriegsverbrecherprozessen. Bei der Uno in New York.....rangen wir um ihre Entlassung. In Bonn waren wir bitter darauf angewiesen, die Fürsprache insbesondere der französischen Diplomaten zu gewinnen. Diesen war es vor allem zu verdanken, dass der General Ramcke entlassen worden war. Der Staatssekretär im Bundesjustizministerium, Walter Strauß, hatte sich unablässig für ihn bemüht. Er bat mich, ihn zu unterstützen. Ich tat es und gab ihm fünfhundert Mark, Ramcke sollte sich damit neu einkleiden. Dazu reichte der Betrag damals durchaus.

So wie Gerstenmaier ohne jede Schuldeinsicht und ohne erkennbare Skrupel den Quasi-Erwerb des Vierherrenwaldes mit Mitteln des Hilfswerkes für seine Jagdleidenschaft bewerkstelligt hatte, so nahm FWvB ohne jede Hemmung und trotz der erbitterten Kritik seiner Schwester Bernhild die Heimstätte in Beschlag und deren personelle wie materielle Ausstattung für sich und seine Freunde ohne erkennbare Skrupel in Anspruch – zwei zweifache Gesinnungsbrüder.

Die Aufbaugemeinschaft

Mit der Gründung der Aufbaugemeinschaft am 4. Oktober 1949 endete die lange Phase des unerquicklichen Kompetenzgerangels derer, denen es ganz offensichtlich nicht in erster Linie darum ging, in Espelkamp so schnell wie möglich eine dauerhafte Bleibe für Vertriebene und Flüchtlinge zu schaffen, sondern ganz eigene Ziele zu verfolgen, die zumindest teilweise das Licht der Öffentlichkeit scheuten. Wer sich letztendlich durchsetzte, war der Liste der Aufsichtsratsmitglieder zu entnehmen, wobei es ganz offensichtlich nicht darum ging, durch Ortsnähe der Berufenen eine produktive Mitarbeit zu gewährleisten. Obwohl die EKid über das Zentralbüro ihres Hilfswerkes in Stuttgart nur mit 12.500 DM von insgesamt 50.000 DM Gesellschaftskapital eingestiegen war, beanspruchten Eugen Gerstenmaier und EHW-Geschäftsführer Joachim von Lukowicz je einen Sitz. Der lange Zeit so mächtige Pawlowski ging bemerkenswerterweise leer aus. Die westfälische Landeskirche, ebenfalls mit einem Viertel am Gesellschaftskapital beteiligt, war mit Hermann Kunst, Landespfarrer Heinrich Puffert vom Westf. Provinzialverband für Innere Mission (Münster) und Klaus von Bismarck, inzwischen Leiter des Sozialamtes der Ev. Kirche von Westfalen mit Sitz in Villigst bei Schwerte, ebenfalls prominent vertreten, ohne dass erkennbar wurde, mit welchen Kompetenzen oder vorangegangenen Verdiensten sie sich für die Aufgabe empfohlen hatten, wenn man einmal davon absieht, dass er seinem Kriegskameraden Otto-Ernst Remer in die Dünner Gruppe geschleust hatte.

Die weltliche Seite war vertreten u. a. durch den Regierungspräsidenten Heinrich Drake, der sich bis dahin nicht unbedingt als Förderer Espelkamps hervorgetan hatte, den ehemaligen Regierungsvizepräsident und Bethel-Freund Dr. Hermann von Lüpke (Minden), Landeshauptmann Bernhard Salzmann (Münster), der die Aktivitäten der Heimstätte Dünne in ihrer frühen Phase als Landesrat der Landesversicherungsanstalt Westfalen mit Krediten unterstützt hatte,

und den Lübbecker CDU-Landrat Heinrich Berg aus Kleinendorf bei Rahden, der im hochkarätig besetzten Gremium kaum zum Zuge kommen sollte. Mit Alhard von dem Bussche-Münch war ein weiterer Bodelschwingh-Vertrauter eingezogen. Die Düsseldorfer Ministerialbürokratie hatte vier höhere Beamte entsandt. Da das bisherige Planungsbüro, getragen vom Ev. Hilfswerk, weitestgehend in die Aufbaugemeinschaft überführt wurde, blieben die meisten Entscheidungsträger in ihren bisherigen Funktionen und damit der Dünner Einfluß diskret gewahrt.

Robert Körber und das DKEG

In Bünde hat derweil der Wiener Judenverfolger Dr. Robert Körber¹⁰⁹ freundliche Aufnahme gefunden. Der Tabakfabrikant Otto Beckmann stellt ihn ein und überlässt ihm Büro und Nachrichtenmittel für Aktivitäten, die nicht weniger zum Ziele haben als die Wiederaufrichtung des III. Reiches. Später firmiert man ganz offen unter Deutsches Kulturwerk europäischen Geistes (DKEG) unter der Oberregie von Herbert Böhme. Sohn Siegfried wird, um ihn weltanschaulich in der Spur zu halten, in die Ev. Aufbauschule Espelkamp geschickt und hier der besonderen Fürsorge des Studienrates Friedrich Fock anvertraut. Sein Leben soll nicht zuletzt dank dieser Weichenstellung ein tragisches Ende nehmen.

Körber sen. baut in Bünde zum frühestmöglichen Zeitpunkt die Hiag-Ortsgruppe mit auf, die in der Haupteinkaufsstraße ganz offiziell ihr Büro aufschlägt und damit in Sichtweite des Goetheplatzes, wo in der Reichkristallnacht das Kaufhaus Spanier unter Mitwirkung der Bänder SS und SA in Flammen aufgegangen ist. Von hieraus werden auch die zahlreichen Espelkamper Kameraden betreut. Die britischen Besatzer und selbst die Angehörigen der in Bünde residierenden sowjetischen Militärmission nehmen keinen Anstoß an diesem Treiben.

In die Gästebücher des Kulturwerkes tragen sich hochrangige Alt- und Jungnazis ein, darunter auch der Hitler-Nachfolger Admiral Dönitz und die Himmler-Tochter Gudrun Burwitz. Beliebte weitere Reiseziele in Ostwestfalen sind die Sonnenwendfeiern an den Externsteinen, Rödinghausen mit einem harten Kern von Deutschgläubigen, die wertvolle Kontakte nach Südamerika halten, und nicht zuletzt Espelkamp.

Robert Körber, später Schwiegersohn des gleichgesinnten ehemaligen Rödinghauser Lehrers und Kantors Fritz Röhr, zählte in seiner Heimatstadt Wien schon zu Beginn der 20-er Jahre zu den tonangebenden Männern im völkisch-antisemitischen Milieu. Er gehörte zu den Gründern des Institutes zur Pflege deutschen Wissens und der Deutschen Gesellschaft für Rassenpflege, einer Tarnorganisation, in der für den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich gearbeitet wurde. Nach diversen kleineren Veröffentlichungen zur Judenfrage verfasste er gemeinsam mit Theodor Pugel das Buch „Antisemitismus in Wort und Bild“, welches wissenschaftlichen Anspruch erhob, mehrere Auflagen erfuhr und als Standardwerk auch im Schulunterricht Verwendung fand. Es folgte von Körber u. a. noch das aufwendig ausgestattete Buch „Rassesieg in Wien, der Grenzfeste des Reiches“.

Die Familie Körber gehörte zur Wiener Gesellschaft und hatte durch Einheirat auch jüdische Angehörige aufzuweisen, mit denen Robert auch nach dem Krieg noch in freundschaftlichem Kontakt stand. Seine Schwester Hilde Körber (1906-1969), vielbeschäftigte Ufa-Schauspielerin (u.a. Kreuzersonate, Ohm Krüger, Sauerbruch – das war mein Leben), war neun Jahre mit dem berühmten Regisseur Veit Harlan (Jud Süß, Kolberg) verheiratet. Von 1946 bis 1950 gehörte sie der CDU-Fraktion in der Berliner Stadtverordnetenversammlung an, ab 1951

¹⁰⁹ https://www.nw.de/lokal/kreis_herford/buende/22516621_Der-Mann-der-nachdem-Zweiten-Weltkrieg-Nazi-Groessen-nach-Buende-holte.html

leitete sie die renommierte Max-Reinhardt-Schauspielschule in Berlin. Zu ihrem Bruder hielt sie engen Kontakt und besuchte ihn wiederholt in Ennigloh. Ihre aus der Ehe mit Harlan hervorgegangene Tochter Maria (1930-2018) nahm später den Geburtsnamen ihrer Mutter an und wurde u. a. durch zahlreiche Rollen in populären Fernsehserien bekannt.

Die Wiener Schriftstellerin und Klavierlehrerin Grete Körber-Horowitz (1895-1950), Körbers ältere Schwester, galt in ihrer Heimatstadt als hochbegabte und gefragte Sprachkünstlerin, deren Werke teilweise vertont wurden.

Nach der Machtübernahme wurde Körber NS-Kreisleiter eines Wiener Bezirkes im Range eines SS-Obersturmführers, um dann während des Krieges auch noch als Oberleutnant der Luftwaffe eine Flak-Einheit in Wien zu befehligen. Seinen Dienstwagen privatisierte er noch am 3. Mai 1945 mit dem amtlichen Segen der Zulassungsstelle in Horn (Niederösterreich), um damit vor der einrückenden Roten Armee ins Altreich zu fliehen. Hier wurde er von den Alliierten aufgegriffen und in einem Internierungslager gefangen gesetzt. Von dort gelang es ihm, Kontakt zu seiner in den Kreis Herford gezogenen Ehefrau aufzunehmen, die ihm signalisierte, dass er im Raum Bünde willkommen sei und auch eine berufliche Existenz auf ihn warte.

In der Heimstätte fand er nach seiner dreijährigen Internierung und der trotz österreichischer Staatsangehörigkeit problemlosen Anreise über die Rattenlinie Nord die ersten, schon im neuen System etablierten Gesinnungsgenossen. In der Folgezeit gelang es ihm u. a., die vaterländisch ausgerichteten Vereine und Vereinigungen in Bünde und Umgebung für revisionistisch gefärbte Veranstaltungen und andere Aktivitäten zu bündeln. Dazu gehörten auch diverse Flüchtlingsvereinigungen, der Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge (VdK), der Kyffhäuserbund, die Kameradschaft ehemaliger Jäger und Schützen, die Landsmannschaft Weichsel-Warthe und die örtliche Hiag-Kameradschaft Bünde, die im Haus Eschstraße 47 residierte.

Die Gedenkfeiern zum Volkstrauertag wurden wiederholte Male von Körber und dem gleichgesinnten Bündler VdK-Vorsitzenden, dem Realschullehrer Hans Niewöhner, im Verein mit den genannten Gruppierungen organisiert und inhaltlich bestimmt; bevorzugter Veranstaltungsort für diese öffentlichen Aktivitäten war die Aula des Marktgymnasiums.

In der Einladung zu einer „Gefallenen-Gedächtnis-Stunde“ am 16. November 1962 an diesem Orte, für die das DKEG unter Einbindung des Bundes der Vertriebenen Bünde-Ennigloh und die Arbeitsgemeinschaft der Traditionsverbände Bünde verantwortlich zeichnete, schreibt Körber u.a.:

In tiefer Trauer und mit blutendem Herzen gedenken wir zum Volkstrauertag der unermesslichen Blutopfer, die im Laufe der Jahrhunderte zur Verteidigung des Lebensraumes unseres Volkes im Kampfe gegen die heranstürmenden Awaren und Hunnen, Mongolen und Magyaren, Hussiten und Türken sowie in der Abwehr der Stürmer und Dränger aus Ost und West – teils mit Waffengewalt, teils mit Ideologiengehalt – gegen das VOLK DER MITTE auch in den letzten Weltkriegen gebracht werden mussten... Doch in Ehrfurcht und Dankbarkeit jener stets zu gedenken, die für uns gefallen sind, damit wir frei weiterleben können, ist unsere vornehme Ehrenpflicht als Kulturmenschen. So stehen wir in Ergriffenheit vor den millionenfachen Gräbern der Verteidiger von Recht und Raum der Nation in Nord und Süd, in Ost und West und schmücken im Geiste – ohne Rücksicht auf politische und religiöse Überzeugung – ihre Gräber mit den Blumen der Liebe und Verbundenheit.

Die am nachfolgenden Sonntag, dem Volkstrauertag, auf dem alten Bänder Friedhof am Nordring stattfindende Veranstaltung wurde als „Helden-Ehrung“ angekündigt und entsprechend auch im Stile der früheren Heldengedenktage ausgerichtet. Im Jahr zuvor hatte Körber als Festredner in der Aula des Marktgymnasiums, umrahmt von Darbietungen der Streichergruppe der Musikschule Torweihe, u. a. vorgetragen:

Mitten drin liegt die Verfemung und Diffamierung des deutschen Soldaten. Der Tod aus Opferbereitschaft für das Vaterland hat immer denselben hohen sittlichen Wert, gleichgültig, unter welchen politischen Umständen er gefordert wurde...Die Toten können sich nicht wehren, wir müssen es für sie tun, ihr Recht auf Ehre in die Welt hinauszurufen. Man sollte ihnen nicht den Fußtritt des Mohren geben, der seine Schuldigkeit getan hat. Sie mussten für Deutschland sterben, auf dass es leben konnte.

Noch zur 14. Nachkriegs-„Totenehrung“ im November 1973 gab es, so durfte Körber feststellen, „nicht weniger als 17 in Bünde ansässige Kriegsfolge-Organisationen“, die gemeinsam zu dieser Veranstaltung eingeladen hatten. Gleichzeitig bedauerte er aber auch in seiner Eröffnungsansprache zu der Feierstunde, zu deren Gestaltung der Posaunenchor Ennigloh beitrug, dass sich nur noch 150 Gäste eingefunden hatten „angesichts der rund 2.000 Kriegstoten in Bünde und Ennigloh“. Das hinderte ihn aber nicht, auch diesmal deutliche Worte zu finden:

Ohne unsere Persönlichkeiten vom Schlage eines Armin wären ein türkisches Sultanat wie auch eine hunnische oder die maurische Eroberung nie abgewendet worden und Deutschland wäre heute nicht das Land der Deutschen mehr, sondern ein Land der Emigranten...Sich des heldenmütigen Ringens im Kampfe gegen den Bolschewismus nachträglich zu schämen heißt, der Roten Armee für ihren Siegeszug durch das Abendland das „Alleinrecht“ auf „Helden der Sowjetunion“ zu überlassen!

Auch die Ausgestaltung des „Tages der Heimat“ überlässt man in Bünde bedenkenlos Robert Körber. Die Begrüßungsworte sprechen in der „Morgenfeier“ am 15. September 1963 im Stadtgarten der Bänder Bürgermeister Schmidt und der Ennigloher Amtsbürgermeister Kammann, die musikalische Umrahmung besorgen der Posaunenchor Ennigloh sowie der der Männergesangverein Bünde 1863 und der Quartettverein Bänder unter der Leitung von Otto Henze, Vater des Komponisten Hans-Werner Henze. Zum Vortrag kommt u. a. ein Text von Herbert Böhme „Heimatbesitz – Heimatbegriff und Heimatsehnsucht“. In Bünde ist bekannt, dass der ehemalige NS-Kulturfunktionär das DKEG gegründet und hat und dieses als dessen Präsident führt. Schon im April des Jahres konnte Körber ihn als Redner einer DKEG-Veranstaltung in der Aula des Mädchengymnasiums ankündigen zum Thema: „Was ist des Deutschen Vaterland heute?“. Treffpunkt der zahlreichen Gleichgesinnten Körbers war das „Sonnenhaus“ an der Borriesstraße in Ennigloh, wo man gelegentlich zum einvernehmlichen Gedankenaustausch auch englische Offiziere und zu klandestinen Verhandlungen sogar gelegentlich Männer der sowjetischen Militärmission begrüßen durfte, wenn es galt, diesseits oder jenseits des Eisernen Vorhangs im Geben und Nehmen bedrängten Menschen zu helfen. Neben den diskreten Räumlichkeiten wussten die russischen Geheimdienstler in Soldatenuniform die vielfältigen übrigen Vorzüge des für Bänder Verhältnisse eleganten Hauses mit Wellnessbereichen und diversen sonstigen angenehmen Dienstleistungen sehr wohl zu schätzen und verschwiegen zu genießen.

In Dr. Ludwig Benning, Bänder Gymnasiallehrer und über den Zusammenbruch hinaus dem Nationalsozialismus zugetan, fand Körber bald einen in der städtischen Intelligenz gut vernetzten Mitstreiter, dem die britischen Besatzer seine erklärte Feindschaft zum Vereinigten Königreich nicht im Geringsten nachtrugen, obwohl sie sogar in gereimter Schriftform als

Loblied auf den von Goebbels gelenkten deutschen Rundfunk in der Festschrift zum Wunschkonzert für das Winterhilfswerk 1941 belegt war:

*Ein Blutstrom rauscht durch viele Millionen
Vom Heimatland bis zu den fernsten Zonen.
Und so erweist sich wirksam die Erfindung
Im Kampfe gegen Englands Lügenflut.
Sie stärkt der Volksgemeinschaft enge Bindung
Und gibt auch den Verzagten neuen Mut.
Sie offenbart der Selbstsucht Überwindung:
Was hier geschaffen, das ist restlos gut!
Gafft, Plutokraten, nur mit offenem Munde!
Das gibt's nur einmal auf dem Erdenrunde.*

22 Jahre später, beim Jahresausklang der Vereinigung alter Burschenschafter (VaB), deren Bänder Gruppe unter der Leitung von Wolfgang Appelius sich vorwiegend aus überzeugten Nationalsozialisten zusammensetzte und die an ihre Unterschriften ein schwer zu entschlüsselndes Geheimzeichen für die gemeinsame Gesinnung anzuhängen pflegten, griff Benning im Vereinslokal wieder einmal zur Dichtfeder:

*Was schiert uns Nacht und Wettergraus!
Wir sitzen hier im Sonnenhaus.
Es lebe Liebe, Lied und Scherz,
Froh schlägt das alte Burschenherz!*

Unbeeindruckt vom Verbot des Vereins für das Deutschtum im Ausland wegen NS-Lastigkeit durch die Alliierten hatte deren Bänder Ortsgruppe ihre Arbeit auch unmittelbar nach Kriegsende fortgesetzt, firmierte bis zur Wiederzulassung im Jahre 1955 allerdings nichtssagend unter dem Kürzel VDA, was bei Nachfrage dann schon mal als „Verein der Anständigen“ ausgegeben wurde. In Bünde war der Verein unter seinem rührigen Ortsvorsitzenden, dem Ennigloher Zahnarzt Dr. Wilhelm Kaßner, stark vertreten, weil insbesondere durch die Zigarrenindustrie zahlreiche Verbindungen vor allem in die Lieferländer des Tabaks bestanden. Die geschäftlichen Kontakte nach Mittel- und Südamerika konnten dann nach dem Zusammenbruch nicht zuletzt für die Ausschleusung und die Schaffung neuer Existenzen für NS-Belastete genutzt werden. Wilhelm Brömmelmeier, später Leiter des Bänder Mädchengymnasiums, der als überzeugter Sozialdemokrat während der NS-Zeit in Südamerika im Exil gelebt hatte, wusste von diesen verschlungenen Wegen, vermochte aber in dem gefestigten politischen Klima der Stadt nichts dagegen auszurichten. Aus Verbitterung über das Schweigen seines Ortsvereins zu diesen und anderen NS-lastigen Umtrieben in Bünde brach er im fortgeschrittenen Alter mit seiner Partei.

Ludwig Benning konnte trotz seiner zweifelhaften Verdienste um das Dritte Reich schon 1953 für die nächsten 14 Jahre die Leitung des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums übernehmen. Auch diese Schule hatte davon profitiert, dass die Briten im Umfeld ihres Domizils an der Elbe möglichst schnell geordnete Verhältnisse schaffen wollten und deshalb schon im Herbst die Wiederaufnahme des Schulbetriebes genehmigten, während die übrigen höheren Lehranstalten in der britischen Zone erst wesentlich später wieder öffnen durften. So entging der Lehrkörper denn auch weitestgehend einer gründlichen Überprüfung im Zuge der Entnazifizierungsverfahren.

Parallel zum vielseitigen Engagement im VaB gab Benning auch in der Kulturgemeinde

Bünde-Ennigloh den Ton an. Hervorgegangen war diese Vereinigung aus dem vom Buchhändler Friedrich Schünemann während des Ersten Weltkrieges vaterländisch ausgerichteten Vortragsring. Benning, der bereitwillig auch von FWvB und Körber für die Einladung von prominenten Gästen Anregungen entgegennahm, konnte auch WK1-Helden wie Paul von Lettow-Vorbeck und Felix Graf Luckner vor großem Publikum in Bünde willkommen heißen.

Der Gymnasiallehrer Paul Bültermann, Führer des Bünder SS-Sturms und in dieser Funktion an der Niederbrennung des jüdischen Kaufhauses Spanier am Goetheplatz beteiligt, entgeht mit einem Freispruch nach dem Krieg weiterer Strafverfolgung. Ihm hält 1949 das Bielefelder Schwurgericht u.a. zugute, er habe sich während der NS-Zeit nicht als Judenhasser hervorgetan und zudem „einwandfreien Religionsunterricht“ erteilt. Den Zeugenaussagen der Eheleute Spanier wird kein Glaube geschenkt, da sie aus einer Verurteilung Bültermanns wirtschaftliche Vorteile erlangen könnten, weil sie nach ihrer Rückkehr aus dem KZ in das beschlagnahmte Haus des Studienrates eingewiesen worden waren und auch einen Schadensersatzprozess gegen ihn angestrengt hatten.

Das auch in der Stadt Bünde bezüglich der jüngeren und jüngsten Vergangenheit unausgesprochene und dennoch hochwirksame Ravensberger Schweigegebot sollte auch in der 1953 zum 1.100-jährigen Stadtjubiläum erschienen Chronik weitestgehend befolgt werden. So würdigte man die jüngste Geschichte der Synagogengemeinde mit gerade einmal sechs Zeilen, ohne darauf einzugehen, wo die Juden verblieben waren:

Das Gebäude ist der jüngsten Judenverfolgung zum Opfer gefallen. Der in der Nähe des heutigen Marktplatzes angelegte jüdische Friedhof wurde gesperrt. Die Gemeinde erhielt Begräbnisplätze auf dem neuen städtischen Friedhof zugewiesen. 1928 bestand die jüdische Gemeinde aus 120 Mitgliedern (40 Familien), 1951 aus vier Mitgliedern.

Der für die Darstellung der Stadthistorie verpflichtete Dr. Gustav Engel entledigt sich der Chronistenpflicht bezüglich der NS-Zeit mit dem Hinweis, dass es verfrüht sei, „zu berichten, was sich in den Jahren des zweiten Weltkrieges in Bünde zugetragen hat“. Und zu den politischen Umbrüchen in den Jahren zuvor beschränkt er sich auf diese kurze Darstellung:

Der nationalsozialistischen Bewegung haben sich in Bünde nicht sogleich Tor und Tür geöffnet. Die Arbeitnehmerschaft sowohl als auch die Kreise der Industrie sind ihrem Werben nur zögernd, teils auch unter Zwang gefolgt. Ortsgruppenleiter war der aus Vennebeck gebürtige, 40 Jahre alte Steueramtmann Fritz Brinkmann. Er zählte nicht zu den Hitzköpfen der Bewegung und hielt darauf, dass zwischen Partei und Verwaltung ein erträgliches Verhältnis bestehen blieb. Für den Abbruch der Synagoge im Jahre 1938 ist er nicht verantwortlich gemacht worden. Nach dem Zusammenbruch von 1945 ist er in seinen Beruf zurückgekehrt.

Brinkmann bleibt nach seiner Pensionierung in Bünde wohnen, nachdem er sich noch während seiner im Finanzamt wieder aufgenommenen Tätigkeit dem Kreis um Robert Körber angeschlossen hat. Gleiches gilt für den Steueramtmann Ewald Lütkenhölter, der 1933 die Ortsgruppe führte. Die hervorragend besuchten NSDAP-Kundgebungen im Stadtgarten und im Schützenhof wie auch die Wahlergebnisse weit vor der Machtergreifung können die Behauptung, die Bewegung sei in Bünde nur sehr zögerlich aufgenommen worden, nicht untermauern. Bei den Reichstagswahlen im September 1930 stiegen die Nationalsozialisten in der Stadt Bünde mit immerhin 37,3% der Stimmen zur stärksten Partei auf, im erweckungsbelegten Dünne, wo nicht zuletzt GvB leidenschaftlich die Vereinbarkeit von Christentum und NS-Faschismus verkündigte hatte, sammelten sie gar 42,7% ein! In Ahle und Holsen, wo

GvB als Pfarrer bei der in hohem Maße links orientierten Bevölkerung wenig Akzeptanz zuteil geworden war, betrug die Anteile dagegen nur 22,2% bzw. 31,6%. Die Reichstagswahlen im März 1933 brachten der NSDAP in Dünne 59,8% und damit das Spitzenergebnis im Bunder Land ein. Im ersten Gang der Reichspräsidentenwahl 1932 hatte Adolf Hitler in Dünne 350 Stimmen auf sich vereinigen können und damit mehr als der Stahlhelm-Kandidat Duesterberg und Hindenburg mit zusammen 314 Stimmen.

GvB hatte Körber Ende der 20-er Jahre in der Betheler Sommerfrische Bad Gastein kennen und wegen seiner entschieden antisemitischen Haltung schätzen gelernt, ihn dann den hiesigen NSDAP-Ortsgruppen als Redner empfohlen und zu diesem Zwecke nach Dünne eingeladen. Im April 1930 bestritt der redegewandte Österreicher seinen ersten und gut besuchten Auftritt im Lokal Deutsches Haus (Padberg) mit dem Thema „Rassentod über Deutschland“. Sein Antisemitismus begründete Körber später häufig mit Hinweisen auf Gustav Frenssens Schrift „Recht oder Unrecht – mein Land!“ aus dem Jahre 1940, in der die noch laufende Judenverfolgung und –vertreibung gerechtfertigt wird mit einer aus dessen Sicht mangelnden Integrationswilligkeit und einem Missbrauch des Gastrechtes, „obgleich doch viele von ihnen unschuldig waren“. Auch das deutsche Volk habe nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg in seiner Gesamtheit für die Fehler seiner unfähigen Führer büßen müssen. Darin liege eine gewisse Gesetzmäßigkeit, die es hinzunehmen gelte und die die Frage nach individueller Gerechtigkeit erübrige.

Obwohl Robert Körber sich nach seiner Entlassung aus der Internierung in Bünde eine neue und ihm insgesamt durchaus wohlgesonnene Heimat bietet, gerät er schließlich zu einer tragischen Figur. Von seiner Mission, das deutsche Wesen zu neuer Reinheit und neuer Größe zu führen, bleibt er beseelt und getrieben, als seine Getreuen mehrheitlich längst ermüdet oder schon aus dem Leben geschieden sind. Die deutsche Jugend, auf die er so gesetzt hat, lässt sich nicht für seine Sache vereinnahmen. Das gilt selbst für seine Söhne Siegfried und Hermann, denen er mit ihren Namen ein Omen mit auf den Weg geben hatte. Das Brüderpaar erlebt seinen Vater zunächst als einen für seinen selbstlosen Idealismus Kämpfenden, Opfernenden und Leidenden, dem das Land, für das er so leidenschaftlich eingestanden ist, sogar eine seiner Stellung im Dritten Reich angemessene Altersversorgung vorenthält. Dazu kommt die alles überschattende Angst, dass der Vater oder gar die ganze Familie auf der Liste des Mossad geführt wird und eines Tages einem Tötungskommando zum Opfer fallen könnte.

Siegfried wird zur „Einnordung“ auf die als im Glauben an Deutschland gefestigt geltende landeskirchliche Ev. Aufbauschule nach Espelkamp geschickt. Sein vom Vater so freudig begrüßtes Geschichtsstudium soll ihm dann zum Verhängnis werden. An einem Bielefelder Gymnasium denunzieren Schüler seinen angeblich rechtslastigen Unterricht, und das Schulkollegium Münster veranlasst schließlich seine Entlassung aus dem Schuldienst, obwohl im Kern ihm kaum mehr vorzuwerfen ist, als dass er zu einer kritischen Betrachtungsweise der jüngeren deutschen Geschichte und hier insbesondere hinsichtlich der Fragen zur Kriegsschuld am 1. Weltkrieg und den Folgen von Versailles aufgefordert hat. Von einem Bunder Anwalt nur halbherzig und inhaltlich nur mit mangelhafter Sachkenntnis vertreten, scheitert er in dem angestregten Gerichtsverfahren. Schließlich sucht er den Freitod, indem er sein Auto mit hoher Geschwindigkeit gegen einen Baum steuert. Er überlebt mit einer hohen Querschnittslähmung und befasst sich fortan bis tief in die meist schlaflosen Nächte mit dem Wesen des Judentums und den Gründen für den Antisemitismus, ohne für sich selber befriedigende Antworten zu finden.

Sein hochintelligenter Bruder Hermann, Physiker und in den Balda-Kamerawerken in der Konstruktionsabteilung tätig, schottet sich immer mehr von seinem Umfeld und auch der

Familie ab und arbeitet sich mit fanatischem Eifer an der Frage ab, ob die Vergasungstechnik und –chemie in den Vernichtungslagern in der Weise wirksam gewesen sein kann, wie sie als allgemeingültig dargestellt wird. Der glühende Antisemit wandelt sich im Laufe seiner umfangreichen Studien zu einem gleichermaßen fanatischen Kritiker derer, die an Art und Ausmaß der Judenvernichtung zweifeln. In aggressiver Weise tritt er gegen jede Form von Holocaustleugnung auf und bringt dabei u. a. auch Germans Rudolf zur Anzeige wegen Volksverhetzung.

Die Angst, seinen Vater durch einen Racheakt zu verlieren oder gar für ihn in Sippenhaft genommen zu werden, kann er zeitlebens nicht ablegen können. 1963 zeigt er Eugen Gerstenmaier wegen einer in der vom NDR-Sendung „Gedanken zur Zeit“ vom 10.03.1963 ausgestrahlten Aussage an. Der Bescheid der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Hannover enthält eine bemerkenswerte Begründung dafür, dass sie nicht bereit ist, in der Sache tätig zu werden:

... Es kann für die tatsächliche und rechtliche Beurteilung des Sachverhaltes dahingestellt bleiben, ob die von Ihnen beanstandete Formulierung, man solle die weltanschaulichen und politischen Gegner des Judentums „erbarmungslos zertreten“ gebraucht worden ist. Selbst wenn dies der Fall gewesen sein sollte, kann daraus nicht der Verdacht hergeleitet werden, der Sprecher habe damit zu gesetzwidrigen Maßnahmen, insbesondere zum Mord aufgefordert. Bei der Persönlichkeit des Präsidenten des Deutschen Bundestages und bei seiner bekannt christlich-ethischen Einstellung kann diesem nicht unterstellt werden, er habe zu einer physischen Vernichtung von Gegnern des Judentums auffordern wollen.

Die Anfänge dieser Entwicklungen erlebt Robert Körber noch und er versucht verzweifelt mit seinen schwindenden Möglichkeiten der Einflußnahme, vor allem Sohn Hermann in der Spur zu halten. Nach dem Tod des Vaters brechen die Brüder miteinander. Hermann stirbt, von seiner Umwelt völlig isoliert, unter ungeklärten Umständen in seinem Haus in Ennigloh. Damit erlischt die Familie Körber in Bünde. Das von Siegfried sorgfältig verwaltete Papiererbe seines Vaters fällt per Testament an einen in Bünde ansässigen Türken, der sich um den zwischenzeitlich verwitweten Schwerstbehinderten in seinen letzten Lebensjahren gekümmert hat. Ein Teil der historisch außerordentlich wertvollen Dokumente geht ungesichtet in die Papierverwertung, ein nicht unwesentlicher Restbestand aber kann gerettet und dem Stadtarchiv Bünde übergeben werden.

Das „Volksschulinternat“

Nachdem die Hilfsmaßnahmen für NS-Belastete weitgehend erledigt sind, wandelt FWvB die Heimstätte Ende der 40-er Jahre sukzessive in ein Kinderheim um, ohne dass dafür pädagogisch geschultes Personal zur Verfügung steht. Allerdings erweisen sich die militärische Vorbildung und die Freistätter Erfahrungen des neuen Leiters als durchaus geeignet, preußische Erziehung zu vermitteln. Die Arbeit an den Schutzbefohlenen wird mit Hinführung zu „fröhlichem Gehorsam“ umschrieben, die Einrichtung als „Volksschulinternat“ geführt, obwohl die Kinder die örtliche vierklassige evangelische Volksschule besuchen, die fast zwei Kilometer entfernt liegt. Ein nennenswerter Austausch zwischen den drei hier tätigen Lehrern und der Heimleitung oder den Hilfserzieherinnen der Heimstätte findet nicht statt. Lern- und Wissensdefizite, die viele der Kinder aufgrund ihres vorangegangenen Lebensabschnittes mitbringen, werden nicht berücksichtigt und schon gar nicht durch Sonderförderung aufgearbeitet. Das soll sich erst nach und mit der Aufnahme von Spätaussiedlerkindern mit mangelnden oder ganz fehlenden deutschen Sprachkenntnissen in bescheidenem Maße ändern.

Nachdem es FWvB durch gute Behördenkontakte gelungen ist, in der Volksschule Dünnerholz die Ablösung des Halbjuden Bruno Rosenbaum zu bewirken und diesen durch den zunächst willfähigen Lehrer Ewald Schönebeck zu ersetzen, hat er von der Schule kaum noch Kritik zu erwarten. Der Schulleiter Johannes Eusten ist als Katholik hier bestenfalls geduldet und bleibt ohne jeden moralischen Einfluß. Der ehemalige stellvertretende NSDAP-Ortsgruppenleiter Otto Forchert - und damit ungeläuterter Gesinnungsgenosse des Heimleiters - wird schließlich für nur ein Jahr auf Drängen FWvB bei der Schulbehörde Eustens Nachfolger und kommt damit noch zu einer aufgebesserten Altersversorgung. Schönebeck dient nebenbei den britischen Dienststellen in Bünde als Vertrauensdolmetscher und kommt so immer wieder an streng vertrauliche Informationen, die er gelegentlich nutzbringend Dritten zukommen lassen kann.

Schriftliche Quellen über die pädagogische Arbeit in der Heimstätte liegen naturgemäß kaum vor, die dörflichen Mitschüler können sich jedoch bis zu einem gewissen Maße aus Schilderungen und durch visuelle Wahrnehmungen ein einigermaßen sicheres Bild machen. Als eine Dünnerholzer Klasse 1959 in ein Jugendheim nach Neuhaus/Solling fährt, bekunden die Heimkinder übereinstimmend, das sei hier so etwas wie der Himmel auf Erden für sie und sie möchten gar nicht zurück, was wiederum die Dorfkinder angesichts der in Neuhaus zu dieser Zeit noch spartanischen Verhältnisse und der Begleitung durch den für seine Strenge gefürchteten Lehrer Wilhelm Wiebesiek nicht nachvollziehen können.

Am Hang des Wiehengebirges in Ahlsen-Reineberg baut FWvB ein komfortables Wochenendhaus, in das er sich häufig auch ohne seine Frau zurückzieht und wo er sich von Heimkindern bedienen lässt. Er ist inzwischen seit 1955 mit Johanne Menke verheiratet, die in der Heimstätte als stellvertretende Heimleiterin ohne jegliche pädagogische Ausbildung fungiert. Bis dahin hat sie sich mit „Schwester Hanna“ ansprechen lassen. Bernhild behauptet, sie habe lediglich einen Schwesternhelferinnen-Kursus absolviert. Einer der Heimathaus-Zöglinge macht sich eines Nachts auf den acht Kilometer weiten Weg zum Reineberg und zündet das Wochenendhaus an. Unbemerkt kehrt er zurück und mitwissende Kameraden halten sich an ihr Schweigegelübde. Dass sich Bodelschwingh-Abhängige durch Brandstiftung rächen, hat in Freistatt eine lange Tradition und die Sach- wie Imageschäden sind hoch. Sogar die stattliche „Moorkirche“, der ganze Stolz der Anstalt, geht 1973 im Zuge einer ganzen Brandserie in Flammen auf.

Ausführlich hat im kleinen und von ihm zur Verschwiegenheit vergatterten Kreis der damalige Hausmeister Wilhelm Dubbel über die Verhältnisse im Heim berichtet, wohl wissend, dass er durch seinen Gehorsam gegenüber FWvB Mitverantwortung für das trägt, was hier geschieht. Besonders aufgebracht zeigt er sich immer dann, wenn Hilfslieferungen das Heim erreichen, die nicht an die Kinder durchgereicht, sondern an andere Orte weitergeleitet, unter den Mitarbeitern verteilt oder auch vernichtet werden. Als krasses Beispiel dafür berichtet er, er habe wiederholt gefütterte Gummistiefel aus amerikanischen Spenden umgehend in der Zentralheizung verbrennen müssen, weil deren Ausgabe aus der Sicht FWvBs nur zur Verweichlichung ihrer Empfänger beitragen würde. Die Heimkinder werden vom Winterausgang bis in den Spätherbst in kurzen Hosen zur Schule geschickt und müssen in der frühen Heimphase sogar auf Strümpfe verzichten, während die Mitschüler aus dem Dorf warm verpackt erscheinen. Auch im dörflichen Umfeld fallen die Kinder vor allem durch abgetragene und bei kalter Witterung völlig unzureichende Kleidung auf. Dabei kann die Heimstätte jederzeit auf die Kleiderkammer der Brockensammlung in Bethel zugreifen. Vor allem das Schuhwerk erweist sich im Winter als so dürftig, dass Lehrer wiederholt bei FWvB deswegen vorstellig werden. Sie müssen sich dabei sagen lassen, es gelte, noch einmal eine harte Generation in

Deutschland heranzuziehen, denn ein weiterer Waffengang gegen den expansiven Bolschewismus sei unausweichlich.

Die Kinder müssen den Schulweg in geschlossener Formation zurücklegen, und im Dorf bürgert sich die Bezeichnung „Bodelschwings Elendszug“ ein. Dabei hält sich erkennbare Empathie sowohl bei den Erwachsenen als auch bei den Mitschülern in Grenzen. Allgemein ist eher verächtlich von den „Bodelschwingschen“ oder gar von den „Bolschewiken“ die Rede. Sie werden als die Außenseiter wahrgenommen und selbst bibelfeste und bibeltreue Gemeindeglieder versteigen sich angesichts dieser Bilder zu dem Hinweis, dass die Missetaten der Väter nun einmal heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Soziale Kontrolle ist tagtäglich gegeben, sie bewegt aber bestenfalls ganz schwach und ganz sporadisch das soziale Gewissen, wobei festgehalten werden muss, dass FWvB das Heim so gut wie nur irgend möglich gegen die Außenwelt abschottet. Kontakte zu Mitschülern außerhalb des Schulbetriebes sind streng verboten und umgekehrt auch Besuche von Dorfkindern in der Heimstätte nicht erlaubt. 1959 allerdings lädt FWvB die einheimischen Dünnerholzer Jungen zu einer Werbeveranstaltung der Bundeswehr ein, zu der er persönlich eine patriotische Einführung beiträgt.

Zuwendungen, die auch nur im Geringsten sein Bemühen, die ihm anvertrauten Kinder abzu härten und auch mental stark zu machen, hätte er ohnehin nicht zugelassen. Das muss schon ganz früh auch seine Schwester Bernhild erfahren, die selbst aus ihrer eigenen extremen Bedürfnislosigkeit wahrzunehmen glaubt, dass hier des vermeintlich Guten deutlich zuviel getan wird, die immer wieder von FWvB zitierte Erkenntnis, dass „gelobt sei, was hart macht“, hier dramatisch überstrapaziert wird. Auch sie darf den Kindern nichts zustecken und es besteht ein ausdrückliches Kontaktverbot zu „Fräulein Bernhild“, von der die Kinder zumindest offiziell nicht wissen dürfen, dass sie die Schwester ihres allgewaltigen Chefs ist.

Ortspfarrer Martin Gohlke erscheint 1960 sichtlich aufgewühlt bei einem seiner Presbyter und erklärt, es gebe „bei Bodelschwings“ unhaltbare Zustände, auf die ihn glaubwürdige Konfirmanden aufmerksam gemacht hätten. Nach einem langen Gespräch stellt er dann jedoch resignierend fest, dass ihm und der Kirchengemeinde bei diesem Namen und dessen Rückhalt in der Kirchenleitung wohl die Hände gebunden seien. Ein Jahr später sagt Gohlke bei der Einweihung des Wiesenhofes allerdings wider besseren Wissens u.a.:

... ist in Dünnerholz ein Zeichen aufgerichtet worden; ein Zeichen und ein Licht, die leuchten in die Welt der Spaltung und zeigen, dass es noch Menschen gibt, die zusammenhalten und zusammenführen, was zueinander gehört. In diesem Hause wird die Arbeit des Pastors von Bodelschwingh weiterführt, der schon vor 50 Jahren erkannt hatte, dass die Menschen im Geiste Gottes zusammengebracht werden müssen. Wir dürfen dankbar dafür sein, dass sein Enkel die Arbeit in bester Familientradition fortführt.

Zu diesem Zeitpunkt beteiligt sich Gohlke bereits an der Unterrichtung der Spätaussiedlerkinder und trägt so dazu bei, dass die Heimstätte ihr Geschäftsmodell aufrechterhalten kann, obwohl inzwischen die allgemeine Nachfrage nach Heimplätzen deutlich zurückgegangen ist und nicht zuletzt in Espelkamp seit langem Kinder mit mangelnden oder fehlenden deutschen Sprachkenntnissen von Fachkräften betreut werden.

Da FWvB abgesehen von gelegentlichen Gottesdienstbesuchen keinen Kontakt zu Kirchengemeinde hält und auch keine Freundschaften im Dorfe pflegt, beschränkt sich die allgemeine Wahrnehmung auf das, was man von den Kindern sieht und in der Schule auch hört und auf die offensichtlich begründeten Klagen Bernhilds. Der Nimbus Bodelschwingh hat folglich in dieser Zeit jeden Glanz verloren. So fällt es denn auch dem Presbyterium nicht schwer, bei

der Anfang der 60-er Jahre anstehenden Kirchenrenovierung in einem wahren Bildersturm die gesamte Ausmalung zu übertünchen, die Gustavs Schwager Karl von Ledebur (1864-1922), ein anerkannter Künstler mit akademischer Ausbildung, in mehrmonatiger Arbeit zum Dünner Gotteshaus beigetragen hatte.

Es gibt zwar auch in späteren Jahren immer wieder Beschwerden und Klagen über die Zustände in der Heimstätte, die auch die Heimaufsicht erreichen, die aber wenig bewirken. Aktenkundig wird noch 1976 eine Besprechung Schönnebecks, inzwischen Schulleiter in Dünnerholz, mit dem zuständigen Schulrat Schnier und einer Frau Taraschewski vom Bielefelder Johannes-Werk, hier zuständig für Heimeinweisungen in OWL. Notiert wird von Schönnebeck u.a.:

Wir erfuhren von Frau T. die Bedenken, aus denen heraus dieser Tatbestand resultiert: Missstände im Heim von Bodelschwingh infolge Personalmangels, wodurch Kinder angehalten werden, vieles an Arbeiten selbst zu verrichten, die Putzfrauen zustehen. Auch andere Dinge, die auf wenig gutes Einvernehmen zwischen Herrn von Bodelschwingh und den zuständigen Behörden schließen lassen, kamen zur Sprache. Nach mehr als zweistündiger Beratung kamen wir überein, dass Frau T. in einem ausführlichen, anschließenden Gespräch mit Herrn v. B. solche Dinge einmal zur Sprache bringt und die gravierendsten Missstände abstellt.

Und ein Hildesheimer Anwalt, der den Vater eines mutmaßlich misshandelten Kindes vertritt, wendet sich an die Aufsichtsbehörde:

*Welche pädagogischen oder sonstigen Fähigkeiten bringt Herr v. B. mit? In der Heimstätte ist eine völlig unausgebildete (weder in pädagogischer noch in unterrichtlicher Hinsicht) Frau als Gruppenleiterin und stellvertretende Heimleiterin angestellt. Ist das zulässig? Welchen Vorteil oder Nutzen haben die in der Heimstätte befindlichen Kinder von einer solchen Kraft?** (*gemeint ist damit Johanne Menke, die spätere Ehefrau des FWvB)

Schon 1971 hat sich wieder einmal eindrucksvoll gezeigt, dass FwvB über die Heimstätte verfügt, als sei sie sein persönliches Eigentum und als müsse er auf andere – auch sehr menschliche – Belange keinerlei Rücksicht nehmen. Im Oktober 1971 – die Sprachförderklasse umfasst zu diesem Zeitpunkt 25 Schüler – kündigt FWvB gegenüber der Schulleitung an, er werde mit Rücksicht auf sein Alter von 62 Jahren die Fördereinrichtung in der Heimstätte schließen. Hauptlehrer Schönnebeck vermutet den wahren Grund darin, dass die Schule, die ja daneben auch noch den Regelbetrieb für Dorfkinder abwickeln muss, nicht genug Rücksicht auf die Wünsche und Vorstellungen FWvBs nimmt. Schönnebeck notiert:

Die Heimleitung ist aber offensichtlich erneut verärgert darüber, dass die Klasse geteilt wird und ein Teil vormittags zur Schule kommen soll. Was in aller Welt als normal gilt, möchte sie auf keinen Fall einführen. Der Grund: Das Heimpersonal bekommt keine Ruhe am Tage, was durch den Personalmangel noch erschwert wird. Wir sind der Meinung, dass der Nachmittagsunterricht für Lehrer wie für Kinder eine pädagogisch nicht vertretbare Strapaze darstellt, vor allen an heißen Sommertagen. Dann beginnt für die Kinder um 13 Uhr der Unterricht, wenn andere Kinder längst frei sind oder gar verkürzten Unterricht hatten wegen „Hitzefrei“. Und welcher Lehrer bindet sich schon gern für die Nachmittage...“.

Schließlich versucht FWvB, offenbar genervt von immer neuer Kritik, der Einrichtung eine eigene Privatschule anzugliedern, um die Beschulung der Kinder durch die Heimstätte selbst durchführen zu können und diese damit noch mehr vom dörflichen Umfeld abzuschotten. Schönnebeck, besorgt um die Existenzfähigkeit der Schule Dünnerholz nach einem Abzug der

Heimschüler, stellt in diesem Zusammenhang die Wahrhaftigkeit FWvBs in Frage:

Friedrich Wilhelm v. Bodelschwingh, der als Leiter der Heimstätte in den Werbeprospekten seinen Betrieb fälschlicherweise als „Volksschulinternat“ bezeichnet, ist bei der Regierung vorstellig geworden mit dem Ersuchen, eine eigene Privatschule für Heimkinder zuzulassen. Dabei hat er, wie verlautete, die Heimstätte Dünne als „Zweigbetrieb Dünne der von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel“ bezeichnet, wohingegen er uns Lehrern gegenüber des Öfteren betont hat, dass die Heimstätte nichts mit Bethel zu tun habe und völlig selbständig sei ...

Hier endlich spielen die Behörden nicht mehr mit. Selbst die Eingliederung der Spätaussiedlerkinder geschieht folglich unter bescheidensten Bedingungen weiterhin über die Volksschule Dünnerholz – und das mit beeindruckendem Erfolg. Damit läuft dann auch die Kinderheimphase aus.

Das Ende einer Ära

Bis zu seinem Tode 1983 feiert FWvB im zwischenzeitlich errichteten „Teehaus“ noch alljährlich mit Gesinnungsgenossen Hitlers Geburtstag und andere ehemalige nationale Gedenktage mit Badenweiler Marsch, Vorträgen, Filmvorführungen und opulenten Festessen. Im Alter von 73 Jahren dann stürzt er am 17. August 1983, angeschnallt in seinem Rollstuhl, in den Swimmingpool vor dem Wiesenhaus und ertrinkt. Obwohl im Umfeld Spekulationen über den Hergang angestellt und Motive für einen Freitod oder gar einen möglichen Rachemord angeführt werden, gehen die Ermittler davon aus, dass zum Zeitpunkt des Ereignisses niemand sonst anwesend war. Es wird folglich ein Unfall angenommen und die Leiche umgehend für die Beerdigung freigegeben. Zwei ehemalige französische Kriegsgefangene, die vom Ertrinkungstod erfahren, äußern im Gedenken an das Ende ihres Kameraden im Badeteich aber unverhohlen ihre Genugtuung, und Ewald Schönebeck fühlt sich an die späte Reue des Friedrich Mergel und deren Konsequenz in Droste-Hülshoffs „Judenbuche“ erinnert. Die Wochenzeitung „Unsere Kirche“ gibt in ihrem Nachruf die Heimathaus-offizielle Lesart in Form einer Tatsachenbehauptung bekannt:

Er geriet, in seinem Rollstuhl sitzend, von einem schmalen Weg aus in das Schwimmbecken seines Hauses und erkrank hier.¹¹⁰

Sein Nachbar und gelegentlicher Helfer bei der Pflege von Haus und Hof, Heinrich Holdmann, der ihn leblos auf dem Grund des Pools entdeckt hat, dagegen glaubt, die Auffindsituation nicht in Einklang mit dieser Version bringen zu können, findet für seine Vermutungen aber offenbar kein ausreichendes Gehör und lässt sich schließlich schon bald nach seiner Zeugenaussage zu absolutem Stillschweigen verpflichten.

Die Todesanzeige, unterzeichnet nur von seiner Witwe „im Namen der Verwandten und Freunde“ stellt fest, FWvB sei „nach Gottes heiligem Willen“ gestorben. Pfarrer Dietrich von Bodelschwingh, der später den Geschäftsanteil und die Leitung der Heimstätte übernehmen wird, hält in der überfüllten Dünner Kirche den Trauergottesdienst unter dem angeblich von FWvB vorgegebenen Jesaja-Text „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden.“

Obwohl FWvB weder als Christ noch als Humanist sonderlich in Erscheinung getreten, sein

¹¹⁰ Abb. 4

nicht nur segensreiches Wirken als Leiter der Heimstätte bekannt und seine politische Gesinnung nicht verborgen geblieben ist, nimmt im Trauergottesdienst Abschied von ihm, was in der Region Rang und Namen in der evangelischen Kirche hat, darunter Johannes Busch und Alex Funke aus Bethel sowie die ehemaligen westfälischen Präsides Hans Thimme und Ernst Wilm. Mitglieder des Johanniterordens, dem Friedrich Wilhelm als Rechtsritter angehört hat, tragen ihn in Dünnerholz zu Grabe – also nicht auf dem Familienfriedhof im Wiehengebirge und damit auch nicht neben seiner Schwester Bernhild.

Witwe Johanne (JvB) übernimmt zunächst unter der Oberregie von Dietrich v. B. „in Hauptverantwortung“ die Einrichtung in Dünne, um dann 1987 dank besonderer Verbindungen und Fürsprache in das Amt einer Äbtissin des überkonfessionellen Damenstiftes Börstel nördlich von Osnabrück berufen zu werden, obwohl die fachlichen und bildungsmäßigen Voraussetzungen dafür nicht nur von den ihr nun unterstellten Frauen im Kloster angezweifelt werden. Als sie in dieser Funktion 1995 ihren 70. Geburtstag feiert, denkt sie noch nicht an ein baldiges Ausscheiden. 2001 kann sie noch, in vollem Ornat und mit Schärpe und Orden geschmückt, in Anwesenheit von Landesbischöfin Margot Käßmann den Schlüssel für eine hier neu eingerichtete Tagesstätte in Empfang nehmen.

2004 endlich geht JvB, nun 79 Jahre alt, im Range einer Altäbtissin in Ruhestand, den sie im ihr noch immer zur Verfügung stehenden Wiesenhaus der Heimstätte zu verbringen gedenkt. Der Abgang in Börstel geht alles andere als konfliktfrei über die Bühne, und die Unstimmigkeiten eskalieren, als JvB aus ihrem Sitz in Dünne angeblich zwei historische Orden gestohlen werden, die eigentlich seit Jahrhunderten dem Stift gehören und hier zu feierlichen Anlässen auch getragen werden. Durch eine Verlustmeldung an die Versicherung erfahren die Stiftsdamen von dem Verschwinden, und weil unter ihnen eine findige Historikerin sich der Sache annimmt, stellt sich heraus, dass die Rentenzahlungen an die Altäbtissin nach einem königlichen Dekret aus dem Jahre 1765 zur Voraussetzung haben, dass eben diese Orden vorhanden sind. Eines der auch vom Material sehr wertvollen Stücke taucht zwischenzeitlich angeblich wieder auf.

Wohl nicht zuletzt in der Hoffnung, über diesen Hebel wieder an die wertvollen Stücke zu gelangen, stoppt die Nachfolgerin die Zahlungen in Höhe von monatlich 362 € und JvB zieht alsbald vor Gericht, wo sie obsiegt. Das Geld fließt wieder, die Beziehung zu Börstel bleibt zerrüttet.

Ein Vexierbild

Aus zahlreichen Gesprächen mit ehemaligen Heimkindern lässt sich kein einheitliches Bild der Verhältnisse in der Heimstätte gewinnen. Zum einen verbesserten sich die Bedingungen im Laufe der Jahre, zum anderen hatten ganz offensichtlich die Vorgeschichten und damit die bisherigen Lebenserfahrungen der Kinder einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die in jedem Falle subjektive und damit uneinheitliche Wahrnehmung. So machte es einen geradezu dramatischen Unterschied, ob die Einweisung beispielsweise als so genanntes Bromberger Kind oder aber als Spätaussiedlerkind aus einer mehr oder weniger intakten Familie heraus erfolgte. Hinzu kam, dass über den ganzen Zeitraum des Heimbetriebes hinweg Waisen, Halbwaisen und Kinder aus vollständigen, aber zerrütteten Familien hier nebeneinander lebten. Zugewiesen wurden sie teils von Bethel, teils von Jugendämtern. Es fanden sich aber auch Eltern bzw. Elternteile, die sich unter den allgemeinen Zeitverhältnissen nach dem Krieg und/oder auch aus ganz persönlichen Gründen mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert fühlten und diese als Selbstzahler der Heimstätte anvertrauten, von der sie mehrheitlich eine Betreuung durch engagierte Christen erwarteten. Aus dieser unterschiedlichen Zusammen-

setzung aus Herkunft und Vorgeschichte ergab sich denn auch ein wahrnehmbares soziales Gefälle, was sichtbar wurde u.a. in der unterschiedlichen Ausstattung mit Kleidung, die mal von der staatlichen Fürsorge bezahlt und zumeist aus der Betheler Brockensammlung bezogen, mal von den Eltern gestellt wurde. Manche Kinder konnten die Schulferien daheim verbringen, was als großer Vorzug galt.

Ein „Wolfskind“, das 1945 in Ostpreußen Eltern und Heimat verloren und sich dann über Jahre in Litauen oder im Memelland hungrig und frierend durchgeschlagen hatte, fand sich in Dünne in einem vermeintlichen Paradies wieder, während manche Sprachschüler aus dem Osten, die aus familiärer Nestwärme kamen, die straffe bis rigide Gemeinschaftserziehung rundum als unzumutbar ablehnten. Aus dieser ganzen Bandbreite der unterschiedlichen individuellen Voraussetzungen konnte sich zwangsläufig kein auch nur andeutungsweise gleiches Erleben unter eigentlich weitgehend gleichen äußeren Bedingungen ergeben.

Eine weitere Besonderheit, die die Heimstätte grundlegend von anderen Kinderheimen in diesen Jahren unterschied, bestand darin, dass immer ein Teil der Jungen auch zu Dienstleistungen für den schwerbehinderten FWvB herangezogen wurde. Das reichte vom Heben des Mannes vom Rollstuhl ins Auto über die Begleitung auf Reisen bis hin zum Spülen der Urinflaschen. Diese Pflichten wurden wohl von der Mehrheit der dafür ausgewählten Kinder als Auszeichnung und – was die Autofahrten und damit teilweise auch mehrtägigen Aufenthalte außerhalb des Heimes anbetraf – als ausgesprochenes Privileg empfunden, woraus sich nicht selten auch Rivalitäten unter den Betroffenen ergeben mussten. Mehrere dieser Jungen haben sich auch nach dem Ende ihres Aufenthaltes in Dünne noch für solche Aufgaben zur Verfügung gehalten.

Unbedingt in Rechnung gestellt werden muss für eine Bewertung der Heimstättenarbeit außerdem, dass der Leiter de facto auch als Besitzer der Einrichtung fungierte bzw. den Kindern als solcher erschien. Sie wussten, dass er von einem allgemein hoch verehrten Wohltäter abstammte, der letzte deutsche Kaiser sein Taufpate war und dass er seine Verletzung im Kampf gegen das gottlose Sowjetregime erlitten hatte. Sein absoluter Autoritätsanspruch wurde weder von den Kindern noch vom Personal in Frage gestellt. Mit seiner Stellvertreterin Johanne geb. Menke war er seit 1955 verheiratet, wie diese agierte auch ihre Schwester Renate („Tante Reni“) als Hilfserzieherin. Eine pädagogische Fachkraft gab es zumindest in den ersten Jahrzehnten nicht. Das Büro führte ein ehemaliger Kriegskamerad des Chefs, der Hausmeister war der Familie Bodelschwingh schon seit Jahrzehnten treu ergeben. Der teilte seine durchaus kritischen Beobachtungen nur im engsten Familienkreis mit. So blieb letztlich nur Bernhild v. B., die das, was sie sah und hörte, auch ungeschminkt zur Sprache brachte. Obwohl sie mitten auf dem Heimstättengelände wohnte, durften die Kinder allerdings keinerlei Kontakte zu ihr aufnehmen.

Was FWvB als „Erziehung zu fröhlichem Gehorsam“ verstanden wissen will, hat er während einer Hospitation in der Betheler Moorkolonie Freistatt in weitaus schärferer Form kennen und erklärtermaßen auch schätzen gelernt. Was Großvater und Vater hier für richtig und zielführend gehalten und entsprechend auch formuliert und eingefordert haben, erscheint ihm alternativlos. Das Einüben von bedingungsloser Ein- und Unterordnung hält er daher für unabdingbar; zur Durchsetzung muss erforderlichenfalls auch zu empfindlichen Strafen gegriffen werden.

Während aber die Freistätter Zöglinge auch nach dem Zweiten Weltkrieg trotz oder wohl eher wegen der extrem harten, ja zumeist unbarmherzigen Behandlung sich mehrheitlich sehr schwertaten, sich später in der Freiheit zu behaupten, darf als gesichert gelten, dass die meisten Dünner Heimkinder dank ihrer diesbezüglich hier erworbenen Fähigkeiten für das

spätere Leben gut gerüstet waren. Viele sehr erfolgreiche Berufswege legen davon eindrucksvoll Zeugnis ab. Vor allem die vermittelten Sekundärtugenden wie Gehorsam, Genügsamkeit, Anpassungs-, Durchsteh- und Durchsetzungsvermögen, Pünktlichkeit, Strebsamkeit, Selbstständigkeit, Lernbereitschaft und nicht zuletzt Teamfähigkeit zeichnete zweifelsfrei die große Mehrheit aus. Erlittene seelische Traumata, sofern sie die spätere Entwicklung der Privatleben beeinflussten, können wohl in der Mehrzahl der Fälle nur teilweise der Heimstätte angelastet werden, da die besonders prägenden frühkindlichen Erfahrungen meist bereits vor den Heimeinweisungen gesammelt wurden.

Das erklärte Erziehungsziel, tüchtige Leute in ein sich wieder aufrichtendes und erstarkendes Deutschland zu entlassen, ist jedenfalls insgesamt eindrucksvoll erreicht worden. Zu welchem Preis, können wohl nur diejenigen beantworten, die diese Lebensvorschule durchlaufen haben. Dabei ist festzuhalten, dass nicht alle ehemaligen Dünner Heimkinder mit dieser Zeit hadern, ja, manche sie sogar mit ausgesprochen guten Erinnerungen verbinden und Dankbarkeit empfinden. Vorzuwerfen ist der Heimstätte allerdings, dass nur einigen wenigen Kindern der Besuch weiterführender Schulen ermöglicht wurde und offensichtliche Talente keine individuelle Förderung erfuhren, ja zumeist nicht einmal entdeckt wurden.

Einzelschicksale

Albert H. wird im Frühjahr 1945 als Sohn einer Königsbergerin in Schleswig-Holstein geboren. Seine Mutter hat als Hochschwangere eine dramatische Flucht bewältigt, als Ostpreußen schon von der Roten Armee eingeschlossen ist, sieht sich aber zeitlebens nicht in der Lage, mit ihrem Kind über diese Zeit zu sprechen. Der Vater ist an der Ostfront gefallen. Die Witwe findet schließlich eine Arbeitsstelle in einem Dorf im südlichen Niedersachsen, wo Albert in bescheidensten Verhältnissen aufwächst und die katholische Dorfschule besucht. Seine Mitschüler drangsalierten ihn als den einzigen Protestanten derart, dass die Mutter, die ihre Arbeitsstelle nicht aufgeben kann, ihn schließlich schweren Herzens nach Dünne ins Heim gibt.

An ein entbehrungsreiches und freudloses, ja über weite Strecken quälendes Leben gewöhnt, erfährt Albert den Wechsel als eine deutliche Verbesserung seiner Situation. Das Regime im Heim empfindet er als hart aber gerecht, verabreichte Strafen als angemessen. Er erinnert sich, dass Hanna v. B. in der Regel Vergehen ihrem Mann meldet, der dann Tadel ausspricht oder auch mit einem Stock in die Innenhandflächen schlägt. Mit der Qualität des Essens hat er keine Probleme, ist er doch von daheim einfachste Kost gewohnt und auch daran, dass keine Reste auf dem Teller bleiben dürfen. Dass alle Reinigungsarbeiten in Zimmern sowie Gemeinschafts- und Sanitärräumen von den Kindern auszuführen sind, empfindet er als völlig normal. Das gilt auch für schwerere körperliche Einsätze im Garten und im Gelände wie z. B. das Entschlammn der Heimstätten-Teiche. Da fühlt er sich sogar im positiven Sinne gefordert und ist deshalb mit Freude dabei.

In der dreiklassigen Ev. Volksschule in Dünnerholz fühlt er sich insgesamt gut aufgehoben. Mit dem Lernergebnis wird er anschließend problemlos eine Schmiedelehre und schließlich seine Meisterprüfung schaffen. Er verdingt sich als Zeitsoldat bei der Bundeswehr, obwohl er als einziger Sohn einer Kriegerwitwe im Frieden nicht der Wehrpflicht unterliegt. Zu diesem Dienst fühlt er sich moralisch verpflichtet. Schließlich baut er aus eigener Kraft einen erfolgreichen Metallbaubetrieb auf und gehört damit zu der Mehrzahl der Dünner Heimkinder, die sich im Leben behaupten und ihren Berufsweg in bewundernswerter Weise bewältigen.

Einige einschneidenden Erlebnisse aus seiner Zeit im Heimhaus bleiben Albert zeitlebens im

Gedächtnis: Als 14-jähriger begleitet er FWvB zu einem Reitturnier in der Dortmunder Westfalenhalle. Er verfügt zu dieser Zeit nur über ein Paar Schuhe mit durchgelaufenen Sohlen. Als er im Hotel feststellt, dass die Gäste ihr Schuhwerk zum Putzen vor die Zimmertür stellen, glaubt er, auch dazu verpflichtet zu sein und empfindet es als zutiefst beschämend, seine Bedürftigkeit so präsentieren zu müssen. Eine zahnärztliche Reihenuntersuchung in der Schule ermittelt bei Albert Behandlungsbedarf. Obwohl es zu dieser Zeit in Dünne einen Zahnarzt gibt, wird er an einem extrem kalten Wintertag zu Fuß und in völlig unzureichender Kleidung in eine viel weiter entfernte Praxis geschickt. Auf dem Rückweg gerät er in ein heftiges Schneetreiben und fürchtet, die Orientierung zu verlieren und erfrieren zu müssen.

Zu einem emotionalen Höhepunkt wird 1959 die Teilnahme einer Dünnerholzer Schulmannschaft an einem Handballturnier. Bodo Steinmann, Stiefsohn des Klassenlehrers Ewald Schönnenbeck, hat für das Team sechs Heimkinder und nur einen einheimischen Schüler aufgestellt und trainiert.¹¹¹ Trotz der extrem kurzen Vorbereitungszeit schlagen die Jungs den haushohen Favoriten Ennigloh mit 6:3 und holen damit den Wanderpokal ins Dorf. Zum ersten Mal in der Heimgeschichte werden die „Bodelschwingschen“ als wertvoller Bestandteil der Dünnerholzer Schule wahrgenommen und gewürdigt.

Bei einem Schullandheim-Aufenthalt im Solling rutscht Alberts Badehose von der Fensterbank in die Dachrinne. Albert klettert unter Lebensgefahr auf das Dach, um sie zurück zu holen. Der Dünnerholzer Schulleiter Wilhelm Wiebesiek beobachtet ihn dabei und händigt ihm sein Taschenmesser aus mit dem Auftrag, einen Stock zu schneiden und eine leichte Hose anzuziehen. Auf dem Weg zur Züchtigung muß er an allen Mitschülern vorbei und kann seine Tränen nicht unterdrücken. Diesen Gang erlebt er als einen furchtbaren Spießrutenlauf. Selbst die strenge Heimerziehung und die schwere Kindheit haben ihn dafür nicht ausreichend abgehärtet.

In dem Zusammenhang erinnert er sich aber auch daran, dass Ewald Schönnenbeck eines Tages im Unterricht aus Briefen von Soldaten aus Stalingrad vorliest und sich dabei Tränen aus den Augen wischt, ohne sich dafür von der Klasse abzuwenden.

Reinhold S. (Jahrgang 1944) wird zusammen mit seiner Mutter und deren Schwester samt Kindern 1945 aus einem Zug, der sie in den Westen bringen soll, von sowjetischen Soldaten geholt und nach Russland verschleppt. Die Frauen müssen in einem Lager in der Region Kirow (fast 1.000 km östlich von Moskau) bis 1959 schwere Waldarbeit leisten, ihre Kinder besuchen eine russische Schule. Reinhold beherrscht aber auch seine Muttersprache so gut, dass er nach der Repatriierung dem Unterricht in einer deutschen Regelschule hätte folgen können. Aber seine Mutter lässt sich von einer Frau, die im Durchgangslager Unna-Massen auftaucht und gezielt nach Kindern für die Heimstätte Dünne sucht, davon überzeugen, dass Reinhold in der von einem Bodelschwingh geführten Einrichtung wesentlich besser gefördert werden könnte.

Die Dame, die sich als Frau Haas vorgestellt hat, liefert den widerstrebenden Reinhold persönlich in der Heimstätte ab. Obwohl er älter und wesentlich weiter entwickelt ist als die meisten Heimkinder, erfährt er die gleiche rigide Behandlung. Er fühlt sich regelrecht entmündigt und leidet besonders unter der extrem eingeschränkten Bewegungsfreiheit. Aber auch in der Heimstätte hat er kaum vorhandene Möglichkeiten, sich ein realistisches Bild von seinem neuen Heimatland zu machen. Das erlebt er als schwere Beeinträchtigung. So stehen hier keine Zeitungen zur Verfügung und nur gelegentlich gelingt es ihm, heimlich Radio zu hören, was aber streng verboten ist und unter Strafe steht. Ausgang außerhalb geführter

¹¹¹ Abb. 3

Gruppen vermisst er ebenso wie die Erlaubnis, im Dünner Sportverein Fußball spielen zu dürfen, obwohl er sein sportliches Talent in der erfolgreichen Dünnerholzer Schul-Handballmannschaft eindrucksvoll unter Beweis gestellt hat.

Als außerordentlich kränkend empfindet es Reinhold, der der Pubertät längst entwachsen ist, vor der jungen Renate Menke, Hilfszerzieherin und Schwester der Hanna v. B., sich beim Duschen überwachen und morgens vor dem Schulgang Fingernägel und Ohren auf Sauberkeit überprüfen lassen zu müssen. Auch das frühe Zubettgehen um 19 Uhr hält er für nicht altersgerecht. Nach einem Jahr und in der Gewissheit, inzwischen die deutsche Sprache weit mehr als ausreichend zu beherrschen, spricht er bei FWvB mit dem Wunsch vor, nun dem Heimaufenthalt zu beenden. Sein Anliegen wird nicht erfüllt, er muss ein weiteres, für ihn quälendes Jahr bleiben. Er habe sich – so betrachtet er diese Zeit – selbst als Kind im Arbeitslager freier gefühlt als in Dünne.

Reinhold S. findet sein Berufsfeld schließlich im Maschinenhandel und ist dank seiner guten Sprachkenntnisse schon während der Sowjetzeit immer wieder in Russland tätig und nimmt diese Aufgaben bis weit ins Rentenalter wahr.

Klaus L., Jahrgang 1945, kommt mit seiner Familie als Spätaussiedler aus dem ehemaligen ostpreußischen Kreis Lyck. Seinen Vater haben die Polen dort bis zu diesem Zeitpunkt als Verwalter eines Gutes festgehalten. Eine Großmutter lebt in Westdeutschland und schickt regelmäßig Pakete, so dass er eine vage Vorstellung vom Wohlstand in der Bundesrepublik hat und mit entsprechend hohen Erwartungen die Reise antritt.

Klaus ist in Ostpreußen in eine polnische Schule gegangen und besucht nun in Dünnerholz parallel die Sprachförderklasse und die reguläre Schule, die er nach zwei Jahren mit der Volksschulreife verlässt. Er absolviert eine Maschinenbaulehre, macht seinen Meister schließlich noch den Techniker in seinem Fach. Bezüglich des Heimes erinnert er sich vor allem an viel sportliche Betätigung, wobei FWvB Fußballspiel ausdrücklich abgelehnt und auch nicht zugelassen habe, obwohl dieses bei den Jungen auch damals schon hoch im Kurs stand. Hunger habe man zwischen den Malzeiten häufig verspürt, aber dank eines guten Kontaktes zur Köchin gelegentlich schon mal ein Rübenkrautbrot außer der Reihe genießen dürfen. Auch zu diesem Zeitpunkt seien noch alle Wege per pedes zurückgelegt worden – selbst bis zum sieben Kilometer entfernten Bänder Freibad.

Kontakte zu Mitschülern aus dem Dorf waren auch da noch immer streng verboten wie auch das Radiohören oder das Verlassen des Heimstättengeländes außerhalb der Gruppe. Als besonders unangenehm hätten es die Jungen empfunden, dass nur an kalten Wintertagen lange Hosen getragen werden durften. Gelegentlich habe man dann seine einzige kurze Hose mutwillig verschmutzt, um wenigstens vorübergehend mal „männlich“ auftreten zu können.

Aristi M. wächst als Kind einer deutschen Mutter aus Breslau und eines vor dem Kriege in Dresden im Tabakhandel tätigen Griechen in der Heimat ihres Vaters bei einer griechischen Familie auf. Ihr Vater nimmt auf republikanischer Seite am Bürgerkrieg teil, dessen Auswirkungen sie teilweise hautnah miterleben muss. 1958 entschließt sich die Mutter, mit ihrer Tochter wegen der besseren sozialen Verhältnisse nach Deutschland zu ziehen. Die Pflegeeltern sind entsetzt und können nicht verstehen, dass das Kind in ein Land kommen soll, „wo Hitler die Juden zu Seife verarbeitet hat“. Mit entsprechenden Vorbehalten tritt Aristi die Reise an. Mutter und Kind finden Aufnahme bei Verwandten in Bochum, wo das 13-jährige Mädchen wegen fehlender Sprachkenntnisse zu Erstklässlern gesetzt wird. Diese hänseln die Neue, die offenbar nicht in der Lage ist, verständlich zu sprechen. Als diese ihre Mutter nach

der Bedeutung des Wortes „doof“ fragt, weigert sie sich nach der deprimierenden Antwort, weiter in diese Schule zu gehen.

Vor diesem Hintergrund erlebt Aristi ihren Wechsel in die Heimstätte insgesamt als wohl-tuend, obwohl schon wieder eine besondere Herausforderung auf sie wartet, denn sprachlich ist sie zunächst auch hier völlig isoliert. Die anderen Kinder sprechen, wenn sie sich unbeobachtet wissen, polnisch oder russisch miteinander, so dass sie sich genötigt sieht, auch Begriffe dieser Sprachen aufzunehmen. Dennoch fühlt sie sich nach eigenem Bekunden rasch integriert und deshalb auch gut aufgehoben, die geforderte Disziplin und die daraus resultierende Ordnung erfährt sie keineswegs als unangenehm, das Ehepaar Bodelschwingh als zuge-wandt und empathisch. Eine schwere Aufgabe sei es gewesen, eine große Zahl von Weih-nachtsliedern auswendig zu lernen und verständlich aufzusagen, ohne die Worte zu verstehen. Hohes Lob zollt Aristi ihrem Deutschlehrer Johannes Eusten, dem ehemaligen und zu dem Zeitpunkt schon pensionierten Dünnerholzer Schulleiter. Der sei „phantastisch korrekt, sehr menschlich und sehr sozial“ aufgetreten. Beispielsweise habe er seine Sprachschüler zur Fernsehübertragung der Hochzeit der englischen Prinzessin Margret kurzerhand in seine Wohnung eingeladen. Im Heimathaus und auch in der Wohnung der Bodelschwinghs sei seinerzeit kein TV-Gerät vorhanden gewesen. Entsprechend beeindruckt sei sie von diesem Erlebnis gewesen.

Schon nach einem Jahr ist Aristi sprachsicher und kann nach der Volksschule auch noch von der Heimstätte aus ein Jahr lang die Haushaltsschule in Ennigloh besuchen. Arbeit findet sie schließlich für zehn Jahre im griechischen Konsulat in Bielefeld und danach in der Sparkasse der Stadt.

Maria O., ist 1947 in Beuthen geboren und in Kattowitz aufgewachsen. Ihre Mutter hatte als 19-jähriges Mädchen noch versucht, über ein Ausreiselager in Stettin nach Deutschland zu gelangen, dieses aber erst nach der Schließung erreicht. Nach der Rückkehr nach Ober-schlesien heiratete sie einen Lemberger. Den Eheleuten gelang es Ende der Fünfziger, sich bei den polnischen Behörden eine jüdische Identität zu erkaufen und damit über Italien per Schiff nach Haifa zu gelangen. Von dort aus reisten sie weiter nach Hessen, wo sie von Marias Großeltern schon erwartet wurden.

Das Mädchen hat bis zu diesem Zeitpunkt nur polnisch gesprochen und soll deshalb nach Espelkamp in die dortige Sprachförderschule. Die Gemeindegemeinschaft der örtlichen Ev. Kirchengemeinde empfiehlt sie dann aber nach Dünne. Die strenge Erziehung hier macht Maria erheblich zu schaffen, aber ihr ist bewusst, dass sie durchhalten muss: „Aber ich wollte nur nach Hause.“ Immerhin ist sie insofern privilegiert, als dass ihre Eltern nach Bünde-Bustedt ziehen, so dass sie gelegentlich an Wochenenden und auch in den Ferien zur Familie kann.

Auch für Maria ist Johannes Eusten weit mehr als ein tüchtiger Sprachlehrer. Sie erlebt ihn als einen Menschen, der sich durch Warmherzigkeit auszeichnet und sich weit über seine eigent-liche Aufgabe hinaus um seine Schüler kümmert. So habe er jedes Kind an seinem Geburtstag mit einer Tafel Schokolade bedacht und auch die nie vergessen, deren Wiegenfest in Ferien-zeiten fiel.

Eintrag im Heimkinder-Forum.de vom 7. August 2018 von Boardnutzer »akita inu«:
Frau von Bodelschwingh schlug uns so was von brutal ins Gesicht und Herr von Bodelschwingh, der im Rollstuhl saß, schlug mit einem Rohrstock auf die Hände. Die Einzige, die uns Kindern Mitleid entgegenbrachte, war Tante Reni, die wohl die

Schwester von Frau von Bodelschwingh war.

Es gab aber auch schöne Momente im Heim, die Weihnachtszeit mit der vorgelesenen Weihnachtsgeschichte. Und Spiele wie Schnitzeljagd, Schlagball usw.

Alles das wurde aber von den Schlägen, die wir fürchteten, in den Schatten gestellt...

...

Zeichen, Namen und Symbole

Größten Wert legen die Bodelschwinghs bei all ihren Aktivitäten darauf, dass sie mit ihrem Namen verbunden werden – ob nun durch unmittelbare Benennung oder in Form eines schleichenden Prozesses. Das wird schon sehr früh und sehr eindrucksvoll praktiziert mit dem Anspruch, Bethel als v. Bodelschwingsche Anstalten, später dann gar v. Bodelschwingsche Stiftungen zu führen. In Dünne dagegen ergibt sich aus der allgemeinen Wahrnehmung und der bereitwilligen Vergesslichkeit der Dorfbevölkerung die Zuordnung ohne großes Zutun der frommen Familie.

Das Bestreben, so oft wie nur eben möglich eine solche sichtbare Verknüpfung herzustellen, nimmt zum Teil groteske Formen an. So wird 1914 ein Motorboot, bestimmt für die afrikanische Missionsstation auf der Insel Idschwii im Kiwu-See, auf den Namen des vermeintlichen Bethel-Gründers getauft, um hier „ein Denkmal für unseren lieben Vater Bodelschwingh“ zu Wasser zu lassen. Ironie der Geschichte: Das Schiffchen wird, noch bevor es seinem Zweck zugeführt werden kann, von den Kolonialtruppen requiriert, mit Hartholz gepanzert, mit einer Kanone bestückt und erfolgreich gegen die belgischen Feinde eingesetzt. GvB erfüllt diese Beschlagnahme im Namen des verehrten Kaisers nicht nur mit großem Stolz, mit Hilfe des Bootes gelingt es den Deutschen auch, GvB, der auf Idschwii als Missionar in belgische Gefangenschaft geraten ist, zu befreien.

Als Freistatt und die Heimstätte für das NS-Regime in Weißruthenien mit dem Bau von einfachen Lehmkaten beginnen, geschieht das auf ausdrücklichen Wunsch GvB im Raum des Provinzstädtchen Lepel im Andenken an seinen Freund Emil von Lepel, den ersten Leiter der Freistätter Kolonie, der sich durch einen besonders gnadenlosen Umgang mit den ihm anvertrauten Zöglingen einen Namen gemacht hatte. Als sich nach der Reaktorkatastrophe in der Ukraine Dietrich von Bodelschwingh, zuvor Leiter der Diakonie Freistatt und der Heimstätte Dünne, mit der von ihm unter dem Dach der Heimstätte gegründeten Initiative „Heimstatt Tschernobyl“ aufmacht, um in Weißrußland wieder mit Lehm zu bauen, geschieht das symbolträchtig in eben diesem Raum...

In Espelkamp bekommt gleich das erste Gebäude, welches die „Dünner Gruppe“ in Angriff nimmt, den Namen Bodelschwingh-Haus, die Unterkunft der Männer in Anlehnung an die Dünner Zentrale den Namen Heimathaus.

Wie fruchtbar der nazistische Schoß im Raum Bünde und hier insbesondere im späteren Ortsteil Dünne noch viele Jahre bleibt, das wird an markanten Symbolen deutlich, die mal ganz subtil, oft aber auch mit geradezu dreister Offenheit platziert werden. Es beginnt erkennbar schon mit dem Auftritt FWvBs in Wehrmachtsuniform einschließlich Hoheitszeichen vor der Spitze der britischen Besatzer. Dann bauen ehemalige Angehörige der SS-Divisionen Wiking und Nordland für die Bodelschwinghs auf dem Familienfriedhof im Wiehengebirge eine Kapelle im nordischen Stil.

Von der ebenfalls zu Dank verpflichteten Aufbaugemeinschaft Espelkamp wird 1961 das

historische Fachwerkhaus Blotevogel¹¹² am Ortseingang von Espelkamp fachgerecht abgetragen und auf dem Heimstättengelände in Klosterbauerschaft neu errichtet.

Südlich davon entsteht nach den Plänen FWvBs ein Teehaus (!) genannter Pavillon in Form eines Oktagons. Dort feiern Ewig-Gestrige von nah und fern alljährlich bis zu FWvB Tod am runden Tisch Führers Geburtstag und lauschen den Vorträgen illustrierer Ehrengäste. Unter ihnen ist wiederholt Wilfried von Oven, der traditionell an den Heimatabenden zur Sonnenwendfeier an den Externsteinen das Wort zu ergreifen pflegt, um danach vor Ort Erinnerungen an Dünne aufzufrischen.

Ein Nachkriegs-Gesellschafter der Heimstätte lässt anhand von Fotos aus Hitlers Berghof sein Wohnzimmer gestalten.

Wo immer es angezeigt erscheint, zeichnen die verschworenen Herren zwei stilisierte Schwingen einer Schwalbe, was versprechen soll: „Wir kommen wieder.“ Das landeskirchliche Söderblom-Gymnasium in Espelkamp gibt sich nach Anregung aus Dünne 1961 ein Wappen, welches aus dem geringfügig abgewandelten halbierten Hakenkreuz des Divisionszeichens der SS-Einheit Nordland besteht. Die Schule wird sich von diesem Zeichen allerdings geraume Zeit später wieder trennen.

Ewald Schönebeck, Schulleiter und Heimatforscher in Dünnerholz und dem Nationalsozialismus noch immer gewogen, wird im Zuge der kommunalen Neugliederung gebeten, Vorschläge für die Benennung der Straßen in Dünne zu liefern. Die SPD hat zu diesem Zeitpunkt hier nicht mehr die Mehrheit und der FDP-Bürgermeister Wilhelm Heipmann, in der NS-Zeit Ortsbauernführer, eine starke Position. Schönebeck präsentiert nicht nur ohne jeden Widerspruch die ehemaligen Parteigänger Carl Diem, Karl Wagenfeld und Bodelschwingh, sondern versteht es auch, mit der Nordland- und der Bremer Straße der Rattenlinie Nord ein besonders dezentes wie dauerhaftes Denkmal zu setzen, was den allermeisten Dünnern allerdings nicht einmal bewusst geworden sein dürfte.

Gleiches gilt für den Markusweg, der nicht etwa dem Evangelisten, sondern Willi Markus (geb. 1907) gewidmet ist. Der Berliner SA-Mann gilt als der Rächer Horst Wessels an dessen Mörder Albrecht Höhler, der 1933 auf einem fingierten Gefangenentransport bei Bad Freienwalde erschossen wurde. Wessels Mutter Margarete (1893 - 1970) und Schwester Ingeborg hatten nach dem Krieg unter dem Schutz der britischen Besatzer Station in der Heimstätte Dünne gemacht, bevor sie in ein angemessenes Domizil auf der Insel Norderney weiterbefördert wurden. Dieser zuvorkommenden Behandlung durften sich die beiden Frauen erfreuen, weil Margaretes Vater ein unehelicher Sohn des Welfenkönigs Georg V. (1819-1878) und damit mit dem englischen Königshaus verwandt war. Mutter und Tochter konnten die Benennung des Markusweges noch in Augenschein nehmen und ihre Genugtuung äußern.

Selbstdarstellung

Der Internet-Auftritt der Heimstätte (Stand Januar 2019) zeigt, dass man immer weniger bereit ist, auf die lange und problembehaftete Historie der Einrichtung einzugehen, dafür es aber als angezeigt anzusehen, alle Verdienste wieder einmal namentlich nur GvB zuzuschreiben und nun sogar seine sechs Dünner Mitstreiter auf Ostwestfalen zu verteilen und somit ihre Spuren zu verwischen. Und bei einem Verzicht auf semantische Spitzfindigkeit erscheint dem Leser auch der Vater wieder einmal als Gründer Bethels:

¹¹² Abb. 5

Geschichte: Gegründet wurde die Heimstätte Dünne 1907 als evangelische Bau- und Siedlungsgesellschaft von sieben Bürgern aus unterschiedlichen Lebensbereichen der ostwestfälischen Region. Pastor Gustav von Bodelschwingh, der Ideengeber (ein Sohn des Betheler Gründers), erlebte als Missionar in Afrika die besondere Einstellung der dortigen Bevölkerung zum Bauen: Man baute sein Haus als Lebensgrundlage in der Gemeinschaft mit anderen, mit der Familie der Nachbarschaft sowie Freundinnen und Freunden in Handarbeit mit dem vorhandenen Baumaterial Lehm. Nach dem Ersten Weltkrieg mit Wirtschaftskrise und Inflation, Massenarbeitslosigkeit, Armut und Wohnungsnot setzte Bodelschwingh seine Erfahrungen des nachbarschaftlichen Bauens und der traditionellen Lehmbautechnik gezielt zu sozialen Aufbauprogrammen in Deutschland ein. So entstanden in den zwanziger Jahren mehr als 500 Eigenheime in Ostwestfalen und im Ruhrgebiet.

.....

Dabei hatte Dietrich v. B., in einem Pressegespräch auf die mangelhafte hauseigene Geschichtsschreibung hingewiesen, eingeräumt, die Mitgründung durch sechs weitere Männer sei für ihn nichts Neues. Dass sich darunter auch der langjährige Dünner Bürgermeister Heinrich Heepmann befand, sei ihm allerdings nicht klar gewesen. Dessen Namen – und auch die der weiteren in dem Termin genannten Mitwirkenden – könne er auf der Homepage des Vereins gerne einfügen. Viele Vorbilder seien in Vergessenheit geraten: „Es wäre schön, wenn sich die regionale Geschichtsaufarbeitung dieses Themas annähme“, sagt er (Neue Westfälische, Ausgabe Bünde, 23. Februar 2016). Eine solche hat er aber danach nicht angestoßen und auch nicht durch die Freigabe des gesamten Archivbestandes ermöglicht.

Zu Beginn der 80-er Jahre und damit gegen Ende der Tätigkeit von Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh¹¹³ wird nachfolgende Darstellung der Heimstättenarbeit als Typoskript verfasst – sehr wahrscheinlich kurz vor dem Ableben vom Leiter selbst. Auffallend ist auch hier, dass abgesehen von drei der Mitgründer keiner der vielen tüchtigen Mitwirkenden beim Namen genannt wird, also wieder einmal die Verdienste nahezu ausschließlich der Bodelschwingh-Familie zugeschrieben werden. Das gilt ganz besonders für den Beitrag des damals schon pensionierten ehemaligen Dünnerholzer Schulleiters Johannes Eusten, der nicht nur den Spätaussiedlerkindern mit großem pädagogischem Geschick und bewundernswertem Einfühlungsvermögen die deutsche Sprache in kürzester Zeit beibrachte, sondern ihnen durch ein hohes Maß an menschlicher Zuwendung und Wärme zu einem unvergessenen väterlichen Freund wurde. Selbst bei dieser vergleichsweise ausführlichen Darstellung ist man wieder einmal sehr selektiv vorgegangen, so dass von einem halbwegs umfassenden Abbild der Heimstätten-Geschichte auch hier nicht die Rede sein kann. So fehlen beispielsweise ganz die bedeutenden Aktivitäten auf dem Klosterhof, dessen Arbeit auf dem Gebiet des biologisch-dynamischen Garten- und Landbaues, die sogar bei Heinrich Himmler Interesse und Anerkennung geweckt und einen Erkenntnisaustausch mit der Gärtnerei des KZ Dachau ausgelöst hatte.

Warum nach Kriegsende in Dünne selbst nicht wieder der Wohnungsnot mit Lehmbau begegnet wurde, bleibt offen. Hier standen immerhin noch viele ehemaligen „Häuslebauer“ mit ihren Erfahrungen zur Verfügung, und auch die hohe Eignung des Dünner Lehms hätte dafürgesprochen, vor Ort wieder da anzuknüpfen, wo man in den 30-er Jahren aufgehört hatte, zumal die Heimstätte noch über ungenutztes Bauland verfügte. Außerdem führte das Gründungsmitglied Heinrich Heepmann nach dem Zusammenbruch wieder als Bürgermeister

¹¹³ Abb. 13

die politische Gemeinde und war damit hauptverantwortlich dafür, dass gegen die Wohnungsnot angebaut wurde.

Unerwähnt und damit auch unbegründet bleibt die Beseitigung des öffentlichen Freibades und der angrenzenden Sportanlagen im Wiesental der Heimstätte. Diese Maßnahme bedeutete nicht nur für die Dorfjugend und die Heimkinder einen herben Verlust hinsichtlich der Möglichkeit, sich ortsnahe sportlich zu betätigen, es entfiel damit auch weitgehend ein Mindestmaß an sozialer Kontrolle der Heimstättenarbeit und überhaupt eigentlich wünschenswerter Einbindung der hier betreuten Kinder in das Dorfleben. Falsch dargestellt wird auch das Motiv für die Schließung des „Volkschulinternates“. Differenzen mit der Heimaufsicht und den Dünnerholzer Lehrern – auch was die Lehrinhalte betraf – hatten zunächst bei FWvB den Wunsch geweckt, die Beschulung der Kinder in Eigenregie in den Räumlichkeiten der Heimstätte durchzuführen. Nachdem er dafür keine behördliche Genehmigung erwirken konnte, schloß er das Kinderheim, obwohl zu dieser Zeit noch immer ein Bedarf an derartigen Einrichtungen bestand. Für die Schule in Dünnerholz hatte das zur Konsequenz, dass sie wegen Schülermangels geschlossen werden musste.

Selbstdarstellung der Heimstätte

Aus der Arbeit des Vereins Heimstätte in Dünne

Mit dem Namen der Gemeinde Dünne verbindet sich für weite Kreise der Gedanke an die soziale Siedlungsarbeit und die Arbeiter-Heimstättenbewegung, die mit von hier aus ihren Ausgang nahm. Ist doch Dünne Heimat und Sitz des Vereins Heimstätte, der unter der jahrzehntelangen Leitung Pastor Gustav v. Bodelschwings und der tatkräftigen Mitwirkung seiner Mitarbeiter, unter denen als Mitbegründer und zweiter Vorsitzender der langjährige Bürgermeister Heinrich Heepmann, der Kolon Heinrich Grundmann und der Werkmeister Heinrich Greimann als Kämmerer hervorrangen, eine segensreiche Tätigkeit entfalten konnte. Aus seiner Geschichte soll kurz einiges berichtet werden:

Als „Vater Bodelschwingh“, der den älteren Gemeindegliedern von seinen Predigten auf dem Grundmann'schen Hofe und in der neubauten Kirche noch in Erinnerung steht, im Jahre 1885 den „Deutschen Verein Arbeiterheim“ ins Leben rief, da wandte er sich mit seiner ganzen Energie und Liebe einer Aufgabe zu, die er für Volk, Staat und Kirche als vordringlich erkannt hatte. Wie einst aus seiner Fürsorge für die armen Fallsüchtigen die Vorsorge für diejenigen erwachsen war, die durch die Not der Arbeitslosigkeit endgültig zu Fall zu kommen drohten, so erwuchs jetzt aus dieser Arbeit an den „Brüdern von der Landstraße“ sein weiter und tiefer dringendes Anliegen: den landlosen und heimatlosen Arbeitern eine Heimstätte auf der eigenen Scholle zu geben. Aus der Wurzellosigkeit des kleinen Mannes sah er die größten äußeren und inneren Schäden für die Zukunft erwachsen. Und so trat jetzt zu der Losung Bethels: „Arbeit statt Almosen“ der neue Ruf: Dem arbeitenden Familienvater das eigene Heim auf der eigenen Scholle!“. Und es blieb nicht beim Rufen. Es entstanden in Bethel die ersten Heimstätten und die hier gemachten Erfahrungen wurden zum Vorbild für viele Siedlungen im Lande und zum Vorkämpfer für den Kleinsiedlungsgedanken in Deutschland.

Fußend auf diese Erfahrungen entstand nun im Jahre 1907 der Verein Heimstätte. Als um diese Zeit in der Gemeinde Dünne im Zuge der Verkopplung eine Anzahl von Grundstücken zum Verkauf standen und die Gefahr der Bodenspekulation drohte, da schlossen sich unter der Leitung des jungen Gemeindepastors Gustav von Bodelschwingh sieben Männer der Gemeinde zu einem gemeinnützigen Verein zusammen, mit dem Ziel, die Grundstücke preiswert zu erwerben, sie vor dem Preiswucher zu bewahren und dann zu billigem Gelde an

in Wohnungsnot befindliche und baulustige Gemeindeglieder weiterzugeben. Die sieben Männer dieses Kreises gehörten den verschiedenen Ständen, Berufen und auch den verschiedensten Parteien an: 2 Sozialdemokraten, 2 Christlich-Soziale, ein National-Liberaler, ein Konservativer und der Gemeindepastor, der grundsätzlich keiner Partei angehörte. Sie waren wohl arm an Kapital, aber nicht arm an Vertrauen der Gemeinde und vereinigten sich zu einer Gesellschaft mit einer für die Person auf 200,00 Mark beschränkten Haftung. Trotz dieser geringen Haftung ließ der Spar- und Darlehnskassenverein der Gemeinde ein Kapital von 20.000,00 Mark, mit dem die Grundstücke erworben wurden und die Arbeit beginnen konnte.

Auf solche Weise wurde der Verein in die Lage versetzt, einer nicht geringen Anzahl von Familien der Gemeinde Dünne, die bis dahin nur im Mietverhältnis wohnten, Schritt um Schritt zu einem wohlfeilen Grundstück von etwa ½ Morgen Größe zu verhelfen, so dass der jedesmalige Erwerber, ohne von vorneherein mit hohen Bodenerwerbskosten belastet zu sein, in Freude und Zuversicht sein Einfamilienhaus errichten konnte.

Eine der Hauptwirkungen des Vereins zeigte sich ferner darin, dass, weil er in der Lage war, das Bauland zu erträglichen Preisen abzugeben, nun auch in allen Teilen der Gemeinde keine unerschwinglichen Preise für Bauland gefordert werden konnten.

Aus diesem ersten Abschnitt der Vereinsarbeit erwuchs beinahe zwangsläufig nach dem ersten Weltkrieg als ein weiteres Aufgabengebiet die Notwendigkeit, die für den Bau eines solchen Einfamilienhauses nötigen Darlehen durch Fürsprache und Vermittlung zu verschaffen und auch darüber hinaus jegliche Bauhilfe zu leisten. Denn zu der Landnot war nun eine große Wohnungsnot getreten, wobei es gerade den minderbemittelten Volkskreisen weiterhin an den Möglichkeiten fehlte, sich die zum Bauen nötigen Baustoffe und Geldmittel zu beschaffen. Wie, so fragten sich die aus dem Kriege zurückgekehrten Mitglieder des Vereins Heimstätte, unter dem Vorsitz ihres inzwischen nach einer längeren Wirkungszeit in Afrika in seine alte Gemeinde heimgekehrten Leiters, wie sollte in dem Wirrwarr der Nachkriegszeit und Inflation die Grundlage jeder Heimat, ein eigenes Heim, entstehen können? Nur, indem die natürlichen Lebensgemeinschaften, die Familie und Nachbarschaft zur Selbsthilfe schritten! Gustav v. Bodelschwingh hatte während seines Pfarrdienstes in Dünne und seiner Missionsarbeit unter den urwüchsigen Völkern Zentralafrikas Gelegenheit gehabt, das segensreiche Band der festen Sippongemeinschaft und Dorfgenosenschaft kennenzulernen. Jetzt sollte sie in den Dienst einer rechten Heimathilfe gestellt werden.

So entstand nun in Dünne zum ersten Mal ein Haus neuer und doch alter Art, als man daran ging, bei einem ersten Lehmhaus die neue Bauweise zu erproben. Dem Vorbild alter westfälischer Sitte folgend wurde als Baustoff nicht der gebrannte Ziegelstein, sondern ungebrannter Lehm verwandt. Nach einem Verfahren, das in Afrika erprobt und jetzt dem deutschen Klima und den heimischen Verhältnissen angepasst war, wurde unter dem Schutz des auf wenigen Ständern errichteten Daches die Lehmwand errichtet. Der feuchte Lehm wurde von freiwilligen Helfern durch kleine und große Hände zu länglichen Ballen geformt, die vom Maurer fachgerecht, jedoch ohne Kalk und Mörtel, vermauert wurden. Bei diesem Heim konnten alle helfen: Die Bauern leisteten die nötigen Spanndienste, die Vereine halfen beim Ausschachten, die Nachbarn und Freunde, voran die Kinder legten Hand an beim „Lehm-Backen“. So wuchs und entstand der erste Lehmhaus, der dann zum Vorbild für Viele geworden ist. Manche Kritik musste er sich gefallen lassen, bis sein Dasein für sich selber warb und es sich zeigte, dass hier ein Weg gewiesen war, der zu dem Ziele eines gesunden und erschwinglichen Heimes führte, dessen Wert um so höher war, als es aus eigener Hände Arbeit entstanden war.

Ohne jegliche Propaganda für das neue Verfahren folgten dann in den nächsten Jahren dem Vorbild die ersten Nachfolger. Zwei Dünner Zigarrenarbeiter waren es, die im Jahre 1925 es wagen wollten, sich auf die gleiche Weise ihre Heimat zu bauen. Und so benutzten sie ihre beiden Nöte, die der Arbeitslosigkeit und der Wohnungslosigkeit, um mit der einen die andere zu bekämpfen. Denn die Arbeitslosigkeit gab ihnen die Möglichkeit, nun einen Bausommer hindurch ihre ganze Kraft dem Wohnungsbau zu widmen.

Mit diesen beiden ersten Arbeiterhäusern wurde nun der Verein Heimstätte dem schon erwähnten neuen Aufgabengebiet zugeführt, das mit der Zeit aus kleinsten Anfängen heraus sich immer breiter entfalten sollte. Galt es doch jetzt außer der Beschaffung preiswerter Grundstücke auch die nötigen Baugelder bereitzustellen oder zu vermitteln. Hier kam nun dem Verein sein allseitig erworbenes Vertrauen zustatten, das er sich durch seine bisherige Tätigkeit durch die Kreisverwaltung unter dem damaligen Landrat v. Borries, durch den Regierungspräsidenten in Minden und alle ihm unterstellten Behörden, durch die Provinzialverwaltung unter ihrem Landeshauptmann Salzmann, sowie durch die maßgeblichen Ministerien in Berlin und einen großen Freundeskreis gefördert und unterstützt. Es gelang, sowohl die örtlichen Kreditinstitute wie die Kreissparkasse und die Landesversicherungsanstalt von Westfalen, sowie private Geldgeber zur Hergabe erschwinglicher Amortisations-Darlehen für den Heimstättenbau zu gewinnen, die nun in den Folgejahren in immer größerer Zahl entstanden.

So wuchs die Siedlungsbewegung bald über die Heimatgemeinde Dünne hinaus ins Ravensberger Land hinein. Über 500 Bauten in Einzelhäusern und geschlossenen Siedlungen sind so entstanden inmitten eines Stückchen Landes, das der Familie endlich die Verwurzelung mit dem Boden brachte. Hierbei wurde nun nicht in allen Fällen nach dem inzwischen auch durch die Gesetzgebung anerkannten „Dünner Lehmbauverfahren“ gebaut; der Lehm sollte ja nicht Selbstzweck sein, sondern nur dort als Nothelfer dienen, wo kein anderes Material zur Verfügung stand oder nicht zu erträglichen Preisen erworben werden konnte. Vielmehr wurde in vielen Fällen das ortsübliche Material, seien es Bachsteine oder auch andere Baustoffe verwandt. Immer jedoch wurde nach Möglichkeit darauf geachtet, dass neben dem ansässigen Bauhandwerk auch die siedelnde Familie selber durch besonderen Arbeitseinsatz mit Hand anlegte am eigenen Bau, und dadurch nicht nur die Baukosten in einem erträglichen Maße hielt, sondern darüber hinaus von vorneherein fest mit seinem Heim verwuchs. So ist in Dünne und von Dünne aus in ganz besonderer Weise der Gedanke der Selbsthilfe geprägt und verwirklicht worden, der heute im gesamten sozialen Bauwesen zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist.

Im Jahre 1931 wurde dann der Verein Heimstätte über die Grenzen der engeren Heimat hinaus auch zu einer Wirksamkeit im Rheinisch-westfälischen Industriegebiet aufgerufen. Dort entstanden unter seiner Leitung und Trägerschaft die ersten geschlossenen Arbeiter-Kleinsiedlungen, vor allem in den Gebieten von Remscheid-Lennep, Wuppertal, Schwelm und Beyenburg, bei denen nun nicht, wie im Ravensberger Lande, der einzelne Bauherr mit Hilfe seiner Familie und einigen Freunden und Nachbarn sein Haus errichtete, sondern eine Siedlerschar von z. B. 30 bis 40 Siedlern sich zusammenschloß, um eine geschlossene Siedlung zu errichten. Auch hier leistete der Verein Heimstätte eine Pionierarbeit, die zum Vorbild für Viele werden konnte und auch heute noch in die Zukunft weist.

Und wenn heute, in der noch größeren Wohnungsnot nach dem zweiten Weltkrieg die Gedanken von Siedlung und Selbsthilfe zum festen Bestandteil jeder sozialen Arbeit geworden sind, dann sollte nicht vergessen werden, welche Kämpfe und Schwierigkeiten damals die Vorkäm-

pfer dieser Gedanken, als deren eifrigster Einer der kleine Dünner Verein Heimstätte immer gewirkt hat, zu bestehen hatten, um sich gegen die vielfältigen Angriffe von allen Seiten zu behaupten und durchzusetzen.

Als Helfer für die Siedlungsarbeit im Industriegebiet rief der Verein Heimstätte junge Leute aus allen Ständen und Berufen auf, die nach einer Ausbildung als „Siedlungsschüler“ in dem inzwischen neu errichteten Heimathaus in Dünne, als Siedlungs- und Bauhelfer auf die mancherlei Bauplätze der Heimstätte zogen.

Und damit wurde der Verein Heimstätte zu seiner dritten Aufgabe geführt. Zu der Landbeschaffung in der Anfangszeit und zu der Bauarbeit in den folgenden Jahren trat nun die Förderung einer umfassenden Heimathilfe – nicht durch Propaganda und Theorie – sondern durch die praktische Verwirklichung des Gedankens, der den alten Dünner Mitarbeitern der Heimstätte von jeher am Herzen gelegen hatte, dass nämlich gerade auch die Angehörigen der sogenannten geistigen, akademischen Berufe ganz anders als bisher, selbst mit Hand anlegen müssten, wenn sie die sozialen Nöte verstehen und Abhilfe leisten wollen. Und was konnte hierzu besser geeignet sein, als die Mitarbeit auf den Bauplätzen, als die Zusammenarbeit mit den Arbeiter- und Siedlerfamilien rings um im Lande. Und so kamen dann im Laufe der Jahre eine ganze Schar junger Studenten und Menschen aus allen Berufszweigen nach Dünne, um hier zu lernen, dass sie jeder in ihrem Berufe und im Dienst des Volksganzen nur dann wirkliche Hilfe leisten können, wenn sie bereit sind, selber mit Hand anzulegen, wo es Not tut.

Mit dem Wirtschaftsaufschwung in den 30er Jahren und dem Fortfall der großen Arbeitslosigkeit trat zwangsläufig die Selbst- und Eigenhilfe und die arbeits- und zeitaufwendige Verwendung des Lehmbaues in den Hintergrund, der praktisch während des ganzen Bausommers die Mitarbeit der siedelnden Familie zur Voraussetzung hat. Der gutverdienende vollbeschäftigte Industriearbeiter findet nicht mehr die genügende Freizeit zum eigenen Hausbau, und der Lehm- und Ziegelbau wird von der Betonbauweise verdrängt. Auch die freiwilligen, nur mit seinem geringen Taschengeld entlohnten Siedlungsschüler und Helfer finden in der Wirtschaft schnell Lohn und gesichertes Auskommen. Damit war, zumal im dritten Reich, der Selbsthilfearbeit der Heimstätte Dünne die Voraussetzung entzogen. Pastor Gustav v. Bodelschwingh griff nunmehr einen alten Gedanken seines Vaters wieder auf, die Akademiker und insbesondere die künftigen Theologen im Rahmen ihrer Gesamtbildung mit praktischer Sozialarbeit vertraut zu machen. Im Heimathaus in Dünne wurde ein Evangelisches Sammelvikariat errichtet, in dem unter der Leitung von drei Theologen, einem Gärtner und einem Landwirt die praktische und soziale Arbeit neben die theologische Ausbildung gestellt wurde. Mit dem Krieg und dem Tode von Pastor Gustav v. Bodelschwingh im Jahre 1944 ging diese Arbeit zu Ende. Die hiesigen Gebäude wurden mit Evakuierten belegt und die Arbeit der Heimstätte ruhte. Gleich nach dem Zusammenbruch wurde von allen Seiten der Ruf nach dem Lehm- und Selbsthilfebau wieder laut. So nahm die Heimstätte, jetzt unter ihrem Leiter FW. v. Bodelschwingh, die alte Arbeit wieder auf. Er brachte hierfür gute Voraussetzungen mit, da er in jungen Jahren vor Abitur und Studium eine Tischler- und Zimmerlehre absolviert – und mit der Gesellenprüfung abgeschlossen hatte.

Wiederholt war er in den Semesterferien als Bauführer auf den mit Hilfe des Lehmbaues errichteten Arbeitersiedlungen im Industriegebiet tätig gewesen und hatte sich dort mit den Problemen der organisierten Selbsthilfe vertraut gemacht. Nun konnte er – nach schwerer Kriegsverletzung aus dem Staatsdienst als Verwaltungsbeamter ausgeschieden – von Bett und Rollstuhl aus die notwendigen Arbeiten in Gang setzen.

Das begann 1945 mit Lehrgängen für Baufachleute aus allen Besatzungszonen zur Einführung

in die Dünner Lehmbauweise, unter Verwendung materialsparender Konstruktionen. Es folgte die Mitbegründung des Deutschen Volksheimstättenwerkes und - nach der Währungsreform – die Beteiligung an der Gründung der Siedlungsgesellschaft des Hilfswerkes der Evang. Kirche in Deutschland, zusammen mit Dr. Eugen Gerstenmaier, dem langjährigen Leiter des Ev. Hilfswerkes in Stuttgart. Vor allem aber wurden im Heimathaus in Dünne Kriegsheimkehrer aus allen Berufen aufgenommen, die hier zunächst im ersten Nachkriegswinter 45/46 unter allereinfachsten räumlichen und ernährungsmäßigen Voraussetzungen zu Siedlungs- und Bauhelfern geschult wurden und unter der Anleitung eines schlesischen Baumeisters mit Sondergenehmigung der Handwerkskammer Bielefeld eine Kurzlehre als Maurergesellen unter besonderer Berücksichtigung des Lehmbaues absolvieren konnten. Viele dieser alten „Siedlungsschüler“ sind inzwischen in ihre ursprünglich erlernten Berufe zurückgekehrt und betrachten – zumeist in hervorragenden Stellungen in Staat und Wirtschaft, ihre „Dünner Lehrzeit“ als wesentlichen Lebensabschnitt.

Gleichzeitig erfolgte vom hiesigen Standort die Errichtung von ersten Einfamilienhäusern für Flüchtlinge und Vertriebene in der nun wieder gefragten Lehmbauweise. Nach einem Musterbau in Dünne, bei dem Altpräses Koch die ersten Lehmbröte verlegte, wurde in Westfalen mit der Westfälischen Landeskirche eine Kleinsthausaktion¹¹⁴ ins Leben gerufen, mit dem Aufruf an die Kirchengemeinden, in Eigenhilfe zumindest ein Flüchtlingshaus auf kirchlichem Grund und Boden zu errichten. Planung und technische Hilfeleistung für diese Aktion erfolgte durch unsere hiesigen Mitarbeiter. Unter der Mithilfe der hier ausgebildeten Siedlungshelfer wurden sowohl auf der Evang. Siedlung „Zum Heilsberg“ in Bad Vilbel, wie in Espelkamp mit den sogenannten „Dünner Gruppen“ erste Pionierarbeiten zur Errichtung von Selbsthilfesiedlungen geleistet, die zu der Errichtung von Lehmmusterbauten führte.

Dagegen wurde die frühere Bautätigkeit in eigener Trägerschaft nicht wieder aufgenommen, sondern wir beschränkten uns auf eine Mitarbeit in anderen Organisationen. Nachdem mit der Währungsreform und der Wiederbelebung der Wirtschaft – ähnlich wie in den 30er Jahren, Lehm- und Selbsthilfe in den Hintergrund traten, wurde die Bautätigkeit von hier aus beendet und die bewährten Baufachleute der Aufbaugemeinschaft Espelkamp und der GSG zur Verfügung gestellt.

In dem dadurch frei gewordenen Heimathaus, das inzwischen durch weitere Bauten ergänzt und erweitert worden war, trat nun die zweite traditionelle Aufgabe der Heimstätte die Jugendarbeit in den Vordergrund.

In der Zusammenarbeit mit der Sozialabteilung der Bodelschwingschen Anstalten in Bethel wurden Flüchtlingskinder in schulpflichtigem Alter aufgenommen und für ihre Betreuung und Schulung ein „Volksschulinternat“ aufgebaut. Die Kinder gingen in die örtliche Volksschule und blieben so lange hier, bis die häuslichen Verhältnisse eine Rückkehr in die Elternhäuser erlaubte.

In dieser Arbeit mit westdeutschen Kindern kam im Jahre 1957 eine neue Aufgabe hinzu. Der Landesverband der Inneren Mission bat uns, in das bestehende Internat für westdeutsche Schüler eine Gruppe von etwa 30 Spätaussiedlerkindern aufzunehmen, die bei der eben begonnenen Aussiedlung aus den polnisch besetzten Ostgebieten eine Einschulung und Einführung in die für sie noch fremde Umwelt verlangten. Dafür musste zunächst improvisiert werden, noch bevor die Fragen der Kostenübernahme und schulischen Betreuung geklärt waren.

¹¹⁴ Abb. 9

Als Lehrer wurde der pensionierte Hauptlehrer in Dünnerholz gewonnen, der in jungen Jahren eine zweiklassige Volksschule geleitet hatte und es verstand, 30 Jungen und Mädchen zwischen 6 und 15 Jahren in einer Klasse zusammenzufassen.

Die Arbeit wurde ihm dadurch erleichtert, daß die ostpreußischen, schlesischen, russischen und Siebenbürger Kinder einen großen Lerneifer mitbrachten und sich mit allen Kräften bemühten, so schnell wie möglich in die zumeist noch fremde deutsche Sprachwelt einzudringen. In unseren Häusern ergab sich eine fruchtbare und gute Zusammenarbeit mit den westdeutschen Kindern.

Sie konnten viel lernen von den urwüchsigen, noch zivilisatorisch unverdorbenen Ostdeutschen, die zumeist in bäuerlicher Arbeit groß geworden waren, die mit Vieh umgehen, mähen, spinnen und weben konnten und eine große Bereicherung für uns darstellten.

Aus den ersten provisorischen Anfängen entwickelte sich bald ein behördlich gefördertes Spätaussiedlerinternat mit Kostenträger, planmäßigem Unterricht mit Lehrkräften des Schulamtes Herford, kirchlichem Unterricht durch zuständige evang. und kath. Pfarrämter und vielseitiger Förderung auf allen Gebieten.

Durch eine gute Zusammenarbeit mit den örtlichen allgemeinen Schulen wurde es ermöglicht, dass die Kinder nach der Absolvierung ihres Förderschulunterrichtes noch eine Eingewöhnungsphase in Grund- und Hauptschule erlebten, ehe sie in die Schule am Wohnort der Eltern eingeschult werden konnten. Viele hundert Schüler sind so durch unsere Häuser gegangen, bis im Jahre 1980 die Förderschularbeit beendet wurde.

Die Notwendigkeit einer Internatsförderung trat in den Hintergrund, nachdem in wachsendem Maße am Wohnort der Angehörigen an den örtlichen Schulen Förderklassen eingerichtet werden, die es den Kindern ermöglichen, vom Elternhaus aus die notwendigen Kenntnisse zu sammeln.

In den hier frei gewordenen Häusern werden nun – immer noch im Rahmen unserer traditionellen Jugendarbeit – Lehrgänge, Seminare und Freizeiten durchgeführt. Das geschieht in der Weise, dass die jeweiligen Gruppen mit einem Lehrgangsteiler und eigenem Programm für Wochenende oder auch längere Zeit in unseren Häusern aufgenommen werden, um hier in teilweiser Selbstbedienung ihre Tagesaufgaben durchzuführen. Die Versorgung, erste Einweisung und allgemeine Betreuung erfolgt von hier aus, während die gesamte Gestaltung des Tagesablaufes, der Zeiteinteilung, der wichtigsten Dienste im Haus und in der Küche durch die Teilnehmer selbst geschieht. Die Teilnehmer kommen aus den verschiedensten Bereichen: Jugendgruppen des CVJM treffen zu Bibelarbeit und Rüstzeiten zusammen; Konfirmandengruppen begehen Vorbereitungstage mit ihrem Pastor; Schulklassen gestalten Sportfreizeiten; Seniorengruppen veranstalten Zusammenkünfte; Waldorfschulen führen besondere Ferienlehrgänge durch; Ausländergruppen verbringen in Zusammenarbeit mit dem Amt für Jugendarbeit des Kirchenkreises hier Ferienwochen und ähnliches mehr. Durch die teilweise Selbstbedienung der Gruppen – auch eine Selbstversorgung ist auf Wunsch möglich – gestaltet sich der Aufenthalt recht preisgünstig und erfreut sich seither, ohne jede Propaganda unsererseits, wachsender Beliebtheit.

Wenn somit die hiesigen Häuser zur Zeit sinnvoll „gefüllt“ und genutzt sind, so wird doch weiterhin die ursprüngliche Aufgabe, Bekämpfung der Heimat- und Wohnungsnot nicht aus den Augen verloren. In jüngster Zeit stehen angesichts der veränderten wirtschaftlichen Lage alternative Bauweisen wieder im Interesse der Öffentlichkeit. Eine vielbeachtete Ausstellung über Lehmbauten in aller Welt in Paris und Frankfurt hat den Blick wieder auf den Lehm-bau als eine Lösungsmöglichkeit der Wohnungsnot gerichtet, und es ist durchaus denkbar, dass die Heimstätte Dünne künftig noch einmal ihre alte Siedlungstätigkeit wieder aufgreifen

muss.

Bernhild von Bodelschwingh

Da Bernhild v. Bodelschwings schriftlicher Nachlaß und hier insbesondere ihre umfangreiche Korrespondenz, soweit sich diese Unterlagen in ihrem Hause befanden, nach ihrem Tode vernichtet wurden und sie zeitlebens auch im Schatten ihrer anpassungsfähigeren und eloquenteren Schwester Adelheid stand, sind nur spärliche schriftliche Quellen erhalten geblieben, die aber doch zusammen mit den Äußerungen derer, die sie näher kannten, eine verantwortbare Personenbeschreibung zulassen.

GvB sieht in seiner erstgeborenen Tochter Adelheid seine Favoritin und auch Nachfolgerin in der Heimstätten-Arbeit. Sie ist es, die er immer an seiner Seite wünscht, die ihn auf seinen vielen „Aufklärungsreisen“ begleitet, die wichtige Aufgaben auf den auswärtigen Baustellen erledigt und der er schließlich auch die Leitung des Klosterhofes überträgt. Die vier Jahre jüngere Bernhild dagegen ist der Mutter zugeordnet und unterstellt, mit der sie nur ein unterkühltes Verhältnis verbindet. Sie bleibt bis in den Krieg hinein in der Rolle einer höheren Tochter, der es nicht gelingt, aus diesen beengten Verhältnissen auszubrechen. Erst als sie 1941 die Pflege ihres schwer verwundeten Bruders übernimmt, gewinnt sie an Eigenständigkeit und auch ein wenig Anerkennung in der Familie. Aber angesichts des nahenden Todes bestimmt GvB Adelheid zu seiner Nachfolgerin, ohne Bernhild auch nur mit einer nachgeordneten Aufgabe zu betrauen.

Da sie bald nach Kriegsende über das Elternhaus verfügen kann, bietet sie hier unter bescheidensten Bedingungen gestrandeten Menschen in ihrem Haushalt eine vorübergehende Heimstatt. Zu sich holt sie als Mieter den Kriegsheimkehrer Wilhelm Riske mit Frau und Tochter, der ihr nicht zuletzt bei ihren Auseinandersetzungen mit Bruder Friedrich Wilhelm zur Seite stehen soll. Riske, vier Jahre jünger als Bernhild, stammt aus dem Nachbarhaus der Heimstätte, in dem die Bodelschwings während der Bauphase ihres Dünner Hauses gewohnt und vor allem die beiden Töchter Familienanschluß gefunden haben. Zu den acht Riske-Kindern entwickelte sich ein fast geschwisterliches Verhältnis und die Hausfrau wurde so etwas wie eine zweite Mutter, die mehr menschliche Wärme zu vermitteln wusste als das unruhige und unstete eigene Elternhaus. Zu ihrem Tod 1959 schreibt Adelheid aus Hausen bei Neu-Ulm an Bernhild:

Risken Mutter! Ich sehe sie vor mir, mit einem erhabenen Lächeln in den herben strengen Zügen ihres geliebten Gesichts. Wenn man so weit weg ist, geht die Welt des Unsichtbaren viel stärker über in die Welt des Sichtbaren. Oft weiß man gar nicht, ist der Mensch, an den man so sehr denken muß, auf der Erde schon gestorben – so gewaltig ist das Leben. Daß sie eine von den ganz großen Christen ist, einmalig und schöpferisch, dessen bin ich sicher. Mit ihr geht der letzte mütterliche Halt, den wir noch hatten, von der Erde.

Und an die Familie Riske:

Und dann kam der Brief, der mich noch tiefer mit Euch verbindet, im Danken und in der Wehmut. Dank dafür, dass uns Gott sie so lange erhalten hat, und für all den Segen, der von ihr ausging. Sie ist mir immer ein Stück der eigenen Mutter gewesen. Diese Liebe und Klarheit und Klugheit in allem, was sie dachte und sprach und tat. Um sie herum war immer das Leben, voll und ganz. Und sie, die schon dies irdische Leben mit allem Herzeleid so voll erlebt hat, wie wird sie erst in der himmlischen Herrlichkeit aufleben und erleben, die Freud, die kein Ohr jemals gehöret hier auf Erden!

Zwischenzeitlich ist Wilhelm Riske, dessen drei Brüder nicht aus dem Krieg heimgekehrt sind, wieder ins Elternhaus gezogen, in dem Bernhild immer wieder in schwierigen Lagen Halt, Geborgenheit und Hilfe sucht. Der Tod der greisen Mutter trifft sie entsprechend schwer. Kurz danach wird ihr Krebsleiden diagnostiziert.

Einen Einblick in die Verhältnisse im Hause Bernhilds gibt eine vielfältige Schilderung eines nicht sicher zu benennenden weiblichen Gastes, die im Jahre 1962 verfasst worden sein dürfte:

... Der äußere Rahmen ist karg, gemessen an den Bedürfnissen der heutigen Zeit. Da ist nicht von „Komfort“ in den kleinen altväterlichen Zimmern; das Essen, bestritten aus den Mitteln von Rentnern und Invaliden, muß zwangsläufig einfach sein. Immer wird von Allem das „Billigste“ eingekauft. Da ich gerade im Frühling dort war, erlebte ich das eifrige Suchen nach Frischgemüse. Spinat aus Brennesseln und gewissem Unkraut oder auch den köstlichen Löwenzahnsalat ... Über das Essen hörte ich kein einziges Mal murren, auch das Einfachste wurde dankbar vertilgt ... Aber ich habe dort noch eine andere Liebe gefunden, nach der sich mein Herz ein Leben lang sehnte; die Liebe zu einem „unbedingten Christen“. Man kann dieses Fräulein Bodelschwingh, von allen nur „Bernhild“ genannt, natürlich nur rein subjektiv betrachten, als eine Begegnung, die einem das Schicksal persönlich schenkte. Von diesem Standpunkt aus würde ich sagen, ich habe die lange entbehrte Schwester gefunden, einen Menschen gleicher Herkunft und Erziehung...was all das Wichtige und Wertvolle einschließt, was ein Elternhaus vor und nach dem Ersten Weltkrieg an Tiefem zu geben vermochte. Eine Schwester mit all den hohen Vorteilen, die das liebende Auge tiefdankbar bemerkt, dazu aber auch mit offen gesehenen Fehlern, die dem warm empfindenden Herzen leicht wiegen und es zu noch umfassender Hingabe anregen.

Dieser Standpunkt aber schmilzt zu einem Schatten zusammen, dessen man sich beinahe schämt, wenn man Bernhild als das betrachtet, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich ein Geschenk an die Menschheit. Freilich, ihr Leben vollzieht sich in äußerster Bescheidenheit, die so weit geht, dass sie nur geschenkte Kleider am Leibe trägt, oder solche, die sie in „Pangilo“ gekauft hat – sie, die von Natur Eigenwillige, mit starker künstlerischer Begabung ausgestattet. Um so heißer liebt sie die von Eltern und Großeltern her vererbten Dinge; diese leben in ihrem Herzen und sind das kleine, eng umgrenzte Reservat für ihren Hunger nach Schönheit. „Pangilo“, das muß ich erklären, ist ein afrikanisches Wort und bedeutet gerechte Verteilung. Es ist dies ein Lager in Bethel, das die Vorstufe zur Brockensammlung darstellt ... da wusste ich durch die Klarheit der Seele im ersten Augenblick, dass die dastand, in den geschenkten Kleidern vor dem primitiven Lehmhaus, ein Mensch war, der jeden gewohnten Rahmen sprengte. Mein Herz flog ihr nur so entgegen.

Aber so einfach ist das nicht mit den ganz großen Seelen, man kann sie nicht lieb haben wie irgendjemanden. Damals...erlebte ich sie ganz schlicht zwischen ihren Kranken und Heimatlosen, „die ihr Gott vor die Füße geweht hatte“, wie sie selbst sich ausdrückte. „Keinen von ihnen habe ich mir selbst ausgewählt“, sagte sie mehrmals. Ich sah, wie sie mit ruhiger Art durchs Haus ging, immer da erscheinend, wo sie gerade gebraucht wurde – hier gut zurendend, dort tröstend (wobei sie durch bereit ist, von ihrem Eigensten, ihrem Wesen oder von ihren Erfahrungen zu spenden, da, wo es wirklich Not tut). Sie gibt sich buchstäblich selbst – aber nicht in weichlicher Art. Ihre stille, warme Stimme kann auch sehr ernste Töne anschlagen – doch nur da, wo es für diesen Menschen gerade in diesem Augenblick nötig und zu seinem Heil unbedingt erforderlich ist ... Manches, die Art, wie sie ihre Krankheit trägt, oder ihr inneres Verhältnis zur Umwelt, haben mich vor Rätsel gestellt...es fehlte mir der Zugang. Jetzt erst beginne ich die wahre Größe dessen, was ich hier miterleben darf, zu ahnen. Diese Bernhild verkörpert das „ganz andere“; ihr Dasein, scheinbar so tief in der Welt stehend, ist

doch ganz über diese Welt hinausgehoben. Der Maßstab, den ich sonst bei Menschenbegegnungen in der Hand hielt – hier passt er nicht mehr.

Unverständlich und beklagenswert erschien mir zunächst die Art, wie sie ihrer eigenen Krebs-erkrankung gegenüberstand und – steht. Warum sollte es Gott nicht für richtig halten, sich rechtzeitig operieren zu lassen? Sollte er etwas gegen Bestrahlungen haben? Ja, erscheint es nicht beinahe wie eine geistige Arroganz, wenn man nicht alles tut, was die Ärzte zu raten vermögen und an ein „Wunder“ glaubt? Und dann erschienen mir manche ihrer Pläne als zu phantastisch, als „weltfern“. Sollte man sich und die Gemeinschaft z. B. mit einem echt Geisteskranken belasten, dessen Besserung oder gar Gesundung Ärzte für aussichtslos halten?

Diese Fragen, die ich mir bei genauerem Einblick in die Verhältnisse von Dünnerholz stellen musste, brachten mich anfangs in nicht geringe Not. Ich wollte nicht gern, dass Bernhild Fehler hätte! In Ihrer Nähe und für die Dauer des äußerlichen Beisammenseins freilich verschwinden solche Zweifel – man fühlt sich einfach getragen auf den Flügeln dieser starken Seele. Aber dann, wieder allein, kehren sie zurück und man fühlt sich ratlos ihnen gegenüber. Die erste Hilfe, die ich erfuhr, kam durch einen Ausspruch des Fräuleins von der Recke. Sie meinte: „Bernhild hat den Mut zur Erfolglosigkeit.“ ... Trotzdem glaube ich bei genauerem Hinschauen nicht, dass es vor allem diese Furchtlosigkeit ist, die Bernhilds vor der Welt oft hoffnungsloses Erscheinen bestimmt. Vielmehr steht über ihrem Leben mit 1. Kor. 13 geschrieben: Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, duldet alles und ihre Liebe höret nimmer auf ...! ... Man ist beglückt über diese Lösung und schwört sich, niemals mehr zu zweifeln. Bis dann der rationalistische Verstand des Gegenwartsmenschen sich von neuem regt mit der Frage: Ja, muß ich die Hoffnung gerade an Hoffnungslose hängen? Wäre die Liebe nicht besser angewandt bei tauglichen als bei untauglichen Fällen? Muß es denn sein, dass sie sich quälen und beschimpfen und treten lässt von Menschen, die ihrer Sinne nicht mächtig sind ...?

... Wir alle, die wir Bernhild lieben, sind, was die furchtbare Krankheit betrifft, mit ihr zu Narren in Gott geworden. Wir alle hoffen auf das Wunder und in unseren besten Augenblicken glauben wir auch daran ...

Adelheid weiß, wie schwer sich Bernhild damit tut, in unmittelbare Nähe ihres Bruders zu leben, der sich offenkundig nichts sehnlicher wünscht, als dass sie das Feld räumt und er damit nicht mehr ihrer Kontrolle und ihrer Kritik ausgesetzt ist. Statt sich offen auf die Seite ihrer vielfach bedrängten Schwester zu schlagen, entzieht sie sich ihrer Mitverantwortung, indem sie sich so weit wie nur irgend möglich von Dünne fernhält. Dabei hätte sie als Gesellschafterin der Heimstätte durchaus die Möglichkeit und wohl auch die Verpflichtung, an der einen oder anderen Stelle einzugreifen. Im März 1960 schreibt sie nach Dünne:

Friedrich Wilhelm ist eben ein ganz anderer Mensch als Bernhild und ich. Und alles ist so ganz, ganz anders geworden als zu den einmaligen Zeiten, als unsere Eltern noch lebten. Ich bewundere Bernhild, wie sie sich immer wieder die Kraft schenken lässt, an Friedrich Wilhelms Seite zu leben. Ich will Dir ganz ehrlich sagen, ich kann es nicht. Ich bin in Dünne ganz melancholisch geworden. Aber der Same, den die Eltern gestreut haben, geht doch auf – über das ganze Land, bis nach Afrika hinüber. Es ist der Samen der Liebe.

Bis ins Detail weiß Adelheid von dem tiefen Zerwürfnis ihrer beiden Dünner Geschwister und dem problematischen Umgang ihres Bruders mit den ihm anvertrauten Kindern, ist aber nicht bereit oder sieht sich möglicherweise auch nicht dazu in der Lage, Bernhild wenigstens auf ihrem letzten Lebensabschnitt gegen den Bruder beizustehen. Der drängt Bernhild schließlich massiv, den Klosterhof in Klosterbauerschaft freizugeben. Sie begibt sich, von ihrer Krankheit schon schwer gezeichnet, im Juli 1962 aus der Geborgenheit ihres freiwilligen Asyls bei

der frommen Bauersfamilie in Bieren-Dono für einige Tage ins Elterhaus und damit in die Nähe ihres Bruders. Sie schreibt dazu rückblickend mit zittriger Hand vom Krankenlager:

... seit 14 Tagen bin ich wieder hier. Leider hat mich die Zeit, die ich während der Übergabe des Klosterhofes in Dünne war, zurückgeworfen. Es ist meine Schuld, dass ich mir das alles so zu Herzen genommen habe. Nun muß ich hier ganz still halten.

Friedrich Wilhelm sieht sein Image im Dorf und in der Familie sehr wohl gefährdet durch den Rückzug seiner schwerkranken Schwester, die ihn nach seiner Kriegsverletzung so aufopferungsvoll gepflegt hat, zu fremden und vermeintlich schlichten, ihr nicht verpflichteten Menschen. So erbietet er sich, ihr einen Sanatoriumsaufenthalt zu bezahlen. Adelheid dazu: „Aber das ist ja Bernhild alles so fern, fern!“

Als die Sterbende sich nicht mehr wehren kann, wird sie für die letzten Lebenstage zurück in ihr Elternhaus geholt und dort von einer zur Hilfe gerufenen Diakonisse gepflegt. Ihre letzten Äußerungen sind nicht überliefert, Friedrich Wilhelm nimmt an der Beerdigung teil. Beigesetzt wird sie auf dem Privatfriedhof im Wiehengebirge neben ihren Eltern und ihrer Tante Marie von Ledebur. Einige Tage später schreibt ihre Verwandte Martha von der Recke:

Eine Cousine von uns schrieb mir, dass Herr Q. (der Bauer, in dessen Haus Bernhild gepflegt wurde, d. Vf.) am Grab die Seligpreisungen gelesen hat. Daraus spricht aber sehr viel wirkliches Verständnis für Bernhild. Mir tat dies wohl, dass er das getan hat. Trotzdem äußerlich alles so ungepflegt dort war, tat Bernhild die Wärme so gut und Natürlichkeit und Einigkeit. Das Wesentliche war in Ordnung, das war ihr so viel wichtiger. Ich glaube, keiner von uns ist so viel Hilfe gewesen wie diese Menschen. Ich bin dankbar, dass sie sie gehabt hat ... Ob man überhaupt noch erfahren kann, wie Bernhild in dieser letzten Zeit die Dinge sah? Vielleicht konnte sie es gar nicht mehr aussprechen, so schwach wie sie schon war. Man mochte ja gar nichts zu ihr sagen, was eine Antwort erwarten ließ und nach nichts fragen, von dem es ihr am Herzen lag, weil es sie hätte erregen können. Wie schwer hat sie gelitten, dass niemand ihre Aufgabe übernahm. Sie musste ja sehen, dass alles, was sie aufbauen wollte, weil niemand sie verstand, kaputt gehen würde. Deshalb – glaube ich – wollte sie nicht sterben, deshalb auch der Gesundheitsbeter. Ich fürchte, dass der seelische Schmerz dem körperlichen entsprach. Sie glaubte alles, hoffte alles, duldete alles und wurde damit zuschanden. Ich glaube, ihr Fehler, weswegen ihr – bei ihrer Selbstlosigkeit und Hingabe und Einsatz – doch so Vieles nicht glückte – der liegt so tief, den kennt nur Gott. Sie fühlte, dachte, litt tiefer wie alle ihre Kritiker und ihre Freunde wie ich, die nicht mit ihr gingen, gehen konnten, weil man es nicht verstand und versteht, und solche Wege kann man nur aus innerster Überzeugung gehen.

Ich glaube, dass all das Krause an der Oberfläche ganz nebensächlich ist, gemessen an dem äußerlich ganz Unscheinbaren, aber innerlich Großen und Wesentlichen, was sie anstrebte. Trotz aller dieser vielen Menschen, die sie so sehr liebten, ist sie unsagbar einsam und verlassen gewesen. Sie hatte eine Sicht, die sie niemandem vermitteln konnte. Und Manches, was uns falsch erschien, kam daher, dass sich an dem kleinsten Schimmer von Verständnis klammerte, wo er auch auftauchte. Welcher Mensch kann durch Jahre, Jahrzehnte solches Alleinsein aushalten!

Blut und Boden?

Den meisten Angehörigen der Familie von Bodelschwingh, die in dieser Arbeit betrachtet werden, suchen mit missionarischem Eifer und der Gewissheit, von höherem Orte aus dazu berufen zu sein, ihre Erfüllung darin, mit der Opfer- und Unterordnungsbereitschaft anderer

Menschen große Projekte zu verfolgen. Wo man im beengten Minden-Ravensberg, in dem vermeintlich ein Völkchen ohne ausreichenden Raum und mit ihm Bethel und schließlich auch die Heimstätte Dünne an ihre Grenzen stößt, da müssen ferne Ziele für diakonische Aufgaben ausgemacht werden, wenn man dauerhaft auf Wachstumskurs bleiben will. Nach der Expansion ins Wietingsmoor richtet sich der Blick über weit mehr als ein Jahrhundert nach Osten. „Richtungsweisend“ ist da schon das Engagement im Brandenburgischen Hoffnungsthal und später auch das Ausharren des GvB-Freundes Heinrich Grothaus als evangelischer Pfarrer im Posener Land zur Zeit der polnischen Herrschaft nach dem Versailler Diktat. Amrum und Bad Gastein sind da nur Randerscheinungen, deren Gemeinnützigkeit zumindest in wesentlichen Teilen nicht nachzuweisen ist. Den einfachen Menschen wird eine totale Ortsgebundenheit verordnet, während es die, die von Bethel und Dünne aus das allgemeine Heil des deutschen Menschen auf Blut und Boden predigen, selbst in permanenter Ruhelosigkeit in die Ferne zieht. Obwohl sich GvB vergeblich von seinem Idol Adolf Hitler erhofft hatte, dieser würde auch versuchen, die Kolonien für das Reich zurück zu gewinnen und damit auch die Betheler Missionsfelder in Afrika wieder deutscher Hoheit zu unterwerfen, kann er sich mit einer Beschränkung der Siedlungsarbeit nach den Vorstellungen von Vater und Sohn Bodelschwingh im Osten abfinden, zumal dann der Rußlandfeldzug noch ganz andere Perspektiven zu eröffnen scheint. Vor Herta Koenig auf Gut Böckel, die zu seinen großzügigen Heimstätten-Förderern zählt, entwickelt er Vorstellungen von einem großen Engagement in der Ukraine, wo der Vater der Gutsherrin mit dem Anbau von Zuckerrüben und deren Verarbeitung ein gigantisches Vermögen und sich den Titel „Zuckerkönig“ erworben hat.

Er, der sich mit der Zusage, nach der frühen Pensionierung als Gegenleistung für das geschenkte Haus sein weiteres Leben in Dünne zu verbringen, kann an keinem Ort wirklich Wurzeln schlagen, eine Lebensmitte finden. Die permanente Ruhelosigkeit, ja, das Getriebensein zu von ihm selbst gewählten und selbst auferlegten Aufgaben überschattet auch das eigene Familienleben. In ihrem Wesen ganz nahe steht ihm seine Tochter Adelheid, obwohl er deren konsequente Hinwendung zur Anthroposophie ihm schwer zu schaffen macht. Auch sie braucht in kurzen Abständen immer wieder neue Zielsetzungen und damit verbunden einen Ortswechsel, um nach einer letzten Zwischenstation in Dünne sich dann im hohen Alter noch für einen Lebensabend in Schweden zu entscheiden. Was für sie mit der Ausschöpfung des Heimstätten-Reiseetats beginnt, nimmt im Laufe ihres Lebens voller Unrast immer größere Formen an – und das stets im festen Glauben, dort unentbehrlich zu sein, wo es sie gerade hinzieht.

Nachdenkenswertes

Die letzten Zeitzeugen all dieser Vorgänge hat man ungehört gehen lassen, geblieben sind allerdings einige bemerkenswerte Spuren, die belegen, wie ungeniert man mit der deutschen Vergangenheit umgehen konnte. Die Aufbaugemeinschaft schenkte dem Nazi-Retter FWvB zum Dank ein historisches Espelkamper Fachwerkhaus, das auf dem Heimstättengelände wiedererrichtet wurde. Dahinter findet man ein „Teehaus“ (!), in dem bis in die 80-er Jahre Altgetreue alljährlich Führers Geburtstag zu feiern pflegten. Ganz in der Nähe verläuft seit der kommunalen Neugliederung in Erinnerung an besagte SS-Division die Nordlandstraße und gleich daneben die Bremer Straße als Verweis auf die Endstation der so segensreichen evangelischen Rattenlinie. In Espelkamp erhält derweil das nach einem berühmten schwedischen Erzbischof benannte Söderblom-Gymnasium ein Schulwappen, das aus der Halbierung des Zeichens der Nordland-Division entstanden ist – ein halbes Hakenkreuz mit abgerundeten

Haken!¹¹⁵ Doch damit nicht genug: Eine weitere Bildungsstätte heißt Ostlandschule, benannt nach dem Reichskommissariat Ostland. FWvB war seit einer Verwaltungstätigkeit in Schleswig-Holstein befreundet mit dem späteren Ostland-Reichskommissar Hinrich Lohse, dem man so in Espelkamp ein diskretes Denkmal setzen konnte. Am Rande seien noch die Ostlandstraße, die Max-Ilgner-Straße und der Bischof-Hermann-Kunst-Platz erwähnt, gelegen gleich neben der Martinskirche, wo der spätere Militärbischof zusammen mit Dibelius, Klaus von Bismarck und anderen frommen Befürwortern der Wiederbewaffnung über die pazifistische Fraktion der Synode triumphieren durfte.

Eines der bleibenden Verdienste des Bischofs ist die Spende des Altarkreuzes für die Thomaskirche, bezahlt aus der unerschöpflichen Kasse der Rattenlinie, verwaltet vom Kirchenkreis Herford. Kunst ließ sich schließlich noch in Schmalge dem Vernehmen nach ein Haus mit Luftschutzkeller bauen, fürchtete er doch, dass in Moskau wegen seines Engagements für die Bundeswehr eine Atombombe eigens für ihn reserviert sei. Dafür erhielt er nach eigenem Bekunden erheblich öffentliche Mittel, um sich dann schließlich doch auf dem Herforder Erika-Friedhof mit großem Gepränge beisetzen zu lassen. Weshalb in den Jahren extremer Wohnungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg die Hausbautätigkeit nicht wieder mit altem Elan aufgenommen wird, zumal sich mehrere Siedlungshelfer aus der Vorkriegszeit in Dünnerholz melden und erneut anpacken wollen, bleibt unklar. Im August 1945 kommen in Dünne auf einen Einwohner 8 qm Wohnfläche, Flur, Waschküchen und Nebengelasse eingerechnet! Gebaut wird von der Heimstätte dennoch jetzt lediglich noch das so genannte Seidel-Haus, obwohl größere Ländereien in Klosterbauerschaft für eine Bebauung zur Verfügung stehen. Der Dünner SPD-Bürgermeister Heinrich Heepmann, selbst Gründungsmitglied und Gesellschafter der Heimstätte, kann sich nicht durchsetzen und sieht sich deshalb gezwungen, an anderer Stelle durch die Gemeinde Behelfsheimen für Flüchtlinge und Evakuierte zu errichten.

Nachbemerkungen

Diese Abhandlung will schon aufgrund der völlig unzureichenden Quellenlage bzw. Quellenverfügbarkeit nicht den Anspruch erheben, den Anforderungen zu genügen, die gemeinhin an eine geschichtswissenschaftliche Arbeit zu stellen sind. Deshalb wird auch auf deren äußere Form bewusst weitgehend verzichtet. Das Dargestellte basiert ganz überwiegend auf mündlicher Überlieferung von Menschen, die selber Akteure oder anderweitig von den Ereignissen betroffen waren. Wirklich neutrale Beobachter unter den Zeitzeugen waren und sind nicht auszumachen. Auch der Autor selbst muss ein hohes Maß an persönlicher Befangenheit einräumen, weil er – wenn auch nur in bescheidenem Rahmen – in einen Teil der geschilderten Geschehnisse eingebunden oder aber auch unbeteiligter Zeuge war. Das gilt insbesondere für die Bewertung der Rolle und der Haltung von Bernhild von Bodelschwingh, die seiner Mutter sehr nahestand und deren Probleme und Nöte auch ein Kind bzw. einen Jugendlichen nicht unbeeindruckt lassen konnten.

Nicht zuletzt aus der Tatsache, dass der Autor sich als 16-jähriger an der Vernichtung des schriftlichen Nachlasses und zahlloser weiterer Dokumente aus der Zeit von etwa 1930 bis zum Tod der Enkelin Vater Bodelschwinghs beteiligen musste, sah er für sich die Verpflichtung erwachsen, über fast 60 Jahre auf Spurensuche zu bleiben. Die zusammengetragenen Informationen konnten in den meisten Fällen mehrfach mit Darstellungen anderer Personen abgeglichen werden, so dass auch ohne schriftliche Belege insgesamt ein hoher Wahrheitsgehalt erreicht worden sein dürfte, zumal „oral history“ ohnehin nicht per se Dokumenten unterlegen sein muss. Wo aber Archive wiederholt – unter welchen Gesichtspunkten auch

¹¹⁵ Abb. 28

immer – entsorgt, gezielt vernichtet, „ausgedünnt“ und/oder nur selektiv zugänglich gemacht wurden und werden, erwächst dem Historiker wie dem Journalisten die Pflicht, das Erinnerungsvermögen von Zeitzeugen auszuschöpfen und Quellen zu erschließen, die nicht den Weg in Archive gefunden haben. Das gilt in besonders hohem Maße für die Forschungsarbeiten, die sich mit dem Wirken von „Helfern der Menschheit“ und den mit ihren Namen verbundenen Einrichtungen befassen und die ihre Archive eigenverantwortlich zusammenstellen, ordnen, verwalten und öffnen.

Wer historische Forschung dadurch gravierend erschwert, dass er Archivalien vernichtet, verbirgt oder nur ausgewählten Personen zugänglich macht, muss aus eigenem Verschulden eine Umkehr der Beweislast hinnehmen, sofern es sich nicht um offensichtlich haltlose Anschuldigungen handelt oder belastbare Hinweise weitestgehend oder ganz fehlen.

Beim Gegenstand dieser Arbeit kommt erschwerend hinzu, dass inzwischen die vierte Generation einer in der öffentlichen Darstellung – und allgemein wohl auch Wahrnehmung – hervorragend beleumundeten Familie über das Quellenmaterial bestimmen kann bzw. konnte und Gremien, Einrichtungen und Körperschaften sowie auf dem Feld historischer Forschungen tätige Einzelpersonen sich des Themas bisher nahezu oder ganz verweigert haben. Dazu zählen die Ev. Kirchengemeinde Dünne, der Kirchenkreis Herford, die Ev. Landeskirche von Westfalen, die Stadt Bünde (Verwaltung und Rat), der Geschichtskreis Espelkamp und insbesondere der SPD-Stadtverband Bünde, der durch die maßgebliche Beteiligung von Sozialdemokraten an der Gründung der Heimstätte Dünne in hohem Maße berufen wäre, über den Weg der Nachforschung bzw. deren Unterstützung auf eine Neuausrichtung und Demokratisierung hinzuwirken.

Verbunden gefühlt hat sich der Verfasser bei dieser Arbeit in besonderer Weise Gottfried Stoevesandt, dem Urenkel Vater Bodelschwings, mit dem gemeinsam er die Aktenverbrennung nach dem Tode Bernhild v. B. besorgen musste. Stoevesandt, damals schon im Ingenieurstudium, erklärte am Ende der Arbeiten, er fühle sich nun, nachdem er immer wieder Einsicht in das Material genommen hatte, zutiefst betroffen und auch schuldig, und er werde für sich persönlich seine Konsequenzen daraus ziehen. Er ging nach diesem Ereignis auf deutliche Distanz zu seiner Sippe und trat schließlich auch aus der Kirche aus. Aufgrund einer schweren Kopfverletzung, erlitten bei einem Autounfall, war er für diese Aufzeichnungen nicht mehr ansprechbar. Ihm verdankt der Verfasser aber die frühe Sensibilisierung für das Thema.

Ein weiterer Mangel dieser Arbeit besteht darin, dass sie nicht abgeschlossen ist. Sie wird trotz der Unvollständigkeit schon zu diesem Zeitpunkt vorgelegt, weil sich damit die Hoffnung verbindet, dass ihre Lektüre den Anstoß zu einer gründlicheren Untersuchung des Gegenstandes geben kann, solange der Verfasser und sein Archiv noch zur Verfügung stehen.

Über einen langen Zeitraum war jegliches Bemühen vergeblich, einen Historiker aus der Region für das vielschichtige Thema zu gewinnen, der ohne aus persönlichem Betroffensein resultierender Voreingenommenheit sich der Sache hätte annehmen können. Zu den Angesprochenen gehörte auch Wolfgang Belitz, der im Vorfeld der Jubiläumsfeier im Jahre 2007 eine Veröffentlichung über Gustav von Bodelschwing¹¹⁶ angekündigt hatte, aber von den ihm angebotenen Dokumenten, Informationen und zu dem Zeitpunkt noch lebenden Zeitzeugen aus der Vorkriegszeit keinen Gebrauch machen mochte. Im Nachhinein sollte sich herausstellen, dass Belitz schon zu diesem Zeitpunkt in besonderer Weise mit dem

¹¹⁶ Abb. 14

Heimstätten-Leiter Dietrich v. B. und der Einrichtung verbunden war und somit seine Arbeit der langen Reihe von Darstellungen Bodelschwingscher Aktivitäten zugeordnet werden muss, denen es an der notwendigen Unabhängigkeit der Verfasser mangelt.

Anzumerken ist im Falle der Arbeit von Belitz noch, dass sie offenbar ungeprüft gefördert wurde von der Ev. Kirche von Westfalen, den von Bodelschwingschen Anstalten Bethel, dem Diakonischen Werk der Ev. Kirche von Westfalen, dem Ev. Kirchenkreis Herford, dem Institut für Kirche und Gesellschaft der Ev. Kirche von Westfalen, dem Westf.-Lipp. Landwirtschaftsverband und von der Heimstätte Dünne gGmbH. Belitz widmet in seinem Vorwort das Buch Dietrich von Bodelschwingh, „der aus dem Erbe seines Großonkels etwas Gutes gemacht hat“. Damit kann der Eindruck entstehen, dass hier summa summarum ein vermeintlich gutes Werk beschrieben und dessen Fortsetzung in einer generationenübergreifenden Familienberufung als begrüßenswert angesehen wird.

Die Annahme Belitz', GvB habe eine „charakteristische Neigung zur Verehrung einzelner Persönlichkeiten bis zum Personenkult“ besessen, die mit den Beispielen Vater B., von der Ropp und Heißdampf-Schmidt belegt werden soll, erscheint nicht ausreichend begründet. Die drei genannten Männer hatten ihm auf unterschiedliche Weise die Wege geebnet, auf denen er mehr als nur beiläufig Ehre und auch handfeste materielle Vorteile suchte und fand. Die unablässigen öffentlichen Belobigungen vor allem von Schmidt zumindest lassen auch die Vermutung zu, dass dessen Erben für die weitere Förderung der Heimstätte und der GvB-Familie ganz einfach bei Laune gehalten werden sollten. Von der Ropp, mit dem er keineswegs durchgängig theologisch und politisch auf einer Linie lag, hatte sich dadurch unentbehrlich gemacht, dass er ihm viele junge und tatkräftige Idealisten aus seiner Christlichen Kampfschar überließ, die schließlich maßgeblich die Jahre zwischen der Machtübernahme Hitlers und der Einrichtung des Sammelvikariats selbstlos überbrücken halfen.

Belitz' Beitrag über GvB in der Festschrift zur Hundertjahrfeier der Kirchengemeinde Dünne enthält keinerlei Hinweis auf das Sammelvikariat, wie es auch von den übrigen Autoren des Heftes nicht erwähnt wird.

Bewußt wird in dieser Arbeit nicht näher auf diese beiden in der Tat bemerkens- und bewundernswerten Förderer eingegangen und auch auf eine ausführliche Darstellung des Lehm-bauverfahrens verzichtet, da dazu bereits mehrere und durchaus aussagekräftige Veröffentlichungen vorliegen. Auch das Sammelvikariat ist nur kurz angerissen, weil Ulrich Rottschäfer dazu zwei Arbeiten (siehe Bibliografie) vorgelegt hat, die den Gegenstand ausreichend gründlich und weitestgehend auch wohl zutreffend beschreiben. Mehr kann auch heute angesichts der weiterhin mehr als dürftigen Quellenlage kaum geleistet werden. Wesentliche Akten dazu wurden nach dem Tode Bernhild v. B. vernichtet, das Heimstättenarchiv war dem Hiddenhauser Pfarrer Rottschäfer nicht zugänglich und den schriftlichen Nachlaß des Dozenten Martin Stallmann hat seine Witwe Edith Stallmann bearbeitet. Von ihr wird – vermutlich aus nachvollziehbaren Gründen – der Versuch unternommen, den Vorwurf der Nähe zur NS-Ideologie weitestgehend zu entkräften. Dieter Brunswig handelt in seiner Bartelheimer-Kurzbiografie das Vikariat sehr knapp ab, ohne näher auf die theologische Ausrichtung einzugehen.

Der Abschnitt nach dem Tode von FWvB wird wohl erst mit einigem Abstand zu beschreiben und zu beurteilen sein. Viele Informationen aus der Kinderheimzeit konnten nicht einfließen, weil die meisten Betroffenen zu jetzigem Zeitpunkt noch leben dürften, aber wegen ihres unbekanntes Aufenthaltsortes nicht um eine Einwilligung zu einer Veröffentlichung gebeten werden konnten.

Benutzte Archive:

Archiv der westfälischen Landeskirche, Bielefeld
Archiv Amtsgericht Bad Oeynhausen
Staatsarchiv Detmold, Detmold
Kommunalarchiv Herford, Herford
Privatarchiv Alfred Grönemeyer, Hüllhorst-Oberbauerschaft
Privatarchiv Dirk Finkemeier, Espelkamp
Privatarchiv J. Lübeck, Bünde
Stadtarchiv Bünde, Bünde
Stadtarchiv Bielefeld, Bielefeld
Stadtarchiv Espelkamp, Espelkamp
Stadtarchiv Hameln, Hameln
Stadtarchiv Lübbecke, Lübbecke

Personen, die mittel- und/oder unmittelbar mit Gesprächsbeiträgen, Auskünften oder hinterlassenen Briefen und anderen Dokumenten zu dieser Arbeit beigetragen haben:

Prof. Dr. Lothar Albertin, Egon Bahr, Gerhard Bartelheim, Heinz Bartocha, Jean Baudry, Ulrich Beinke, Marie Blase geb. Sterwerf, Richard Böttcher, Bernhild von Bodelschwingh, Friedrich von Bodelschwingh III, Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh, May Bokämper, Wilhelm Brömmelmeier, Anna Busse geb. Riske, Carola Cuipers, Gerhard Daimler, Dr. Karl Deerberg, Dr. Hubert Döller, Siegfried Drees, Wilhelm Dubbel, Dirk Finkemeier, Wilhelm Flachmann, George Fleuriot, H. Gareis, Dr. Werner Generotzky, Prof. Dr. Herbert Girgensohn, Martin Gohlke, Arnold Greimann, Marie Gröger geb. Riske, Alfred Grönemeyer, Magdalene Günther, Erich Hampe, Siegfried Handschla, Luise Heim und Ehemann, Karl Heepmann, Ed Heidmann, Waltraud Helmert geb. Humpert, Manfred Hellmann, Heinrich Holdmann, Luise Holdmann geb. Riske, August Heißmeyer, Erika Irmer geb. Schöttler, Philip Jandot, Karl Heinz Kämper, Richard Kaselowsky jr., Rolf Kellermeier, Wilhelm Kemner, Hartmut Klocke, Herta Koenig, Siegfried Körber, Dr. Robert Körber, Bruno Koslowski, Erich Kötter, Siegfried Kramlowski, Hanna Kreyszig, Dr. Lothar Kreyszig, Uwe Kreyszig, Kuhfeld, D. Hermann Kunst, Dr. Klaus Loscher, Gottfried Lübeck, Martha Lübeck geb. Riske, Ernst Maoro, Hermann Marten, Hanna Matschke geb. Brocke, Wilhelm Meixner, Dr. Dietmar Mewes, Günter Peperkorn, Albert Pürsten, Gottfried Quest, Lucien Rault, Luise Riske geb. Thüner, Wilhelm Riske, Edelgard von der Ropp, Agnes Rösler, Ingeborg Sanders geb. Wessel, Waltraud SaxDemuth, Christina v. Schilling geb. v. Aderkas, Dr. Rudolf Schlüter, Ewald Schönebeck, Gertrud ScholtzKlink, Friedrich Seeberg-Elverfeldt, Hedwig (Hedda) Seeberg-Elverfeldt, Ina Seeberg-Elverfeldt, Herbert Seeberg-Elverfeldt, August Sieker, Dr. Rubi Simon, Fritz Steding, Gottfried Stoevesandt, Margarete Stoevesandt geb. v. B., Johannes Thiele, Gerhard Thüner, Fritz Tobias, Reinhard Tödtmann, Udo Walendy, Adelheid Weerts geb. v. B., Wilhelm Weier, Elisabeth Weingärtner, Wolfgang Weiß, Clara Wobker, Henny Wobker, Dr. Friedrich Zimmermann u. v. a..

Bibliografie:

Albertin, Lothar: Jugendarbeit 1945. Neuanfänge der Kommunen, Kirchen und politischen Parteien in Ostwestfalen-Lippe, München 1992
Bauks, Friedrich Wilhelm: Die ev. Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980
Belitz, Wolfgang: Gustav von Bodelschwingh, Berlin 2007
Benad, Matthias, Schmuhl, Hans-Walter, Stockhecke, Kerstin (Hrsg.): Endstation Freistatt, Bielefeld 2009
Benning, Ludwig: Gereimtes und Ungereimtes zum Bänder Wunschkonzert; Bünde 1941
Bertelsmann Lexikon-Verlag (Hrsg.): Deutschland, Gütersloh 1968
Bodelschwingh, Friedrich v.: Lebendig und frei; Bethel b. Bielefeld 1946
Bodelschwingh, Fritz v.: Aus einer hellen Kinderzeit, Bethel b. Bielefeld 1963
Bodelschwingh, Fritz v.: Friedrich v. Bodelschwingh, Bethel b. Bielefeld 1941 und 1980
Bodelschwingh, Gustav v.: Aus dem Leben eines deutschen Erfinders, Nachdruck aus Bote von Bethel, Bethel 1924
Bodelschwingh, Gustav v.: Der Ruf eines Einsamen, Stuttgart
Bodelschwingh, Gustav v.: Friedrich v. Bodelschwingh, Bethel b. Bielefeld 1922
Bodelschwingh, Gustav v.: Aus Gustav v. Bodelschwinghs Wandertasche, Gladbeck 1949
Braun, Max: Adolf Stoecker, Berlin 1912
Braune, Paul: Hoffnungsthal eine Heimat für Heimatlose, Bethel b. Bielefeld 1935
Brinkmann, Ernst u. Hey, Bernd: Jahrbuch für Westf. Kirchengeschichte Bd. 89, 1995
Busch, Wilhelm: Plaudereien in meinem Studierzimmer; Gladbeck 1976
Casdorff, Claus Hinrich (Hrsg.): Weihnachten 1945, München 1984
Christliches Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg, Gütersloh 1891
Degen, Barbara: Bethel in der NS-Zeit, Bad Homburg 2014
Gemeinde Dünne (Hrsg.): 800 Jahre Dünne, Dünne 1951
Ev.-luth. Kirchengemeinde Dünne (Hrsg.): 100 Jahre ev.-luth. Kirchengemeinde Dünne, Bünde 2003
Frei, Norbert (Hrsg.): Medizin und Gesundheitspolitik in der NS-Zeit, München 1991
Gerstenmaier, Eugen: Hilfe für Deutschland, Frankfurt a. M. 1946
Gerstenmaier, Eugen: Streit und Friede hat seine Zeit, Frankfurt a. M. 1981
Geschichtskreis Espelkamp: Birger Forell und Espelkamp, Espelkamp 2018
Hampe, Erich: ...als alles in Scherben fiel, Osnabrück 1979
Haug, Martin: Die einen guten Kampf gekämpft; Stuttgart 1958
Hoffmann, Heinrich (Hrsg.): Deutscher Osten, München 1942
Honolka, Bert: Die Kreuzelschreiber, Hamburg 1961
Horstmann, Friedrich: Friedrich v. Bodelschwingh, Bielefeld 1967
Jantke, Carl, Hilger, Dietrich (Hrsg.): Die Eigentumslosen, Freiburg, München 1965
Jasper, Gerhard: Ein Herold Gottes, Berlin 1941
Kaiser/Nowak/Schwartz: Eugenik, Sterilisation, >Eutanasie<, Berlin 1992
Kaiserswerther Verband (Hrsg.): Diakonissenbuch, Düsseldorf 1935

Kemner, Heinrich: Da kann ich nur staunen, Wuppertal 1983
 Klee, Ernst: „Die SA Jesu Christi“; Frankfurt a. M 1989
 Kleine, Erich(Hrsg.): 50 Jahre Kirchengemeinde Hagedorn, Bünde 1961
 Kluge, Alexander: Unheimlichkeit der Zeit; Frankfurt a. M. 1977
 Koenigswald, Harald v.: Birger Forell, Witten 1962
 Köpper, Dieter: Ihr seid zur Freiheit berufen, Lübbecke 1987
 Kreisheimatverein Herford e. V. (Hrsg.): Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford Bd. 25, Bielefeld 2017
 Landgrebe, Wilhelm: Der Heißdampf-Schmidt, Gießen 1956
 Lettow-Vorbeck, Paul von: Heia Safari!, Leipzig 1920
 Lettow-Vorbeck, Paul von: Meine Erinnerungen aus Ostafrika, Leipzig 1920
 Liebenzeller Mission (Hrsg.): Missionsglöcklein 20. Jahrg., 1928
 Loscher, Klaus: Studium hinter Stacheldraht, Neunkirchen-Vluyn 1997
 Lüpke, Reinhard: Geschichte der Gemeinde Hüllhorst, Hüllhorst 1987
 Meyer-Peitmann, Wilhelm (Hrsg.): 850 Jahre Dünne, Bünde 2001
 Motzkau-Valeton, Wolfgang (Hrsg.) Freistatt / Menschen – Land – Arbeiten, Bielefeld 1999
 Motzkau-Valeton, Wolfgang: Streiflichter aus der Geschichte der Diakonie Freistatt, Diepholz 1999
 Neumann; Hildegard: Gustav Neumann und das „Bodelschwingh-Boot“, Deutsches Schiffsarchiv 1978
 Neumann,Victor u. Wilms, Patricia: Die Akte G. Rudolf, Burg 2007
 Oberpenning, Hannelore: „Arbeit, Wohnung und eine neue Heimat...“, Essen 2002
 Ögren, Gustaf: Unter Kriegsgefangenen und Flüchtlingen, Hille 2016
 Opitz, Eckhardt: Die Bismarcks in Friedrichsruh, Hamburg 1990
 Paetow, Karl (Hrsg.): Bünde im Widukindsland, Berlin u. Holzminden 1953
 Ravensb. Missions-Hilfsgesellschaft (Hrsg.): Ev. Monatsblatt für Westfalen, 2. Jahrg. 1846
 Ronicke, Curt (Hrsg.): Unser Pastor Fritz, Bethel 1957
 Rudolph, Hartmut: Ev. Kirche und Vertriebene, Göttingen 1984
 Roehl, Karl: Ostafrikas Heldenkampf, Berlin 1918
 Ropp, Friedrich v. d.: Wandlung oder Chaos, Karlsruhe 1950
 Ropp, Friedrich v. d.: Zwischen gestern und morgen, Stuttgart 1963
 Rottschäfer, Ulrich: 100 Jahre Predigerseminar in Westfalen 1892-1992, Bielefeld 1992
 Rudolph, Hartmut: Evangelische Kirche und Vertriebene 1945-1972, Göttingen 1984
 Sahrhage, Norbert: Bünde zwischen „Machtergreifung“ und Entnazifizierung, Bielefeld 1990
 Schäfer, Joachim: Ökumenisches Heiligenlexikon, Stuttgart o.J.
 Schäfers, Fritz (Hrsg.): Im Lande Hermanns und Wittekinds, Dortmund o. J., verm. 1937
 Schalck-Golodkowski, Alexander: Deutsch-deutsche Erinnerungen, Hamburg 2019
 Schenkel, G. (Hrsg.): Der Protestantismus der Gegenwart, Stuttgart 1926
 Schmalenbach, Marie (Hrsg.): Evangelien-Predigten von Th. Schmalenbach, Gütersloh 1902
 Schneider, Susanne: Ernst Jüngers „Atlantische Fahrt“, Berlin 2010
 Schoneweg, E. (Hrsg.): Minden-Ravensberg – Ein Heimatbuch, Bielefeld u. Leipzig 1929
 Schönnbeck, Ewald: 100 Jahre Schule Dünnerholz, Bünde 1982
 Schulte, Jan Erik, Wild, Michael (Hrsg.): Die SS nach 1945, Göttingen 2018
 Seidler, Franz W.: Avantgarde für Europa, Selent 2004
 Severing, Karl: Mein Lebensweg, Köln 1950
 Siemens, Daniel: Horst Wessel, München 2009
 Simon, Ruby: Espelkamp, Lübbecke o. J.
 Stallmann, Edith: Martin Stallmann – Pfarramt zwischen Republik und Führerstaat, Bielefeld 1989
 Stallmann, Edith: Martin Stallmann – Ein westfälischer Pfarrer im Kirchenkampf (1934-1948)
 Stoevesandt, Karl: Bekennende Gemeinden und deutschgläubige Bischofsdiktatur; Göttingen 1961
 Stoevesandt, Margarete u. Friedrich v. Bodelschwingh: Julia v. Bodelschwingh, Bielefeld 1980
 Taube, Arved v.: Die Deutschbalten, Lüneburg 1973
 Trittelwitz, Walter: Kriegsbilder aus der Missionsarbeit Deutsch-Ostafrikas, Bethel 1916
 Verein Heimstätte Dünne (Hrsg.): Der Verein Arbeiterheim zu Bielefeld, Dünne 1936
 Weiß, Konrad: Lothar Kreyssig, Gerlingen 1998
 Weindel, Matthias: Leben und Lernen hinter Stacheldraht, Göttingen 2001

Zur Quellenlage, Dierk Schäfer

Die Quellenlage ist – wie schon mehrfach erwähnt – prekär in der Hinsicht, dass Vieles nicht schriftlich niedergelegt ist. Zum Teil geht Herr Lübeck selber auf das Problem ein. Ich habe deswegen mit einem Kirchenhistoriker gesprochen. Was ich dazu hörte, war wenig ermutigend. Zum einen beklagte er, dass sie, die Historiker, der Vielzahl von Quellen aus der neueren Geschichte kaum noch nachkämen. Da könnten sie nicht auch noch Quellen aus allgemeinen Zeitungen/Zeitschriften, aus dem Internet oder gar vom Hörensagen berücksichtigen, sondern nur Archivmaterial oder dokumentierte Zeugenaussagen aus eigenem Erleben.

Diese Aussage ist nun selber prekär. Wir haben es bei den infrage stehenden Sachverhalten (Kinderheime, Misshandlungen, Missbrauch) mit Übergriffen zu tun, die – weil illegal – nicht in die Protokolle gelangten. Zudem wurden Akten regulär, aber auch gezielt vernichtet – oder sie sind ganz einfach nicht frei zugänglich. Institutionen schützen sich und ihr Image. Manche

Dinge kommen eher zufällig ans Tageslicht, so wie kürzlich bei der Recherche zu Werenfried van Staaten.¹¹⁷ Zudem gibt es Auftragsforschung mit gelenkter Aufmerksamkeit.¹¹⁸ Es ist eben doch mehr in der Welt, als in den Akten steht.¹¹⁹ Akten kann man vernichten und manipulieren. Historiker, die sich auf Akten beschränken, sind von ihrer Methode her beschränkt.

Doch die wissenschaftlichen Vorbehalte bleiben. Darum hatte ich Herrn Lübeck gebeten, etwas mehr zu seinen Quellen zu sagen.

Seine Antwort¹²⁰:

„die Informationen für meine Arbeit kommen in erster Linie aus mitgehörten und/oder persönlich geführten Gesprächen - und das über einen Zeitraum von über 60 Jahren. Ich könnte den von mir aufgeführten Informanten deren Verbindung zu den beschriebenen Komplexen zuordnen, was aber in den meisten Fällen ein schwieriges Unterfangen bedeuten würde. Zum Beispiel habe ich zur Arbeit des Kinderheimes in der Heimstätte ca. 25 ehemalige Zöglinge befragt, von denen aus den unterschiedlichsten Gründen keiner namentlich als Quelle genannt werden will bzw. wollte. Einige haben in ihrem späteren Lebensumfeld zu ihrer Heimzeit geschwiegen oder sie in milderem oder aber in übertrieben schlechtem Lichte dargestellt. Dieses Problem ist Ihnen sicher in Ihrer Tätigkeit auch häufig begegnet. Hier kann man letztlich nur mit journalistischen Mitteln arbeiten und über ein Abgleichen der unterschiedlichen Aussagen zu einer belastbaren Darstellung kommen.

So bin ich unter Beachtung aller journalistischen Sorgfaltspflichten auch mit den Informationen der übrigen Primär- und der Sekundärzeugen umgegangen, zu denen ich selbst auch gehöre, was die Arbeit zusätzlich erschwert, weil Selbstbiografisches schon wegen der Tendenzgefahr eigentlich nicht in ein journalistisches Produkt gehört. Hier war es allerdings unvermeidlich. Mit den Mitteln des Historikers habe ich da gearbeitet, wo schriftliche Quellen vorhanden und mit einem vertretbaren Aufwand zu erschließen waren. So verfährt seriöser Journalismus, ohne dabei in der Regel seine mündlichen wie schriftlichen Quellen zu benennen. Er setzt sich damit immer der Gefahr aus, als Legendenschreiber oder Pfuscher früher oder später von Kennern der Materie entlarvt zu werden. Weiter ist es so, dass man bei brisanten Themen und Sachverhalten häufig nicht umhinkommt, Vertraulichkeit zuzusichern, um an die erforderlichen Informationen zu kommen. Deshalb wird ja auch dem Journalisten ein Zeugnisverweigerungsrecht zugestanden.

Der in seine schriftlichen Quellen verliebte Historiker hat es sich da deutlich leichter, weil er seine Darstellungen zumindest scheinbar zuverlässig durch deren Benennung untermauern kann. Und wo er Quellenkritik wagt, kann er seine vermeintlichen Beweise auch wieder nur mit schriftlichen Quellen führen, deren höheren Wahrheitsgehalt er dann aber letztendlich auch nicht belegen kann. Die Geschichtswissenschaft ist eben leider keine exakte Wissenschaft und damit keinesfalls von einem höheren gesellschaftlichen Wert als der gewissenhafte und damit seriöse Journalismus – auch wenn die Historiker das nicht gerne hören und sich mehrheitlich den Mühen und Gefahren, die den Forschenden auf dem Felde der oral history

¹¹⁷ <https://www.katholisch.de/artikel/28678-vergewaltigungsvorwurf-gegen-speckpater-werenfried-van-straaten>

¹¹⁸ Ulrike Winkler und Hans-Walter Schmuhl, Das Stephansstift in Hannover (1869-2019), Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, Band 33, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld. Diese Forscher haben sich auf ihren Auftrag und die Akten beschränkt. Sie haben merkwürdige Akteneinträge nicht hinterfragt und auch keine eigenen Recherchen über die Aktenlage hinaus unternommen. Dazu demnächst meine Rezension über ihre Jubiläumsschrift zur 150-jährigen Geschichte des evangelischen Stephansstifts in Hannover. - Ich habe recherchiert.

¹¹⁹ Quod non est in actis non est in mundo. <https://www.proverbia-iuris.de/quod-non-est-in-actis-non-est-in-mundo/>

¹²⁰ Mittwoch, 10. Februar 2021

erwarten, erst gar nicht aussetzen. Dabei ist die artverwandte Kriminalistik ja inzwischen „wissenschaftlicher“ als die Geschichtsschreibung. Aber das wissen Sie ja besser als ich. Am Beispiel der von mir behaupteten „evangelischen Rattenlinie Nord“ läßt sich eindrucksvoll aufzeigen, dass vermeintlich im Bereich NS hochkompetente Historiker diese nicht auf dem Schirm haben, nur weil die Stille Hilfe, die Hiag und noch klandestinere Organisationen naturgemäß keine brisanten Akten geführt und schon gar nicht solche an Archive abgeführt haben. Da muss man schon mal sein Gelehrtengehäuse verlassen, seinen Gelehrtdünkel ablegen und sich in die Niederungen der mühseligen Zeugensuche und -befragung begeben. Der etablierte Historiker qualifiziert nun einmal nur zu gerne jede Form der Wahrheitserforschung ab, die der seinigen nicht entspricht. Das möchte man ihm zugestehen, wenn er wenigstens gelegentlich bereit wäre, mit seiner Methodik das zu falsifizieren, was er aus seiner höheren Sicht für falsch hält.

Ich wäre schon dankbar, wenn das beispielsweise ein Historiker oder besser noch eine Forschungsgruppe am Beispiel der Vertriebenenstadt Espelkamp wagen würde, nachdem man die Zeitzeugen weitestgehend ungehört hat wegsterben lassen. Aber das ohne Vorgaben dessen, der die Veranstaltung finanziert.

Zu meiner Arbeit kann ich Quellennachweise nur in ganz bescheidenem Rahmen liefern. Wenn Sie mir ein wenig Zeit lassen, werde ich sie mehr exemplarisch an besonders „fragwürdigen“ Stellen einfügen. Das Format einer wissenschaftlichen Arbeit nach dem Verständnis unserer Historiker vermag ich aber keinesfalls zu liefern. Da halte ich es ganz unbescheiden mit Luther und lasse mich gerne durch die Schrift(en) überwinden. Hoffentlich halten Sie meine Antwort nicht für gänzlich unzulänglich.

Nach meiner Einschätzung hat sich Herr Lübeck reflektiert der ihm bewussten Problematik gestellt. Ich halte ihn darum für einen ernstzunehmenden glaubhaften Zeugen vom Hörensagen¹²¹. Er hat mit dieser Arbeit einen Beitrag zur Sozialgeschichte, hier speziell der „Firma Bethel“ geleistet, die nicht im Grundrauschen wissenschaftlich belegter Erkenntnisse untergehen sollte.

Zu den mündlichen Quellen hatte Herr Lübeck bereits vor meiner Nachfrage geschrieben.

Mündliche Quellen

„Zu Margarete Stoevesandt¹²² hatte ich über viele Jahre einen engen und sehr informativen Kontakt, ihre Darstellungen deckten sich mit denen meiner Mutter. Von schriftlichen Quellen weiß ich nicht, einige mögen aber im Bethel-Archiv vorhanden sein, wenn nicht durch Bereinigungsmaßnahmen vernichtet. Da mein eigentliches Thema die Heimstätte Dünne ist, habe ich dort nicht nachgeforscht - auch in der Erwartung, dass kaum etwas zu finden ist bzw. zur Verfügung gestellt wird.“

„Margarete Stoevesandt hat zwei Kinder, der Name der Tochter ist mir entfallen. Zusammen mit ihrem Sohn Gottfried, zuletzt Dipl.-Ing. in Schweinfurt, habe ich die belastenden Heimstätten-Archivalien nach dem Tode von Bernhild, in deren Haus sie verwahrt wurden, vernichten müssen. Zu den wenigen Dingen, die ich sicherstellen konnte, gehört das SA-Liederbuch von Friedrich III mit handschriftlichem Namenseintrag und von Hand nachgetragenen Liedern¹²³. Friedrich III hat nachweislich eng mit der Stillen Hilfe gearbeitet.“

¹²¹ Als **Zeuge vom Hörensagen** wird im [deutschen Recht](#) ein **Zeuge** bezeichnet, der Angaben bekundet, die jemand ihm gegenüber zu einem bestimmten **Ereignis** gemacht hat.

https://de.wikipedia.org/wiki/Zeuge_vom_H%C3%B6rensagen

¹²² Tochter von **Wilhelm von Bodelschwingh**, verheiratete Stoevesandt

¹²³ Abb. 27

„Vor allem die Dahlemer BK-Vertreter waren entsetzt über den Rücktritt, da unter den gegebenen Umständen kein neuer Mann von öffentlichem Gewicht mehr aufgebaut werden konnte. So hat es u. a. auch der Magdeburger Präses Lothar Kreyszig dargestellt, der in der sächsischen BK aktiv war und sich als Amtsrichter konsequent geweigert hatte, der Euthanasie zuzuarbeiten. Kreyszig war wiederholt für längere Zeit Gast meiner Eltern und hat aus dieser Zeit ausführlich berichtet.“

Zum Autor

„Zu meiner Person: geb. 7. 10. 1945 in Stendal (auf der Flucht), 8 Jahre Volksschule in Dünnerholz (heute Bünde), Aufbauschule Espelkamp (Söderblom-Gymnasium), Bundeswehr, Volontariat Tageszeitung Bielefeld, Redaktionsleiter Regionalausgaben Höxter und Lübbecke, berufsbegleitendes Studium Lehramt (ev. Theologie, Geschichte, Technik) mit Abschluß, Chefredakteur einer Fachzeitschrift für die Zweiradbranche, jetzt Inhaber eines Antiquariats mit Schwerpunkt Geschichte in Tangermünde“

„Zu meiner persönlichen Betroffenheit: Mein Eltern waren Mitarbeiter des Gustav v. B.. Mein Vater hat kurz vor Kriegsbeginn vorübergehend in Freistatt gearbeitet, um dort die Torfgewinnung und Moorkultivierung, aber auch die Menschenführung Bodelschwingscher Art kennenzulernen, um dann nach dem erhofften Endsieg als Wehrbauer in Weißrußland tätig werden zu können - mit Zwangsarbeitern aus der einheimischen Bevölkerung. Mein Vater hat sich bis zu seinem Tode nicht innerlich von System B. lösen können, was zu erheblichen Spannungen in der Familie geführt hat.

Weil die Heimkinder der Heimstätte Dünne mit uns Dorfkindern die acht Jahre in die Volksschule und auch in den Konfirmandenunterricht gingen, war das Unrecht ständig sichtbar gegenwärtig. Dazu kamen die damit verbundenen leidenschaftlichen Klagen der Bernhild v. B. in meinem Elternhaus. Und ich habe hier bis heute den keineswegs gemeinnützigen Umgang mit der Einrichtung vor Augen.“

Bünde, Juli 2019

Johannes Lübeck

Wiehenstraße 84

32257 Bünde

05223-4939780

antiquariat-jl@gmx.net

Abbildungen

Die Abbildungen, meist Photos, und ihre Beschreibung stammen aus dem Bestand von Johannes Lübeck.

Die Photos sind original und wurden lediglich optisch verbessert durch Veränderung der Helligkeit und der Tiefenschärfe.

Augenblenden wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte zugefügt.

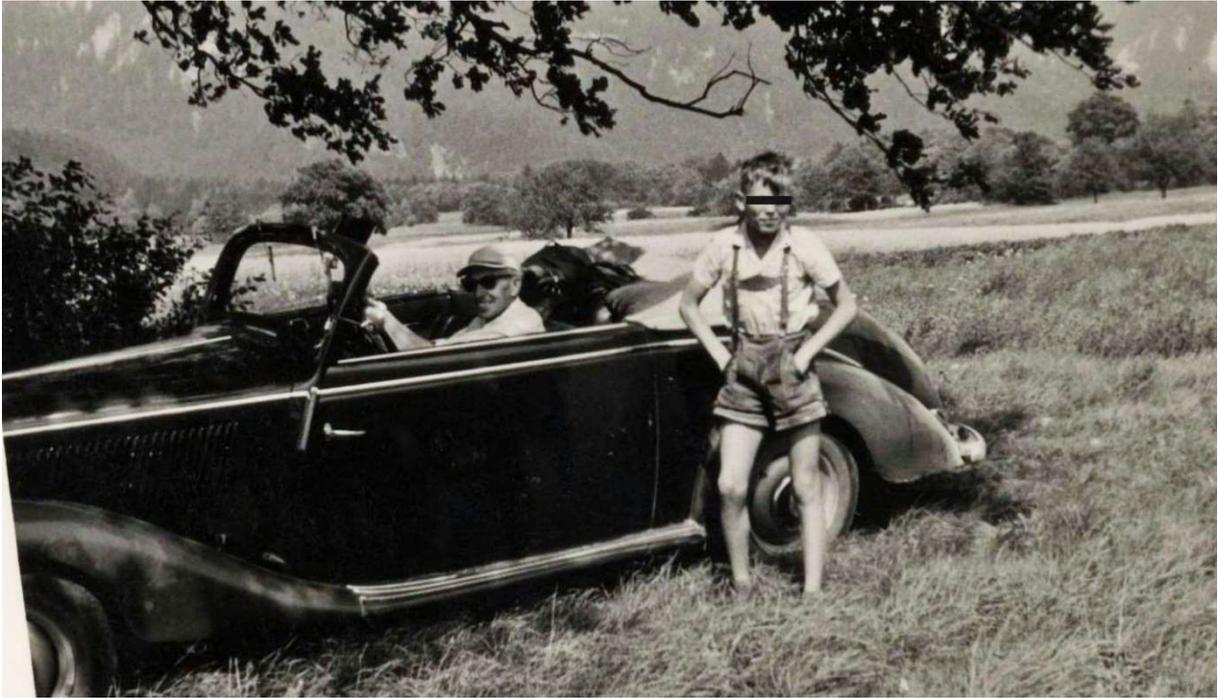


Abb. 1, Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh war ein Liebhaber großer Automobile, die er trotz seiner Querschnittslähmung selbst steuerte. Auf seinen Fahrten begleiteten ihn für alle erforderlichen Hilfestellungen Jungen aus dem von ihm geleiteten Kinderheim



Abb. 2

Nach dem gewaltsamen Tod eines französischen Kriegsgefangenen im Jahre 1944 wurde das im Wiesental gelegene Freibad in eine Teichanlage umgewandelt.



Abb. 3, Der damalige Student Bodo Steinmann (links) bildete und trainierte eine Handballmannschaft der Schule Dünnerholz, die bis auf einen einheimischen Schüler ausschließlich aus Heimkindern bestand. Der überraschende Sieg in einem Pokalwettbewerb brachte den Jungen für kurze Zeit die Anerkennung in der Dorfbevölkerung, die ansonsten den Verhältnissen im Heim gleichgültig gegenüberstand.



Abb. 4

In diesem Pool ertrank 1983 Friedrich Wilhelm von Bodelschwing angeblich ohne Fremdeinwirkung. Das neuwertige Becken wurde danach beseitigt.



Abb. 5

Das „Haus Blotevogel“ wurde trotz seiner hohen Bedeutung als Baudenkmal in Espelkamp abgetragen und in der Heimstätte mit starken Eingriffen in die Substanz wiedererrichtet.



Abb. 6

Das mit großem Aufwand behindertengerecht aus- und umgebaute Geschäftsführerhaus wird seit dem Tod der Johanne von Bodelschwingh im November 2019 nicht mehr genutzt (Stand März 2021).



Abb. 7

Das aus Lehmballen errichtete Heimathaus beherbergte in seiner wechselvollen Geschichte u. a. Siedlungsschüler, Vikare, ehemalige SS-Angehörige und Heimkinder.



Abb. 8

Die Eheleute Friedrich Wilhelm und Johanne von Bodelschwingh zu Beginn der 80-er Jahre.



Abb. 9

Das „Kleinsthaus“ wurde als Musterheim für einfachste Wohnverhältnisse gebaut, dann aber für die gehobenen Bedürfnisse von Angehörigen der Familie Bodelschwingh erweitert und entsprechend ausgestattet.



Abb. 10

Heimkinder, deren Eltern nicht Selbstzahler waren, erhielten in der Regel erkennbar gebrauchte Kleidung aus der Betheler Brockensammlung



Abb. 11

Die Heimstätte baute das „Seidelhaus“ nach dem Zweiten Weltkrieg als Musterhaus zur Bewältigung der Wohnungsnot nach dem Düner Lehmbroteverfahren. Es konnte sich aber nicht durchsetzen.



Abb. 12

Blick aus einem Seminaristenzimmer auf das damals noch strohgedeckte „Kleinsthaus“ während der Zeit des Sammelvikariates.



Abb. 13

Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh während seiner Zeit als Heimleiter Ende der fünfziger Jahre.



Abb. 14

Gustav von Bodelschwingh, der „Dünner Lehmbaupastor“, in seinen letzten Lebensjahren.



Abb. 15

Adelheid von Bodelschwingh geb. von Ledebur mit ihren Töchtern Adelheid (links) und Bernhild auf dem Gutshof Obernfeld bei Lübbecke.



Abb. 16, Adelheid (links) und Bernhild von Bodelschwingh vor dem eben errichteten ersten Lehmhaus („Pastorenhaus“) in Dünne, welches von der Pfarrersfamilie bewohnt wurde.



Heute wurde unsere Schwester

Bernhild v. Bodelschwingh

von allem Leid erlöst.

Adelheid Weerts, geb. v. Bodelschwingh
Friedrich Wilhelm v. Bodelschwingh
Gustav v. Bodelschwingh

Dünnerholz, den 23. März 1963

Nach der Trauerfeier am Mittwoch, dem 27. März 1963, um 15 Uhr im Elternhaus
in Dünnerholz ist die Beerdigung auf dem Familienfriedhof in Oberbauerschaft.

Abb. 17, Totenbrief der Bernhild von Bodelschwingh - entsprechend ihrem Wunsch ohne einen Hinweis auf eine Glaubensbindung.

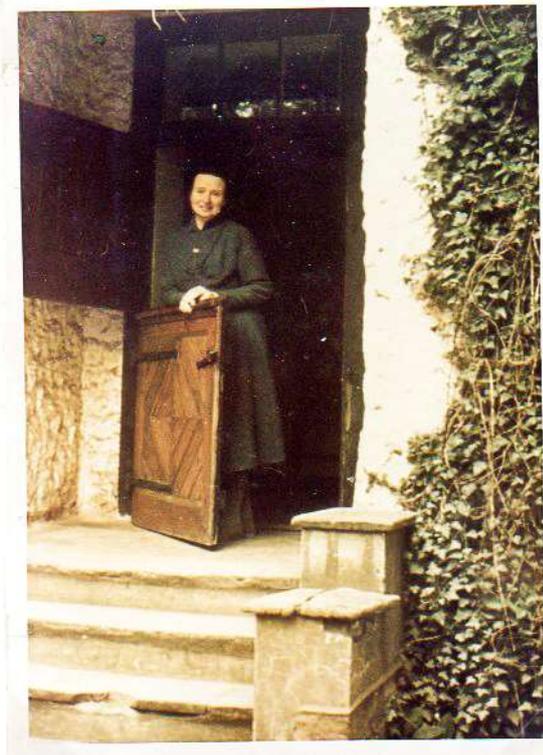


Abb. 18

Bernhild von Bodelschwingh zu Beginn ihrer Krebserkrankung im Jahre 1962



Abb. 19

Bernhild von Bodelschwingh zu Beginn ihrer Krebserkrankung im Jahre 1962

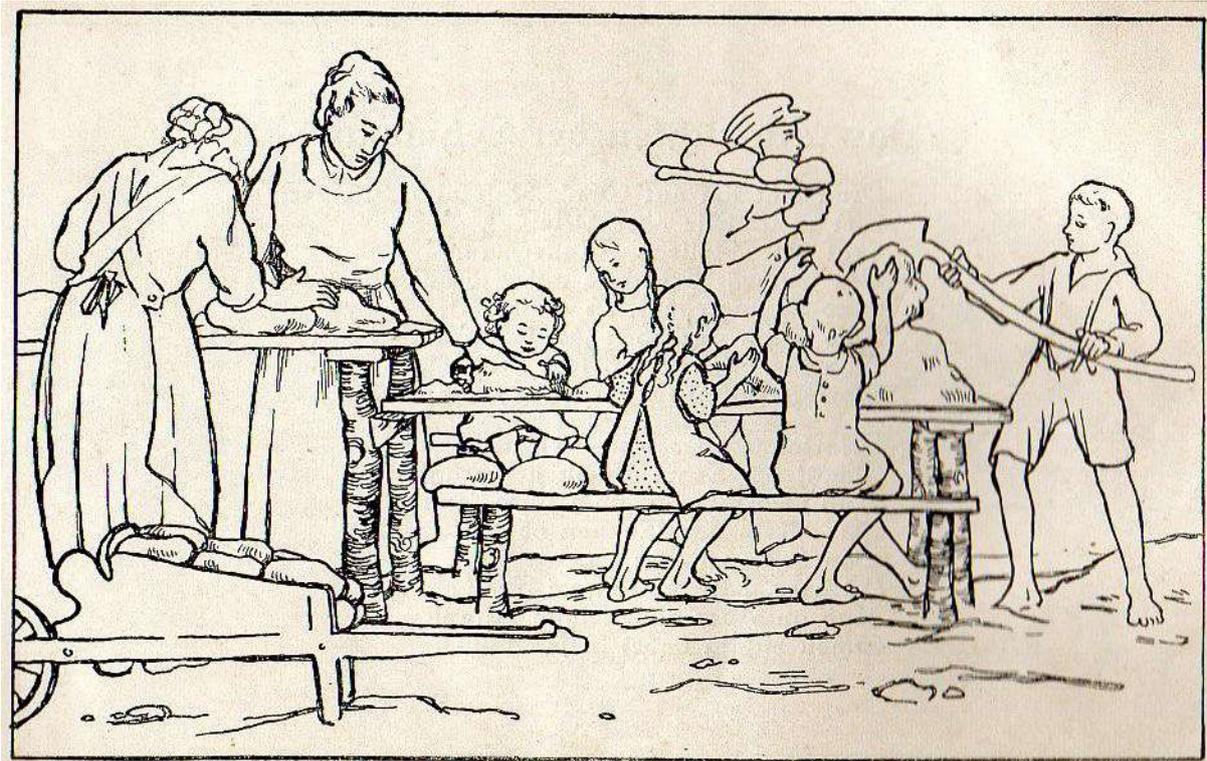


Abb. 20, Kinder helfen beim Formen der Lehmlaibe, die feucht und ohne Mörtel vermauert werden.

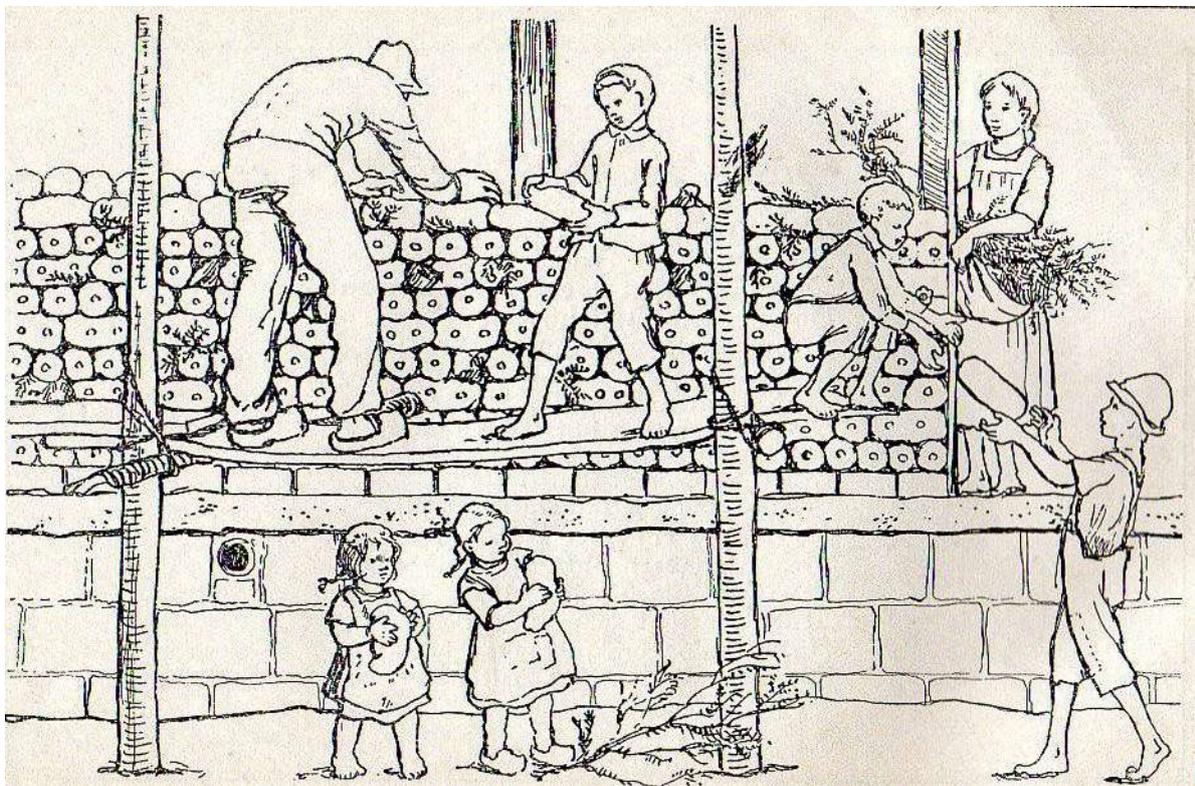


Abb. 21, Frische Zweige dienen der Armierung des Mauerwerkes, Kinder arbeiten als Handlanger.

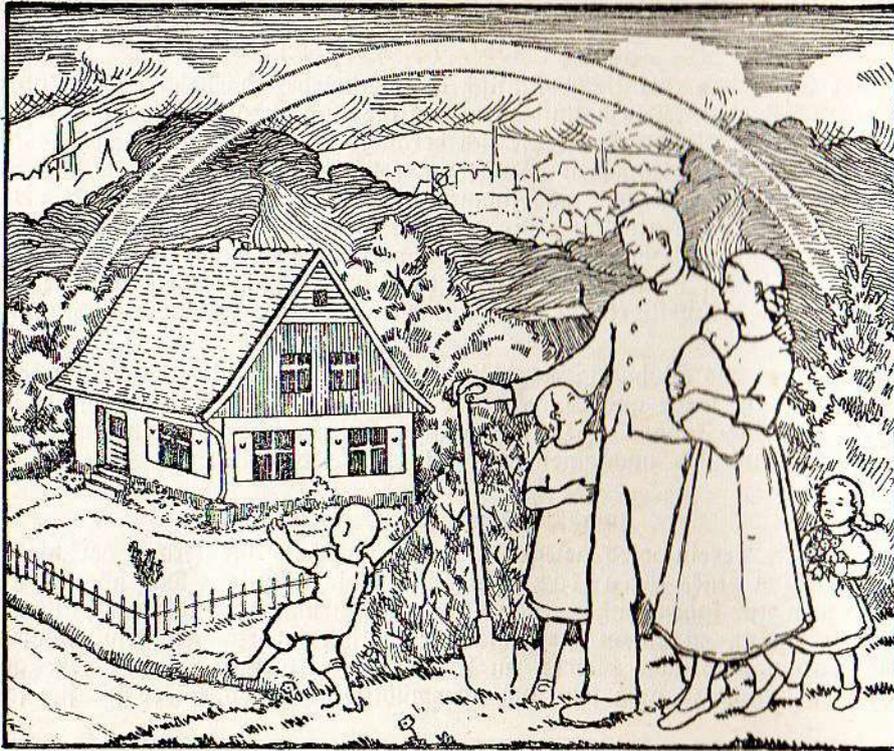


Abb. 22

Das bescheidene Lehmhaus auf eigener Scholle für eine heile und gesunde Familie - das wollte Gustav von Bodelschwing auch in den eroberten Ostgebieten für deutsche Siedler realisieren. (Bilder Adelheid v. B. sen. 1924)



Abb. 23

Heimathaus im Urzustand um 1935, rechts im Hintergrund das Wiehengebirge.



Abb. 24

Unverputztes Lehmhaus mit Schutzplanen gegen Schlagregen.



Dünne v. Dünne, du

Dünne unternommen

helfen

Danke mit Dünne

und junglichen Dünne

Von Dünnehand unternommen
 Luftkargalle an der Dünne-
 Palle P. Dünne
 u. Bodenschwingh's.

Abb. 25

Postkarte der Heimstätte Dünne (ca. 1948) mit Foto der Grabkapelle für Gustav von Bodenschwingh mit der Behauptung, sie sei von Kindern gebaut worden. In Wahrheit wurde sie von ehemaligen skandinavischen SS-Freiwilligen errichtet. Kinder halfen lediglich beim Stampfen und Formen des Lehms.



Abb. 26, Nach dem Abfall von Teilen des Zementputzes der Grabkapelle sind die ungebrannten Lehmbröte der Witterung ausgesetzt. Das Bauwerk steht bisher nicht unter Denkmalschutz (Stand März 2021).



Abb. 27, SA-Liederbuch und Hakenkreuzbinde des Friedrich von Bodelschwingh III, Enkel des "Vater Bodelschwingh".



Abb. 28

Links das vorübergehende Emblem des Söderblom-Gymnasiums in Espelkamp, das sich mit minimaler Retusche aus dem Wappen der 11. SS-Frw.-Pz. Gren. Div. Nordland, in der vorwiegend Skandinavier kämpften, herstellen ließ. Zeitweilig führten auch die Deutschen Christen ein ähnliches Wappen.